
UC-NRLF
$B 516 637


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Deutsche

Geographische Blätter.

(Begründet 1877 durch Dr. M. Lindeman.)

Herausgegeben von der

Geographischen Gesellschaft in Bremen

durch

Prof. Dr. A. Oppel und Prof. Dr. W. Wolkenhauer.

Band XXII.

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich.

Abonnements-Preis 8 Mark jährlich.



BREMEN.
Kommissions-Verlag von G. A. v. Halem.
1899.

Inhalt.

Heft 1.

Heft 2.

Heft 3.

Heft 4.



Heft 1. Band XXII.

Deutsche

Geographische Blätter.

Herausgegeben von der

Geographischen Gesellschaft in Bremen.

Beiträge und sonstige Sendungen an die Redaktion werden unter der Adresse **Geographische Gesellschaft in Bremen** erbeten.

Die Entdeckungs-, Besiedlungs- und Entwicklungsgeschichte Canadas und seiner Grenzgebiete.

Von Dr. W. Nederkorn.

Einleitung.

Die verschiedenen Karten vom Gebiete des St.-Lawrence-Busens und des Unterlaufes des St.-Lawrence-Flusses weisen eine Reihe normannischer, portugiesischer, französischer und englischer Namen auf, die, aus den verschiedensten, hier in Betracht kommenden Zeiträumen herstammend und aufs engste mit der Entdeckungs- und Besiedlungsgeschichte jener Gegenden verknüpft, zum Teil bis heute noch sich erhalten haben, zum Teil aber auch aus der geographischen Nomenklatur verschwunden sind. Aus diesem Grunde schon bietet eine Darstellung der Geschichte der Entdeckung und Besiedlung dieses Landes für die moderne Erdkunde ein grofses Interesse. Sowohl hierbei, als auch bei der politischen Umgestaltung spielen hervorragende Männer verschiedener Nationen — es bedarf nur des Hinweises auf Namen wie Corte-Real, Cabot, Cartier, Champlain, de Moyne, de la Verendrye, Montcalm, Wolfe, James Cook u. a. m. — eine wichtige Rolle.

Die staatlichen Umwälzungen und politischen Kämpfe, insbesondere das Ringen der beiden mächtigen Rivalen Europas, Frankreichs und Englands, auf amerikanischem Boden um den Besitz jener Ländergebiete und der endgiltige Übergang der französischen Herrschaft an die englische, zeigen uns heroische Gestalten und tragische Begebenheiten in Menge. Kein Wunder daher, dafs auch die Dichtung sich derselben zum Teil bemächtigt und der Mit- und Nachwelt die Erinnerung an die geschichtlich bedeutsamen Ereignisse jener kampfesreichen, denkwürdigen Zeit in poetischer Gewandung bewahrt hat.

Nicht weniger Interessenswertes bietet das Gebiet hinsichtlich seines wirtschaftlichen Ausbaues. Der Reihe nach zeigt es uns die drei verschiedenen Stufen der menschlichen Kulturentwickelung überhaupt. In der ersten Periode erscheint es als der hervorragendste Lieferant von Pelzwerk und Fischen: in einer zweiten treten die Bodenerzeugnisse, die Produkte der Wälder und im Anschlusse daran die des Ackerbaues hervor: in einer dritten endlich entwickelt es eine für die Zukunft noch sehr bedeutende Montanindustrie und dokumentiert seine hohe Wichtigkeit durch den Eintritt mit der canadisch-pacifischen Eisenbahn und der Dampfschiffahrt als wesentliches Glied in den interozeanischen Weltverkehr.

Diese Kette von Gesichtspunkten näher in Betracht zu ziehen und an der Hand eines vorwiegend französischen und englischen Quellenmaterials in grofsen Zügen auch die innere Entwicklung Canadas und seiner Grenzgebiete darzulegen, ist der Zweck vorliegender Arbeit.

I.

Die Entdeckungsfahrten zur Ost- und Nordküste Canadas.

Im Gegensatz zu der Morgenseite der Alten Welt, bis zu deren äufserstem Ostrande man auf der Suche nach dem Golde, den geschätzten Gewürzen und der kostbaren Seide auf langen, beschwerlichen Reisen zu Lande und zu Wasser längst und oft vorgedrungen war, bot die Abendseite für derartige Unternehmungen ein weit beschränkteres Feld. Am Ausgange des Mittelmeeres, an der Julia Augusta Gaditana, verlor sich der Blick des Seefahrers in der geheimnisvollen und verschleierten Wasserwüste. Das Nordwestgestade des afrikanischen Erdteils lockte wegen seiner Trostlosigkeit und Öde nur wenig zu waghalsigem Vordringen; dagegen erhielt die europäische Westseite bereits früh durch das wertvolle Zinn und den Bernstein ihre Wichtigkeit.

Phönizische Seefahrer waren es, die von den spanischen Silbergruben aus durch die Säulen des Herkules zuerst in das Weltmeer eindrangen und es in südlicher wie nördlicher Richtung befuhren. Nur diese letzteren Fahrten, welche die Nordseite des ozeanischen Weges zum Ziele hatten, beanspruchen in vorliegender Arbeit unser Interesse.

Der Bericht einer in dieser Richtung hin verlaufenen gröfseren Seefahrt durch Phönizier ist uns in der »Ora Maritima« des spätlateinischen Dichters Rufius Festus Avienus überliefert.[2])

[2]) Siehe Müllenhoff: Deutsche Altertumskunde. Bd. I, Berlin 1870

Die Reise des Pytheas von Massilia im letzten Viertel des vierten Jahrhunderts v. Chr. erweiterte wesentlich den Gesichtskreis. Er umschiffte Grofsbritannien und Irland und erreichte in nördlicher Fahrt die Hebriden, die uns in späterer Zeit als das von der Sage umwobene Ultima Thule begegnen.

Wie uns König Älfred in seiner altenglischen Übersetzung der „Historiarum adversum paganos libri septem" des Spaniers Orosius berichtet, unternahmen im 9. Jahrhundert der Normanne Ohthere und der Schleswiger (?) Wulfstân Fahrten zum Nordgestade Europas.[3])

Von ungleich höherer Bedeutung für die Erweiterung der Kenntnis der Nordseite des Atlantischen Ozeans waren die zahlreichen Vorstöfse der Wickinger über Schottland und Norwegen hinaus in das unbekannte Meer.

In der letzten Hälfte des 9. Jahrhunderts wurde der skandinavische Seeräuber Nadodd auf einer Fahrt von den Faröer nach Norwegen an die Gestade Islands verschlagen. Doch die Unwirtlichkeit der Insel bewog ihn bald wieder zur Umkehr. Dafs Island dennoch in der nächsten Zeit hänfig aufgesucht und sogar besiedelt wurde, ist bekannt.

Bald trieb der wenig sefshafte Sinn und der Hang zu Abenteuern die Skandinavier von hier weiter nach Westen bis Grönland. Gunnbjörn war der erste, der, auf einer Fahrt nach Island westwärts getrieben, in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts die Küste Grönlands erblickte und die nach ihm benannten Gunnbjörn-Schären entdeckte. Dorthin folgte ihm wenige Jahrzehnte später Snaebjörn. Im Jahre 985 oder 986 ging der wegen Mordes aus Norwegen und Island verbannte Skandinavier Erik Raude (Erich der Rote) in das von Gunnbjörn entdeckte Land und nannte es, um Ansiedler herbeizuziehen, Grönland, d. i. grünes Land.

Von Norwegen und besonders von Island aus begann nun die Besiedlung, und lebhafte Verkehrsbeziehungen entwickelten sich bald zwischen der Kolonie und dem Mutterlande. Nachrichten von diesem regen Austausch drangen selbst bis nach Norddeutschland und hatten eine in die 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts fallende friesische Expedition von der Weser aus zur Folge, über die Adam von Bremen uns berichtet und aus dessen Schilderung hervorgeht, dafs jene

[3]) Die Reise von Ohthere und Wulfstân, die, wie manches andere in der Übersetzung, von Älfred hinzugefügt wurde, findet sich u. a. gedruckt bei H. Sweet: An Anglo-Saxon Reader in Prose and Verse, with Grammatical Introduction, Notes and Glossary. Oxford, 1881, pag. 17—30.

friesischen Seefahrer über Island hinaus bis zu einem Felsgestade vordrangen, wo Menschen in Erdhöhlen wohnten.

Unterdessen ruhten die normannischen Entdeckungsfahrten nicht. Von Island aus wurde Ari Marsson nach Hvitramannaland [4]) verschlagen. Dasselbe Gebiet erreichten kurze Zeit später auch Björn Breidvikingakappi und Gudleifr Gudlaugsson.

Um das Jahr 986 traf Bjarni auf einer Reise von Island nach Grönland neue Ländermassen an, welche der Sohn Eriks, Leif den Hepne (Leif der Glückliche), bald genauer erforschte.

Um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts berührte Leif auf westlicher Fahrt einen klippenreichen Küstenstrich, den er Helluland nannte. Eine im weitern Verlauf der Fahrt ihm begegnende bewaldete Gegend belegte er mit dem Namen Markland; eine dritte Küstenzone endlich, wo man mit Früchten beladene Bäume an einem Flusse vorfand und wilde Reben mit efsbaren Trauben entdeckte, erhielt die Bezeichnung Vinland, d. i. Weinland. [5])

Die unmittelbare Folge dieser bedeutsamen Entdeckung waren zahlreiche Versuche, in dieser neuen, der Kolonisation günstigen Gegend Niederlassungen zu gründen, Versuche, die aber wegen der feindlichen Haltung der Eingeborenen und infolge der Zwistigkeiten der normannischen Ansiedler unter sich zu keinem dauernden Ergebnis führten.

Zwar wurde der Verkehr mit diesem neuerschlossenen Gebiet, dessen Ruf selbst bis nach Deutschland drang, wo Adam von Bremen von einer Insel Winland spricht, nicht gänzlich unterbrochen; doch die Entdeckungsfahrten verliefen bald in anderer Richtung hin und führten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zur Erforschung der Westküste Grönlands. 1266 befuhren grönländische Missionare die Baffin Bay bis 75° N. hinaus.

Allein bald geriet auch dieser Verkehr ins Stocken. Der Schwarze Tod (oder die Pest von Florenz, wie er auch genannt wurde), der um die Mitte des 14. Jahrhunderts ganz Europa heimsuchte, erreichte auch Island und decimierte hier die Bevölkerung, so dafs die weitzerstreuten Überlebenden aufhörten, ein festes Staats-

[4]) Man hat in diesem Hvitramannaland, d. i. Weifsmännerland, wohl mit Recht irgend ein Gebiet der Nordostküste Amerikas vermutet.

[5]) Streng geographisch lassen sich diese Gebiete naturgemäfs nicht abgrenzen. Aus einer Bemerkung, dafs die Sonne am kürzesten Tage 9 Stunden über dem Horizont blieb, hat man berechnet, dafs die zuletzt genannte und als Vinland bezeichnete Gegend zwischen 41 und 42° N. lag und wahrscheinlich Rhode Island war. Auch läfst die Angabe vom Vorkommen wilder Reben (Vitis Labrusca, L. und V. vulpina, L.) auf das heutige Neu-England schliefsen.

wesen zu bilden. Damit mufste auch die Verbindung mit Grönland gelockert oder gar gänzlich unterbunden werden. Auf der andern Seite aber drangen um jene Zeit die hyperboräischen Eskimo, deren ursprüngliche Wohnsitze nach dem Gebiet der Kolima und des Anadyr verlegt werden, nach Grönland vor und traten an die Stelle der normannischen Kolonisten, wobei unbekannt bleibt, ob diese von den fremden Eindringlingen ausgerottet wurden, oder aus Mangel dahinstarben.

So war es kein Wunder, dafs bald die richtige Vorstellung von der Lage Grönlands verloren ging, wie es die Weltkarte in der Ausgabe des Strafsburger Ptolemäus vom Jahre 1513 beweist, auf der Grönland als eine an das nördliche Europa angelehnte und über Skandinavien und Grofsbritannien hinausragende langgestreckte Halbinsel erscheint.

Daneben hatten sich auch bereits phantastische Vorstellungen von sagenhaften, weltvergessenen Inseln im Westmeere gebildet. Schon dem Altertume waren die Canarischen Inseln als die Insulae Fortunatae bekannt gewesen. In der abendländischen Litteratur hatte die Sage vom heiligen Brandan, der gegen Ende des 6. Jahrhunderts von Irland aus zu einer glückseligen Insel im Westmeere ausfuhr, weite Verbreitung gefunden. Später, im Laufe des 15. Jahrhunderts, gewannen noch andere Wahnvorstellungen von Inseln festen Fufs und erschienen selbst auf den Karten der damaligen Zeit, wie die Insel der Sette Cidades und die angeblich westlich von Irland gelegene Insel Brasil.

So hatte sich infolge dieser unklaren Ideen das Westmeer allmählich mit einer Reihe von Inseln angefüllt, die wohl das Ziel mancher Fahrt gewesen sein mögen. Doch derartige Vorstöfse mufsten so lange erfolglos bleiben, als der Kompafs noch nicht erfunden war. Erst mit der Anwendung dieses Instrumentes lenkte die mittelalterliche Schiffahrt in gänzlich neue Bahnen. Dem Einflufs des Magneten war es zuzuschreiben, dafs Ende des 13. Jahrhunderts gennesische und venetianische Kaufleute den direkten Seeweg zu den niederländischen Städten eröffneten.

Was die in den Ausgang des 14. Jahrhunderts fallenden Seereisen des venetianischen Brüderpaares Nicolo und Antonio Zeno [6]) betrifft, so bedarf es an dieser Stelle nur einer kurzen Erwähnung derselben. Der Schauplatz ihrer Unternehmungen fällt in den Rahmen

[6]) R. H. Major: The voyages of the Venetian brothers Nicolo and Antonio Zeno. Hakluyt Society, London 1873.

der normannischen Seezüge im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans, und der Bericht [7]) über die Zenischen Fahrten weist auf nicht näher zu bestimmende Gebiete der nordamerikanischen Ostküste hin, die beide Brüder besucht zu haben scheinen. Diesem Reisebericht ist eine Karte vom nordatlantischen Ozean beigefügt, die mit einem nicht ursprünglichen, später hinzugefügten Gradnetz versehen ist. Auf ihr ist die Lage Islands annährend richtig wiedergegeben, die Südspitze Grönlands dagegen auf den 65. Parallel verlegt. Diese Karte nun übte auf die irrigen Vorstellungen der zeitgenössischen Kartographen einen grofsen Einflufs aus; denn Ortelius und Merkator schenkten ihr grofse Beachtung, Frobisher gebrauchte sie auf seiner Nordwestreise und wurde ebenso wie Davis, der auch unter dem Banne dieser Karte stand, durch sie in grofse Irrtümer geführt.

Mehr noch wie bei den Zenischen Fahrten sind wir bezüglich der Seereise des Johann von Kolno, der angeblich im Jahre 1476 von König Christian I. von Dänemark ausgesandt wurde, um den unterbrochenen Verkehr mit Grönland wieder anzuknüpfen, auf Vermutungen angewiesen. Ob wir aus dem Bericht der Kolnoschen Fahrt, die uns Gomara in seiner „Geschichte von Indien" (1553) erzählt, berechtigt sind zu entnehmen. dafs Kolno Labrador oder der Eingang der Hudsonstrafse erreichte, mag dahingestellt bleiben.

Wir treten jetzt in das Zeitalter der grofsen Entdeckungen. Bevor noch die Portugiesen Indien auf dem Seewege um Afrika zu erreichen imstande waren, war ein Projekt aufgetreten, welches, die Kugelgestalt der Erde voraussetzend, nichts Geringeres bezweckte, als den geraden Weg nach Westen über das unbekannte Weltmeer zum Ostgestade der Alten Welt einzuschlagen. Der Träger dieses Planes war der Italiener Christofero Colombo, der, von Schifferberichten über die Geheimnisse des westlichen Weltmeeres und vom Studium der Imago Mundi des Kardinals von Cambray, Pierre d'Ailly, stark beeinflufst, durch den bekannten Brief des Florentiner Gelehrten und Arztes Paolo Toscanelli an König João (Johann) II. endgiltig zu der Ausführung einer Westfahrt bestimmt wurde. Vom Könige von Portugal 1483 abgewiesen, trat Columbus vor das spanische Königspaar, das im Frühjahr 1492 sein Projekt guthiefs

[7]) Derselbe wurde 1558 von einem Nachkommen der Familie Zeno in Venedig unter dem Titel voröffentlicht: Dello scoprimento dell'Isole Frislanda, Eslanda. Engroenelanda, Estotilanda, Icaria. fatto per due fratelli Zeni, M. Nicolo il Cavaliere et M. Antonio.

und ihm jene vier Reisen (1492—1504) ermöglichte, die zur Entdeckung der Neuen Welt führten.

Seine Fahrten und die in denselben Rahmen fallenden Seeunternehmungen seiner unmittelbaren Nachfolger berühren unser fragliches Gebiet nicht und dürfen daher füglich übergangen werden. Erst die Versuche, einen nordwestlichen Weg nach Indien aufzufinden, bringen uns wieder auf Canada.

Es war in England, dem für ein derartiges Unternehmen am günstigsten gelegenen Lande, wo die Idee, China und Indien auf nordwestlicher Fahrt zu erreichen, zuerst Anklang und thatkräftige Förderung fand. Der Träger dieses Gedankens war wiederum ein Italiener — Giovanni Cabotto (engl. John Cabot).[8] Von Geburt Genuese, ging John im Jahre 1461 nach Venedig und erwarb sich hier, nachdem er, einer Gesetzesforderung entsprechend, 15 Jahre lang in der Stadt gewohnt hatte, das Bürgerrecht. Um 1490 etwa wandte sich Cabot mit seinen drei Söhnen Ludovico, Sebastiano und Sancto nach England und liefs sich in Bristol, dem zweitbedeutendsten Handelsemporium des Landes in damaliger Zeit, nieder. Hier regte er die Kaufleute in der Stadt an, alljährlich Schiffe auf die Suche nach den auf den Seekarten verzeichneten Inseln im westlichen Ozean auszusenden. Diese Thatsache geht hervor aus dem Briefe des damaligen spanischen Gesandten Pedro de Ayala vom 25. Juli 1498 an seinen König, worin es heifst: „Los de Bristol ha siete annos que cada anno un armado dos, tres, cuatro caravelas par ir a buscar la isla del Brasil y las siete ciudades con la fantasia deste Genoves.“ Dieser Genuese war John Cabot.

Ob jene von Ayala erwähnten Fahrten Erfolg hatten, wissen wir nicht. Am 5. März 1496 aber erhielt Cabot vom englischen König Heinrich VII. ein Patent, das ihm und seinen drei Söhnen die Berechtigung zu Entdeckungsreisen nach Westen verlieh. Vom Könige selbst und Bristoler Kaufleuten mit mehreren Schiffen ausgerüstet, unternahm Cabot, durch die bereits nach England gelangten Nachrichten des grofsen Genuesen mächtig angespornt, im Anfang Mai 1497[9]) seine erste Reise über den Ozean. Am 24. Juni ent-

[8]) H. Harrisse: Jean et Sébastien Cabot. Paris, 1882. — S. E. Dawson: The Voyages of the Cabots in 1497 and 1498. Trans. Roy. Soc. Canada. vol. XII., 1894. — S. E. Dawson: The Discovery of America by John Cabot in 1497. Trans. Roy. Soc. Canada. new series, vol. I., 1896.

[9]) Dafs Cabots erste Fahrt 1497, und nicht 1494 stattfand, ergiebt sich aus dem Tagebuch Heinrich VII. vom 10 August 1497, worin es heifst: „To Him that found the New Isle £ 10.—“

deckte er Labrador.[10]) Der Küste in nordöstlicher Richtung entlang fahrend, stiefs er auf Treibeis, das ihn zur Umkehr zwang. Im Anfang August war Cabot wieder in England.[11])

Dafs Cabot 1497 bereits das fischreiche Gebiet der Neufundlandbänke entdeckte, ist wahrscheinlich. Doch wurde der Fischfang erst von den Corte Reãis angeregt und zuerst von den Portugiesen betrieben. Noch 1578 waren letztere mit 50 Schiffen am stärksten daran beteiligt, während nur 30 englische ihm oblagen.

Der Erfolg seiner ersten Reise verschaffte Cabot die Möglichkeit, auf Grund eines neuen königlichen Patents mit 5 bis 6 Fahrzeugen im April 1498 zum zweiten Male nach Westen zu segeln, eine Unternehmung, über deren Resultate uns keine sicheren Angaben vorliegen. Harrisse glaubt aus der Stellung der englischen Wimpel auf der Karte von Cosa vom Jahre 1500 annehmen zu dürfen, dafs Cabot auf dieser Fahrt in südwestlicher Richtung bis ungefähr 35° n. Br. gelangte.

Nach dem Tode seines Vaters betrat Sebastian Cabot die Laufbahn seines Lehrmeisters. Wie aus einer dürftigen Notiz in der Chronik des Robert Fabian[12]) hervorgeht, hat Sebastian einmal

[10]) Die Meinungen über Cabots Landungsstelle auf dieser Reise sind geteilt. So glaubt Dawson im Gegensatz zu Harrisse, der für Labrador sich entscheidet, dafs die Ostspitze von Cape Breton von Cabot zuerst betreten worden sei. Auf der Karte von Cosa aus dem Jahre 1500, der ältesten, die wir über Amerika besitzen, erscheint die S.-O.-Spitze von Neufundland als Cabo de Ynglaterra, fünfzehn Breitegrade nördlich von der westlichsten der Azoren und wenige Längengrade westlich von dieser gelegen. Sicher wohl waren es Nachrichten über die Cabotsche Expedition, die Cosa verwertete. Daneben ist wohl zu beachten, dafs auf den Karten Hernando Colons und Diego Riberos aus den Jahren 1527 und 1529 das Tierra del Labrador sowohl hinsichtlich seiner Längenausdehnung, als auch in bezug auf seine Configuration weit mehr Ähnlichkeit mit Grönland aufweist als mit dem Gebiet, das wir heute als Labrador bezeichnen.

[11]) Eine von Sebastian Cabot, der diese Fahrt gemeinsam mit seinem Vater unternahm, aus dem Jahre 1544 stammende Karte bezeichnet das hinter Neufundland am St.-Lawrence-Busen gelegene Gebiet als „prima tierra vista." Es scheint hier eine von Cabot gemachte Fälschung vorzuliegen, der dadurch vielleicht das frühere Anrecht Englands auf jene fragliche Gegend den Franzosen gegenüber dokumentieren wollte. Auf allen Karten dieser Zeit nämlich erscheint Neufundland als zum Festland gehörig, was schwer erklärbar wäre, wenn Cabot bereits 1497 in die St.-Lawrence-Mündung gedrungen wäre. Überdies tragen auch die auf der Cabotschen Karte eingetragenen Namen französischen Charakter und lassen die Annahme gerechtfertigt erscheinen, dafs die von Cartier im Gebiet des St.-Lawrence gemachten Entdeckungen in der Nomenklatur der Karte Cabots Verwertung fanden.

[12]) Rich. Hakluyt. »Divers Voyages«. London 1600, III.

noch eine Fahrt nach Nordwesten unternommen, die etwa in das Jahr 1503 fällt. Nach Fabians Bericht nun fand Cabot auf dieser Reise neue Inseln, welche von Menschen bewohnt waren, die sich in Felle kleideten, rohes Fleisch verzehrten und eine völlig unverständliche Sprache redeten. Von diesen Eingeborenen brachte Sebastian einige mit nach Hause.

Nach dem Tode Heinrichs VII. im Jahre 1509 wandte Cabot England den Rücken und trat 1512 als Kapitän in spanische Dienste. Hier wufste er den König Ferdinand für den Gedanken einer Nordwestfahrt, die unter Sebastians Leitung unternommen werden sollte. zu gewinnen; allein der plötzliche Tod des Königs verhinderte die Ausführung des Planes (1516).

Im folgenden Jahre finden wir Cabot wieder in England, um hier das Interesse Heinrich VIII. für eine neue Nordwestfahrt wachzurufen. Auch diesmal wieder war Sebastian das Glück nicht günstig; das geplante Unternehmen scheiterte an der Unentschlossenheit und dem Bedenken des englischen Vizeadmirals Sir Thomas Perthe.

Enttäuscht verliefs Cabot England, das er aber, nachdem er kurze Zeit als spanischer Oberpilot unter Karl I. (1516—1556) Dienste gethan hatte, vorübergehend im Jahre 1519 wieder aufsuchte.

1522 stellte Cabot, wie aus den Mitteilungen des venetianischen Gesandten Contarini hervorgeht, sich seiner Vaterstadt zur Verfügung. Dem Rate von Venedig machte er das Anerbieten, eine Flotte auf dem Nordwestwege um Nordamerika herum nach China zu führen. Doch er wurde abgewiesen. [13])

Eine unter seiner Leitung ausgeführte, aber verfehlte Expedition nach den Molukken (1526—1530), die er in spanischen Diensten unternahm, zog ihm eine zweijährige Gefangenschaft und eine ebensolange Verbannung zu. 1547 wandte Cabot sich wieder nach England, ohne aber für die Ausführung seines Lieblingsplanes thatkräftige Hilfe zu finden. So sehen wir ihn noch einmal im Jahre 1551 seiner Vaterstadt Venedig sein Projekt, den Venetianern den Nordwest- oder, was nicht ausgeschlossen ist, den Nordostweg nach China zu zeigen, unterbreiten. 1553 treffen wir Cabot als Gründer und Vorsitzenden der „Mystery. Compagny and fellowship of merchant adventurers for discovery of unknown lands“, einer Handelsgesellschaft. welche China auf nordöstlichem Wege um Europa und Nordasien herum zu erreichen strebte. Über Cabots letzte Lebensjahre und

[13]) Harrisse „J. et Seb. Cabot“ pag. 344/354.

über den Ort und die Zeit seines Todes sind uns verbürgte Nachrichten nicht erhalten.

Zeitlich fast zusammenfallend mit den Bestrebungen John Cabots sind die Versuche Portugals unter dem Brüderpaare Gaspar und Miguel Corte-Real [14]), gegen Nordwesten vorzudringen. Nicht unvorbereitet und wahrscheinlich durch kleinere nach Westen gerichtete Seeunternehmungen geschult, scheint Gaspar, der als der jüngste der drei Söhne des João Vaz Corte-Real um das Jahr 1455 geboren wurde, seine erste Nordwestfahrt unternommen zu haben. Dies geht hervor aus einer Stelle im Patentbriefe des portugiesischen Königs Manoel vom 12. Mai 1500, wo es heisst: „. . . Por quamto Gaspar Corterreall, fidalguo da nossa casa, os dias pasados se trabalhou per sy e a sua custa com nauyos e homes de buscar e descubrir e achar com muyto seu trabalho e despesa de sua fazemda e peryguo de sua pesoa algumas ilhas e terra firme.“ Auf Grund dieses Patentbriefes unternahm Gaspar im Anfang des Sommers 1500 von Lissabon oder der Insel Terceira aus — die uns über diese Fahrt zur Verfügung stehenden Berichte des Damiam de Goes [15]) und des Antonio Galvam [16]) gehen bezüglich dieses und mancher andern Punkte auseinander — seine erste Fahrt. Nur dürftig sind wir über das Ziel dieser Reise unterrichtet. Während Galvam nur erwähnt, dafs Gaspar bis zum 50° n. Br. gelangte [17]), berichtet Goes in seiner „Chronica“, der Portugiese habe ein nördliches Land mit kaltem Klima entdeckt und es wegen seines Baumreichtums „grünes Land“ genannt. [18])

Für die Aufklärung der zweiten Fahrt Corte-Reals sind uns zwei wichtige Dokumente erhalten: der Brief des venetianischen Gesandten in Portugal, Pasqualigo, an seine Brüder in Venedig, und das Schreiben des Italieners Alberto Cantino an Hercules von Este,

[14]) H. Harrisse, Les Corte-Real et leurs voyages au Nouveau-Monde d'après des documents nouveaux ou peu connus tirés des archives de Lisbonne et de Modène. Paris 1883. — (Die Pluralform von Corte Real im Portugiesischen ist Corte Reãis (spr. Reaïsch).

[15]) D. de Goes, Chronica do Felicissimo Rei dom Emanoel. Lisboa 1566.

[16]) Tratado que compõs o nombre e natauel capitão Antonio Galuão, dos diuersos e desuayrados caminhos. Lisboa 1563.

[17]) Foy à quella clima que esta debaixo do norte em circoenta graos daltura.)

[18]) Nesta viagem descobrio pera quella banda do Norte, huma terra que por ser muito fresca, e de grãdes aruoredos, quomo ho sam todas has que jaze peraquella bãda, lhe pos nome terra verde.

Herzog von Ferrara, beide vom Oktober 1501.[19]) Wie aus diesen Briefen ersichtlich, geht Gaspar Ende December 1500, oder Anfang Januar 1501 von neuem in See. Vier Monate hindurch treibt der Wind die drei Schiffe in derselben Richtung, ohne dafs man Land entdeckt.[20]) Im Anfang des fünften Monats treffen sie grofse Eismassen an.[21]) Von dem Eise gehemmt, umgehen sie zwei Tage später ein Kap im Nordwesten.[22]) In dieser Richtung segeln sie bei andauernd günstigem Wetter drei Monate lang weiter und erblicken am ersten Tage des vierten Monats zwischen Nordwesten und Westen ein grofses Land, wo sie landen und eine Meile lang einem grofsen Flusse folgen. Hier bemächtigen sie sich etwa 50 Eingeborener. Hierauf sendet Corte-Real zwei seiner Schiffe nach Portugal zurück; er selbst bleibt mit dem dritten Schiffe, um die Küste zu erforschen und sich zu vergewissern, ob das entdeckte Gebiet Insel oder Festland sei.

Das eine der zwei zurückgesandten Schiffe trifft am 8. Oktober 1501 in Lissabon, mit sieben Eingeborenen des entdeckten Landes an Bord, ein.[23]) Drei Tage später, am 11. Oktober, gelangt auch das andere Schiff dort an, nachdem es die 2800 Meilen lange Rückfahrt in einem Monat vollführt hatte.[24]) Für eine annährend genaue Bestimmung des Gebietes, wo Gaspar landete, ist eine Stelle im erwähnten Briefe Pietro Pasqualigos von Bedeutung, wo dieser, der Augenzeuge der Landung eines der zwei zurückkehrenden Schiffe in Lissabonn war, mitteilt, Gaspar habe bei den Eingeborenen einen vergoldeten Säbelstumpf italienischer Arbeit vorgefunden, und die Ohrmuscheln eines der auf den Schiffen nach Lissabon geführten Kinder seien mit zwei Silberplatten geschmückt gewesen, die unbedingt das Gepräge venetianischer Arbeit trügen. Daraus schlösse er auch,

[19]) Beide Briefe sind im Original abgedruckt in dem bereits citierten Werk von Harrisse.

[20]) „. . . quatro mesi continui, sempre per quello vento et a quel polo caminarno . . .“ — Cantino —.

[21]) „. . .et intracti nel quinto meso volendo pure inanti seguire, dicono, che ritrovarno masse grandissime de concreta neve andare mosse da londe sopra il mare a galla“ — Cantino —.

[22]) „Nel secondo giorno del quale ritrovarno el mar gelato et constrecti ha abandonare la impressa, cominciarno a circondare verso maestro et ponenti“ — Cantino —.

[23]) „Adir VIII. del presente anno qui una de le doe Caranelle . . . Hanno conducti qui VII. tra homini et femene e putti de quelli“ — Pasqualigo —.

[24]) „Questo naviglio è venuto di la a qua in un mese, et dicono esservi 2800 milia de distantia“ — Cantino —.

dafs das von Gaspar betretene Gebiet festes Land sein müsse und mit Asien zusammenhinge. [25])

Was liegt näher, als die Vermutung, dafs die von Corte-Real betretenen Gestade bereits früher von Europäern besucht wurden und dafs es wahrscheinlich Cabots Schiffe waren, die diese bei den Eingeborenen von Gaspar vorgefundenen Gegenstände italienischen Kunstgewerbes mitgebracht hatten?

Damit im Einklang steht auch das Ergebnis der Forschungen von Harrisse, wenn er sagt: »Le champ de la première exploration de Gaspar Corte-Real est la côte sud-est du Labrador, ou l'île de Terre-Neuve en sa partie la plus septentrionale . . . . . L'atterage dans la seconde expédition se localise au point le plus méridional atteint lors du premier voyage, et l'exploration fut dans la direction du sud, mais, ce semble, sans atteindre la baie de Fundy.«

Cantino erzählt, dafs der Kapitän des zweiten Schiffes nach seiner Landung in Lissabon am 11. Oktober 1501 dem Könige Manoel die Mitteilung machte, Corte-Real sei zurückgeblieben, um das von ihm entdeckte Land noch näher zu erforschen. (Siehe vorher.) Das ist die letzte Nachricht über ihn. Wo Gaspar Schiffbruch erlitt und mit seiner Mannschaft den Tod fand, ist nicht näher zu bestimmen. [26])

Um nach dem Verbleib seines Bruders zu forschen, ging Miguel Corte-Real, durch ein königliches Patent vom 15. Januar 1502 ermächtigt, am 10. Mai d. J. mit zwei oder drei Schiffen von Lissabon aus unter Segel. Wie aus den Berichten, die uns Galvam und Goes über diese Reise hinterlassen haben, hervorgeht, scheint Miguel das von seinem Bruder entdeckte Gebiet der Ostküste Nordamerikas betreten zu haben. Galvam erzählt, Miguel habe eine Küste mit zahlreichen Flussmündungen entdeckt. Die drei Schiffe hätten sich darauf, um den Lauf dieser Flüsse zu verfolgen, unter dem Versprechen getrennt, sich bis zum 20. August an einer bestimmten Stelle wieder zu treffen. Zwei Schiffe fanden sich zur festgesetzten Zeit wieder ein und kehrten, als Miguel nicht erschien, wieder nach Portugal zurück. Auch er blieb verschollen.

---

25) Die Stelle im Briefe lautet: . . . . Et quilli anchora hanno porta de la uno pezo de spada rotta dorata: la qual certo par facta in Italia: uno putto de questi haueua ale orecbie dui tõdini de argento: che senza dubio pareuo sta facti a Venetia . . . .

26) Harrisse glaubt, dafs er in der Davisstrasse oder Hudson Bay sein Leben einbüfste.

Wie Goes erzählt, liefs der portugiesische König i. J. 1503 zwei Schiffe auslaufen, um nach den verschwundenen Brüdern zu suchen; doch beide Fahrzeuge kehrten ergebnislos zurück.

Die Gebiete, die Gaspar und Miguel Corte-Real entdeckten, wurden während des 16. Jahrhunderts von der portugiesischen Krone als überseeischer Besitz betrachtet. Wie eine Reihe von Urkunden beweisen, wurden der Familie des Entdeckers und ihren Nachkommen vielfach Landbesitz auf Neufundland und Cape Breton im Laufe des 16. Jahrhunderts angewiesen.[27])

Auch Kolonisationsversuche wurden in den neuen Ländern gemacht, Unternehmungen freilich, deren Ergebnisse höchstens die Anlage von kleinen Fischereien waren und für die Entdeckungsgeschichte späterer Zeit von untergeordneter Bedeutung sind.

Erst zwei Jahrzehnte später, zu einer Zeit, als durch die erste Weltumseglung unter Magalhães (1519—1522) die Geschlossenheit und Selbständigkeit Amerikas erwiesen worden war, begannen neue Versuche, auf nordwestlicher Bahn über den Ozean nach China zu gelangen. Die Bestrebungen Spaniens, besonders unter Cortez,

27) de Bettencourt, Descrobimentos, guerras e conquistas dos Portuguenses em terras do Ultramar nos seculos XV. et XVI. Lisboa 1881.

Was den Namen Tierra oder Ilha de Bacalbaos betrifft, so begegnen uns bezüglich der Deutung seines Ursprungs eine Reihe von Schwierigkeiten. Auf der Karte von Amerika des Hernando Colon vom Jahre 1527 erscheint das fragliche Gebiet als Y. do los Bacallaos, bei Diego Ribero (1529) als Y. de Bacallaos, auf der Karte von Pedro Reinel vom Jahre 1505 (Münchener Atlas, Blatt No. 1) als Y. dos bacalhos. Ribero bringt auf seiner Karte den Namen in Verbindung mit Corte-Real, Peter Martyr dagegen schreibt die Bezeichnung dem Sebastian Cabot zu, der diesen Namen für den in Spanien »Abadejo« genannten Fisch von den Eingeborenen des heutigen Labradors in Erfahrung gebracht habe. (P. Martyr: Ocean. Dec. III, c. 6: »Bacalaos Cabotus ipse terras illas appellavit«.) Martyrs Angabe hat die Wahrscheinlichkeit für sich, da Corte-Real zwar den Kabeljau kennt, ihn aber nur als Stochafis = Stockfisch erwähnt. (Siehe dazu Biddle: Memoir of Seb. Cabot. London 1832, pag. 240). Beachtenswert ist übrigens, dafs der Name nicht in das französische und englische, wohl aber in das spanische und portugiesische Wörterbuch Eingang gefunden hat. (Siehe Kunstmann: Die Entdeckung Amerikas. München 1859, pag. 43.)

Der Name Terra Nova für Neufundland findet sich zuerst in einem spanischen Dokument vom Oktober 1511, in dem Doña Juana la Loca, die Tochter von Ferdinand II. von Aragonien und Isabellas von Kastilien, den aus Lérida gebürtigen Kapitän Juan de Agramonte beauftragt, ein Land, welches Terranova heisst, zu entdecken, d. h. wieder aufzufinden und zu benennen. (Siehe Navarrete: Coleccion de los viages y descubrimientos, que hicieron por mar los Españoles desde fines del siglo XV. Tomo III, pag. 125. Madrid 1829.)

eine die beiden Ozeane im Westen und Osten der Neuen Welt verbindende Wasserstrafse zu entdecken, weckten auch das Interesse des französischen Königs Franz I. für diese Frage.

Zwar hatten bereits seit dem Jahre 1504 bretagnische Fischer jahraus, jahrein die ergiebigen Fischgründe auf den Bänken von Neufundland aufgesucht; doch diese Fahrten waren für die Erdkunde und die Erweiterung des geographischen Wissens ohne jede Bedeutung gewesen. Zu einer wissenschaftlichen Zwecken dienenden Unternehmung bedurfte man eines erfahrenen, geistig hochstehenden Mannes. Ein solcher war der Florentiner Giovanni di Verrazano, der sich im Jahre 1523 erbot, den Franzosen den Nordostweg nach China zu weisen. In seinem Briefe vom 8. Juli 1524 [28]) an den französischen König hat Verrazano den Zweck seiner Fahrt angegeben: „Mia intenzione era di pervenire in questa navigazione al Cathaj allo estremo oriente dell Asia pensando trovare tale impedimento di nuova terra quale ho trovata, e se per qualche ragione pensava quella trovare non senza qualche futo di penetrare allo oceano orientale essere stimava.“ Mit vier Schiffen verliefs Verrazano Ende 1523 Dieppe. Zwei Schiffe zerstörte ihm der Sturm an der unwirtlichen Küste der Bretagne, das dritte vernichteten die Spanier bei Madeira, von wo Verrazano am 17. Januar 1524 mit dem letzten seiner Fahrzeuge, dem „Dolphin“, seine Reise antrat und im Anfange März unter 34 ° N. das amerikanische Festland betrat. Er gelangte, von hier aus 2 ½ ° südlich fahrend, dann aber wieder umkehrend, bis 50 ° N. Der Küste entlang segelnd, erreichte er Ende März oder Anfang April die Mündung des Hudson River, dessen Unterlauf er befuhr, gelangte weiter zur Narraganset Bay (Rhode Island) und unterhielt hier mit den Indianern freundschaftlichen Verkehr. Von hier brach er bald wieder auf nach Norden. Er drang nicht in den St.-Lawrence-Busen ein, sondern steuerte der Ostküste Neufundlands entlang bis zur Nordspitze dieser Insel. Hier kehrte er, da ihm die Lebensmittel auszugehen drohten, um und gelangte glücklich wieder nach Frankreich. Von Dieppe aus sandte er einen Bericht über seine Fahrt an den König von Frankreich.

Der von dem Portugiesen Estevan Gomez [29]) unter spanischer Flagge ein Jahr später (1525) zum Ostgestade der Neuen Welt unternommenen Fahrt verdanken wir eine Karte, deren Original uns

[28]) Derselbe findet sich abgedruckt bei G. M. Asher, Henry Hudson, the navigator. London 1860. Hakluyt Society. pag. 199—288.

[29]) Asher, Henry Hudson, the navigator. Hakluyt Soc., London 1860. Introduction, pag. 87—94.

zwar nicht mehr erhalten ist, die aber von Diego Ribero, dem Kartographen Karls V., verwertet wurde. Diese von Ribero 1529 veröffentlichte Karte über die Ostküste Amerikas bezeichnet die von Gomez berührten Gebiete als die „Tierra de Estebã Gomez“, ein Küstenstrich, der den heutigen Staaten von Maryland, New Jersey, New York und Rhode Island genau entspricht. Diese Thatsache widerlegt die von Dawson geäufserte Behauptung, Gomez habe die äufserste Ostspitze von Neufundland auf seiner Fahrt im Jahre 1525 erreicht. [30]) Canadisches Gebiet hat der Portugiese gar nicht berührt.

Eines von England ausgehenden, nach Nord-Westen gerichteten merkwürdigen Seeunternehmens — merkwürdig deshalb, weil uns hier zum ersten Male das Projekt begegnet, China auf dem direkten Weg über den Pol zu erreichen — bedarf an dieser Stelle noch einer kurzen Erwähnung. Robert Thorne, der Sohn eines der Begleiter Cabots auf dessen Reisen. war Schöpfer und Träger dieses Planes. Mit zwei Schiffen, „Samson“ und „Mary of Guildford“, unternahm Thorne im Mai 1527 seine Fahrt, von der er ohne jeden Erfolg bald zurückkehrte. [31])

Mit dem Abschlufs dieser Expedition werden wir auf den Franzosen Jacques Cartier geführt, dessen nach Nordwesten gerichtete Unternehmungen den Grund zu den nachfolgenden, zunächst von Frankreich ausgehenden Bestrebungen für die Erforschung und Besiedlung des Innern Canadas bilden. Seine und seiner Landsleute Versuche und Erfolge werden uns später in eingehender Weise beschäftigen. Vorerst sollen in gedrängter Kürze die Unternehmungen einer Darstellung unterzogen werden, welche, von England ausgehend und von dieser Nation in glänzender Weise durchgeführt, die Festlegung der Umrisse der nördlichen und nordöstlichen Gestade des heutigen britischen Nord-Amerikas bezweckten und zur Folge hatten.

Seit der letzten ergebnislosen Nordwestfahrt Robert Thornes hatten in England Unternehmungen nach dieser Richtung fünf Jahrzehnte hindurch völlig geruht, bis mit dem Regierungsantritt der Königin Elisabeth (1558) eine neue Zeit anbrach und der Anstofs zu einer Reihe von Expeditionen gegeben wurde, die zwar ihr Ziel, die ersehnte Nordwestpassage zu finden, nicht erreichten, dafür aber wesentlich zur Aufhellung der polaren Küstensäume Nordamerikas beitrugen. Die hier in Frage kommenden Gebiete umspannen die Frobisherbai, Davisstrafse, Baffinsbai, Hudsonsstrasse und Hudsonsbai.

[30]) S. E. Dawson, North America. I. Bd. London 1897, pag. 110.

[31]) Asher, H. Hudson the navigator, pag 94 ff. Introduction.

Martin Frobisher war der erste in der Reihe der Seehelden jener Tage, die zum hohen Norden steuerten. Anfang Juni 1576 ging Frobisher von London aus mit zwei kleinen Schiffen unter Segel und erreichte am 11. Juli bei 61 ° N. die Ostküste Grönlands, die er aber, durch die Karte Zenos irregeleitet, für Friesland (Färöer) hielt. Er umfuhr, um das „grüne Land", das er weiter hinausliegend vermutete, zu erreichen, die Südspitze Grönlands, steuerte nach Westen und erreichte Ende Juli die Labradorküste an der Hudsonsstrafse. Von hier wandte er sich weiter nordwärts und gelangte, die Isle of Resolution links liegen lassend, in die Bai, welche noch heute seinen Namen führt. Er hielt sie für die gesuchte, nach China führende Strafse, versah sich mit einer Ladung gelben Glimmers (Katzengold), den er für goldhaltiges Erz ansah und der infolge geschickter Täuschung von seiten des Italieners Agnello für die folgende Zeit unter dem Namen „Nordwesterz" die Gemüter in Spannung erhielt, nnd kehrte nach England zurück.

Dieser unerwartete Erfolg ermutigte zu einer neuen Reise, die Frobisher mit drei Schiffen Ende Mai 1577 antrat. Er erreichte am 16. Juli den Eingang der Bai, die er für die zu den Molukken führende Strafse hielt, belegte die südliche Küste mit dem Namen „Queenesforeland" und benannte die Insel auf der Nordseite nach einem seiner Begleiter „Hall-Isle". Er drang hierauf in die vermeintliche Strafse, deren nördliches Ufer er für Asien ansah, ein, erreichte den zu Ehren der Gräfin Anna Warwick benannten Warwick Inlet, nahm wieder eine Ladung von wertlosem Glimmer an Bord und trat Ende August die Rückreise nach Europa an.

In England fand die Nachricht, Frobisher habe die Amerika und Asien trennende Wasserstrafse gefunden, allgemein Glauben. Um diese so wichtige Passage, deren südliches Ufer von der Königin den Namen Meta incognita, d. h. unbekanntes Ziel, erhielt, für England zu sichern, erhielt Frobisher 15 Schiffe, mit denen er im Frühjahr 1578 seine dritte Fahrt unternahm. Ein zu südlicher Kurs trieb die Schiffe in die Hudsonsstrafse, deren Bedeutung Frobisher aber nicht erkannte. Wiederum wurde „Erz" aufgeladen und dann die Rückfahrt angetreten.

Die Ergebnisse dieser drei Fahrten hatten für die Erweiterung des geographischen Wissens wenig Bedeutung. Die unklaren Angaben über Frobishers Entdeckungen führten sogar zu grofsen Irrtümern und zu einer kartographisch völlig falschen Darstellung der von ihm betretenen Gebiete, wie es die Karte beweist, die Hudson später

benutzte, auf der die „Frobisherstrafse“ nicht in Amerika eingezeichnet ist, sondern als eine über Grönland sich erstreckende Meerenge erscheint.

Ueber das Unternehmen eines gewissen Adrian Gylbert, dem im Februar 1583 das Monopol für eine Nordwestfahrt gewährt wurde, stehen uns keine glaubwürdigen Berichte zur Verfügung. Es scheint. dafs er seine geplante Reise überhaupt gar nicht ausgeführt hat.

Unterdessen hatte sich in London eine Reihe von Männern, an deren Spitze William Sanderson stand, zusammengethan, um die von Frobisher gemachten Entdeckungen durch weitere Fahrten zu verfolgen. Die Leitung der Expedition wurde John Davis,[32]) einem praktisch wie theoretisch geschulten Seemanne, übertragen. Mit zwei Schiffen, dem „Sunshine“ und „Moonshine“, ging er Anfang Juni 1585 von Dartmouth aus unter Segel und erreichte am 20. Juli zwischen 60 und 61 ° die Ostküste Grönlands. Noch immer unter dem Banne der Zenoschen Karte stehend, hielt er die gefundene Küste für ein neues Land, das er „Land of Desolation“ nannte. Er umfuhr die Südspitze und errreichte, an der Westküste Grönlands entlang steuernd, die Gegend der heutigen dänischen Niederlassung Godthaab. Von hier aus durchquerte er die seinen Namen tragende Strafse und gelangte zur Cumberlandküste, die er bis in die Nähe des von ihm benannten Cape Walsingham (66 ° 40 ') verfolgte. Er kehrte am 24. August, ohne die Cumberland Bay als Bucht erkannt zu haben, um und erreichte Ende September England.

So war Davis weiter wie Frobisher vorgedrungen, und dies ermöglichte es ihm, bereits am 7. Mai des folgenden Jahres mit vier Schiffen eine zweite Fahrt zu unternehmen. Am 7. Juni entsandte er zwei seiner Schiffe, den „Sunshine“ und „North Star“, mit dem Auftrage, das Gebiet zwischen Grönland und Island zu erforschen. Mit seinen zwei übrigen Schiffen erreichte Davis am 15. Juni die Südspitze Grönlands. Hier liefs ihn die unzufriedene Mannschaft der „Meermaid“ im Stich, und Davis sah sich gezwungen, die Überfahrt zum amerikanischen Gestade in seinem letzten Schiff, dem „Moonshine“, allein anzutreten. Er erreichte Cape Walsingham, konnte aber, südwärts steuernd, wegen der Eismassen nicht in die Cumberland Bay, welche er für die gesuchte Passage hielt, eindringen. Auf seiner weiteren Fahrt der Labradorküste entlang entdeckte er noch Davis Inlet (56 °) und Ivuctoke Inlet (54 ° 50 '). Von hier

[32]) A. H. Markham. The Voyages and works of John Davis the navigator. Hakluyt Society, Vol. 59. London 1880.

trat er die Rückfahrt an und erreichte Anfang Oktober die Themsemündung. In einem Briefe an Sanderson sprach Davis die Hoffnung aus, bei günstiger Jahreszeit an vier Stellen, der Davisstrafse, Cumberland Bay, Frobisher Bay, oder Hudsonsstrafse, die Durchfahrt gewinnen zu können.

So ging Davis mit drei Schiffen von Dartmonth aus am 19. Mai 1587 zum dritten Male nach Nordwesten, erreichte Mitte Juni auf der Westseite Grönlands den Gilbert's Sound, wo er zwei seiner Schiffe zurückliefs, und steuerte weiter nach Norden der grönländischen Küste entlang. Unter 67 ° N. glaubte Davis im Westen die Umrisse der amerikanischen Küste zu erkennen, ein Irrtum, der sicher durch schwimmende Eisberge veranlafst wurde. [33]) Den nördlichsten Punkt, den er an der grönländischen Küste erreichte, nannte er seinem Gönner zu Ehren Hope Sanderson (72° 42' N). Innerhalb fünf Tagen kreuzte Davis die Baffin Bay und gelangte am 17. Juli bei 65 ° 30' N. an die amerikanische Küste. Am 19. erreichte er Mount Raleigh, am 20. den Eingang der Cumberland Bay, die er bis zum 23. erforschte. Nach Süden weitersteuernd, berührte er die Frobisher Bay und passierte am 31. Juli und 1. August die Hudsonsstrafse, von der Davis schreibt: „Which inlet or gulfe this afternoone and in the night we passed over, where, to our great admiration, we saw the sea falling down into the gulfe with a mighty overfall and roaring.“ In England, wo Davis Mitte September wieder eintraf, sprach er sich für die Nordwestpassage aus und verfocht deren Möglichkeit in dem 1595 von ihm veröffentlichten Buche „The Worldes hydrographical discription“ [34]). Was Davis an der weiteren Verfolgung seiner Pläne in dieser Richtung behinderte, waren, wie er selbst sagt, zwei Umstände: der drohende Angriff der spanischen Armada und der Tod Walsinghams, des Sekretärs der Königin, der Davis' Gönner gewesen war.

Durch Davis, der von einem eisfreien Wasser im hohen Norden gesprochen hatte, angeregt, unternahm George Weymouth im Auftrage der East India Company im Mai 1602 eine Nordwestfahrt. Er gelangte, quer über die Davisstrafse steuernd, bis ungefähr 69 ° N.

[33]) „Davis never reached the latitude of 67° on the American side, and was therefore unable to correct his mistake. To this mistake Davis' Strait probably owes its name — a name singularly inappropriate for a passage of such immense width.“ Siehe Asher, Henry Hudson the navigator. Introduction, pag. 117.

[34]) Der Abdruck des Davisschen Werkes findet sich bei Markham, John Davis etc., pag. 192—238.

Hier wandte er, durch die Mannschaft gezwungen, sich zur Umkehr und erreichte am 25. Juli Hatton's Headland, den nördlichsten Punkt am Eingang der Hudsonsstrafse. Wie Weymouth selbst sagt, segelte er „an hundred leagues west and by south“ in die Strafse hinein. [35]) Sicher liegt hier in der Angabe des zurückgelegten Weges eine kleine Uebertreibung vor, oder die Kursbezeichnung ist ungenau. Dafs aber Weymouth in die Hudsonsstrafse einlief, ist kaum anzuzweifeln, und deshalb hat Fox recht, wenn er von ihm sagt: „He lighted Hudson into the strait.“

Die Regierung Jakobs I. von England verzeichnet wieder neue und wichtige Erfolge auf dem Gebiete der Polarfahrten. Wenn wir von dem in das Jahr 1606 fallenden Unternehmen des John Knight, das ohne Bedeutung war, absehen, treten uns in dieser Zeit besonders zwei bedeutende Namen entgegen, die von Hudson und Baffin.

Von den vier Fahrten, die Henry Hudson [36]) nach dem Norden unternahm, gehören nur die beiden letzten in den Rahmen unserer Abhandlung. Hudson unternahm seine dritte Reise, über die uns der in Hudsons Diensten stehende Matrose Robert Juet einen eingehenden Bericht hinterlassen hat, [37]) im Auftrage der niederländisch-ostindischen Compagnie, um über Nordeuropa und Nordasien herum den Weg nach China, den er auf einer zweiten Fahrt vergebens zu erzwingen versucht hatte, aufzufinden. Am 25. März (alten Stils) 1609 stach Hudson von Amsterdam aus mit einem Schiff, dem „Halbmond“, in See. Bei Nowaja Semlja wurde er durch Eismassen gehemmt, und die unzufriedene Schiffsmannschaft weigerte sich, weiter vorzudringen. Da beschlofs Hudson umzukehren und an der nordamerikanischen Küste unter 40° N. nach einer Durchfahrt zu suchen. [38]) Mitte Mai ging er über die Färöer nach Neufundland. In langsamer Fahrt steuerte er, von 35° 41' N. an, nach Nordosten,

[35]) Zum Verständnis dieser Angabe vergleiche man die über das loxodromische Segeln im Mittelalter gemachten Ausführungen von Aug. Baum: Die Demarkationslinie Papst Alexanders VI. und ihre Folgen, pag. 14 ff. Köln 1890. (Bonner Diss.)

[36]) G. M. Asher, Henry Hudson the navigator. Hakluyt Soc. Vol. 27, London 1860.

[37]) Abgedruckt bei Asher, pag. 45—93.

[38]) Diese Umstände, über welche Robert Juet sich gänzlich ausschweigt, berichtet zuerst Emanuel van Meteren in seiner „Historie der Nederlanden“ Haag 1614. Von van Meteren erfahren wir auch, dafs Hudson durch einen gew. Smith, der längere Zeit in Virginia zugebracht und vielleicht durch Indianer Kunde von den Canadischen Seen erhalten hatte, die dieser für eine Amerika durchschneidende Wasserstrafse hielt, zur Suche nach jener Passage unter 40° N. angeregt wurde.

eingehend die Gestadeformation des Festlandes musternd. Besonders aufmerksam erforschte er den nach ihm benannten Hudson River den er bis nach Albany hinauf verfolgte. Die hohe Bedeutung, die Hudson diesem Strome zuschrieb, war der Anlafs, dafs später die Niederländer dort Neu-Amsterdam, das nachmalige New York, anlegten. Hudson langte am 7. November glücklich in Dartmouth an.

Bereits im folgenden Jahre bot sich Hudson die Gelegenheit, das Ziel, das er auf seiner dritten Reise nicht hatte erreichen können, im Auftrage der Company of merchant adventurers (Muscovy Company) weiter nordwärts zu verfolgen. Besonders hatte die südlich der Meta Incognita gelegene Bucht, hinter der Davis eine zum Stillen Ozean führende Strafse vermutete und in die George Weymouth bereits eingedrungen war, sein Interesse erregt.[39]) Durch die thatkräftige Hilfe einer Reihe weitblickender Männer — Namen wie Thom. Smith, Dudley Digges, Francis Jones, John Wolstenholme und James Lancaster verdienen hier besondere Erwähnung — unterstützt, trat Hudson am 17. April 1610 seine denkwürdige Fahrt an, über die uns das allerdings nur bis zum 3. August 1610 geführte Logbuch Hudsons und der ausführliche Bericht[40]) eines gew. Abacuk Priket, der die ganze Reise bis zu Ende mitmachte, Aufklärung geben. Am 24. Juni erreichte Hudson auf seinem Schiffe »Discovery“ den Eingang der seinen Namen tragenden Strafse, flüchtete aber vor den ihm entgegenströmenden Eismassen nach Süden in die Ungava Bay. Unter den schwersten Mühen gelangte er Ende Juli bis zum Westende der Strafse und bog dann nach Süden, in den Namen Cape Wolstenholme, Digges Isle und Cape Smith seinen Gönnern ein Denkmal setzend. An der Inselgruppe der Sleepers vorübersteuernd, trat er in die James Bay ein, wo er unter 52° N. zu überwintern beschlofs. Im Anfang November bereits fror die „Discovery“ ein. Die heftige Kälte und die ungewohnten Entbehrungen machten die Mannschaft, die bereits in der Ungava Bay sich unzufrieden gezeigt hatte, aufsässig. Mit eiserner Strenge hielt Hudson Zucht und Ordnung und brach im Juni 1611 wieder nach Norden auf. Noch ehe Cape Wolstenholme erreicht war, gelangte die Empörung zum offenen Ausbruch. Mit seinem Sohne John und acht andern Gefährten wurde Hudson in einem offenen Fahrzeuge ausgesetzt und dem Untergange preisgegeben. Das Schiff selbst, auf dem die Meuterer sich befanden und von denen einige im Kampfe gegen

[39]) Asher, Henry Hudson the navigator. Introduction, pag. 209—210.
[40]) ibidem, pag. 93—97, 98—135.

Eskimo nahe bei Cape Wolstenholme fielen, erreichte Anfang September glücklich den Hafen von Plymouth.

In treffender Weise würdigt Asher[41]) das Verdienst des unglücklichen Entdeckers, wenn er von ihm sagt: „Yet, Henry Hudson's name is not forgotten. It is borne by his Strait and by the Bay in which he wintered and died. It is inscribed on the vast territory between the Bay and the Pacific Ocean. It is affectionately remembered by the millions of human beings now living on those banks, which he found scantily inhabited by savage races. Nor have his labours been fruitless: he has given to his own country the important fur trade of the Hudson's Bay territories.“

Um den Verschollenen aufzusuchen, wurden im Jahre 1612 zwei Schiffe unter Button und Ingram ausgesandt. Ihre Nachforschungen blieben ohne Erfolg. Sie befuhren die Nord- und Westküste der Hudson Bay bis zum Nelson River, überwinterten da, wo heute York Factory liegt, und traten von hier aus im Frühlinge des folgenden Jahres die Rückreise an. Die in Port Nelson beobachtete Fluthöhe von 15 bis 18 Fufs liefs Button vermuten, dafs die Hudson Bay kein geschlossenes Binnenmeer sei, vielmehr im Südwesten mit dem Stillen Ozean in Verbindung stehen müsse.

Diesen von Button beobachteten Gezeitenwechsel in der Hudson Bay, den man für ein sicheres Anzeichen einer weiteren Wasserverbindung nach Westen hielt, veranlafsten zwei Jahre später eine neue Reise unter William Baffin[42]) und Robert Bylot. Auf der »Discovery«, dem Schiffe, welches bereits Hudson und Button befehligt hatten, verliefs man im April 1615 England und erreichte Ende Mai den Eingang der Hudsonsstrafse. Am 3. Juli gelangte das Schiff zum nordwestlichen Ausgang der Strafse, und hier machte man die entmutigende Entdeckung, dafs die Flutwelle nicht, wie erwartet, von Westen, sondern aus dem Atlantischen Ozean kam. Im weitern Verlaufe der durch den Fox Channel genommenen Fahrt belebte sich von neuem die Hoffnung, als eine von Norden kommende Flut bemerkt wurde. Aus Freude darüber benannte man einen Landvorsprung an der Ostküste der Southamptoninsel Cape Comfort (65°). Doch bereits der folgende Tag brachte die Gewifsheit, dafs wegen der allseitig von Eis umschlossenen Küste und der äufserst schwachen Flut eine Durchfahrt nach Westen nicht zu erwarten war. So kehrte man zur Ostspitze der Southamptoninsel zurück und trat die

[41]) Asher, Henry Hudson the navigator, pag 213. Introduction.

[42]) C. R. Markham, The voyages of William Baffin. Hakluyt Society. London 1881.

Heimreise an. Am 6. September erreichte man glücklich den Hafen von Plymouth.

Die von Baffin in England geäufserte Ansicht, dafs die erstrebte Durchfahrt nur im Norden der Davisstrafse sich finden könnte, hatte eine neue Unternehmung unter Bylot und Baffin im Jahre 1616 zur Folge. Ende Mai erreichte die „Discovery" Hope Sanderson (72° 42' N.). Bis zum 10. Juni setzte man die Fahrt nach Norden der grönländischen Küste entlang fort und wandte sich dann nach Westen. Der Versuch, das Mittelpackeis zu durchbrechen, mifslang. Man ging wieder in das Küstenfahrwasser zurück, fuhr weiter nach Norden am Whale Sound vorüber bis zum Smith Sound und gelangte am 10. Juli zum Jones Sound, zwei Tage später zum Lancaster Sound, der „Schwelle der nordwestlichen Durchfahrt", ohne sie allerdings als solche zu erkennen. Bei dem Versuche, unter 70° 30' N. die Baffin Bay nach Osten zu durchfahren, wurde man vom Eis umschlossen und bis 65° 30' getrieben.

Hier gab man die Untersuchung auf und wandte sich nach England zurück, das man Ende August wohlbehalten erreichte.

Der Versuch Baffins wurde 1631 durch zwei getrennte Expeditionen unter Fox und James erneuert. Während der erstere den nach ihm benannten, aber bereits von Baffin befahrenen Fox Channel wieder entdeckte, richtete James seine Fahrt zum südlichen Teil der Hudson Bay und überwinterte in der Nähe der Mündung des Rupert River. Die James Bay trägt des Entdeckers Namen.

Mit dem Schlusse dieser beiden Unternehmungen ruhten für geraume Zeit die Versuche, weiter nach Nordwesten vorzudringen. Aber bereits frühzeitig, noch im Laufe des 17. Jahrhunderts, begann das Gestade der Hudson Bay der Sitz regsten Verkehrs und für England die Quelle reichsten Gewinnes zu werden. 1670 bildete sich die „Company of adventurers of England trading into Hudson's Bay", um von der Küste dieses Binnenmeeres aus den ergiebigen Pelzhandel zu treiben. Hier war es, wo bald nachher in ernsthafter Weise französische und englische Gegensätze aufeinanderplatzten und die Geschicke des Landes, die zu schildern später unsere Aufgabe sein wird, für die Folge so gewaltig beeinflufsten.

An dieser Stelle begegnen wir auch bald wieder mehreren Versuchen, die Durchfahrt nach dem Stillen Ozean zu finden. 1719 unternahm James Knight mit zwei Schiffen dieses Wagnis. Er blieb verschollen, bis 40 Jahre später auf Marble Island aufgefundene Trümmer das traurige Schicksal der Expedition enthüllten.

Glücklicher war Middleton, der 1741 zur Nordwestecke der

Bay eine Fahrt unternahm, Wager Inlet, Wager River, sowie die Repulse Bay entdeckte und in die von ihm benannte Frozen Strait einfuhr.

Die von Arthur Dobbs fünf Jahre später ausgeführte Unternehmung, die beweisen sollte, dafs Wager Inlet keine Bucht, sondern in Wirklichkeit die lang gesuchte Strafse nach Westen sei, führte zu keinem Ergebnis.

Es ist eine auffällige Thatsache, dafs seit Baffins Unternehmen trotz des anfänglich von den Holländern [43]) und später von den Engländern in der Davisstrafse ausgeübten Walfischfanges fast 200 Jahre lang niemand den Spuren dieses kühnen Entdeckers weiter nach Norden hinauf folgte. Erst die Fahrten der beiden Walfischfänger Scoresby, Vater und Sohn, zu den grönländischen Gewässern in den Jahren 1806, 1816 und 1817, sowie das Erscheinen des 1818 von John Barrow veröffentlichten Werkes „A chronological history of voyages into the arctic regions“ lenkten von neuem das Interesse auf die Nordwestpassage und die nordamerikanische Küste. Der Preis von 20 000 £, den das englische Parlament 1743 für die Auffindung des Nordwestweges ausgesetzt hatte, wurde erneuert und aufserdem 5000 £ für die Erreichung des 110. Grades W. Gr. in Aussicht gestellt.

So unternahmen denn am 18. April 1818 John Rofs und Edward Parry auf den beiden Schiffen „Isabella“ und „Alexander“ von England aus ihre Entdeckungsfahrt zur Baffin Bay. Rofs gelangte zum Eingang des Smith Sound, wandte sich von hier nach Süden und erreichte den Lancaster Sound, in den er etwa 50 engl. Meilen weit eindrang. Durch Nebel getäuscht, hielt er ihn für eine durch Berge, die er Croker Mountains nannte, ringsum geschlossene Bucht und kehrte nach England zurück.

Mit der „Hecla“ und dem „Griper“ ging Parry im folgenden Jahre zum zweiten Male nach Norden, durchfuhr den Lancaster Sound, entdeckte Prince Regent Inlet. die Barrow Strait und den Wellington Channel. Er überwinterte an der Süd-Ostküste der Melvilleinsel im Winter Harbour und erreichte im Sommer 1820 113° 46' W. Gr., von wo er im Süden die Gestade von Banks Land erblickte.

In England erhielt Parry den ausgesetzten Preis von 5000 £ und zugleich mit Lyon den Auftrag, in der „Fury“ und „Hecla“ von der Hudson Strait aus der amerikanischen Nordküste zu folgen. Man

[43]) Generale Lyst den Straat-Davissche Visschery zedert 't jaar 1719—1775. Haarlem 1778.

brach 1821 auf, gelangte durch die Hudson Strait, den Fox Channel und die Frozen Strait zur Repulse Bay und suchte hier eine Durchfahrt zu gewinnen. Das Fruchtlose seines Versuches einsehend, ging Parry wieder nach Osten und überwinterte auf Winter Island. Im Sommer des folgenden Jahres entdeckte Parry den Ausgang der Hudson Bay im Norden und nannte ihn die Fury and Hecla Strait. Er hielt sie für die lang gesuchte Passage, vermochte aber wegen des Eises nicht hindurch zu gelangen. Er überwinterte in der Nähe der Strafse, deren nächste Umgebung er auf Schlittenfahrten erforschte, und kehrte dann nach England zurück.

Lyon, der den Auftrag hatte, zur Repulse Bay zu gehen und von hier aus auf Schlitten über den Rae Isthmus zur Committee Bay vorzudringen, erreichte nur Wager Inlet. Sein Unternehmen bildet den Abschlufs der Versuche, durch die Hudson Bay die Nordwestpassage zu gewinnen.

1824 erforschte Parry vom Lancaster Sound aus mit der „Hecla“ und „Fury“ Prince Regent Inlet, überwinterte in Port Bowen und kehrte, nachdem er im Sommer 1825 bei Fury Point an der Süd-Ostküste von North Sommerset Island die „Fury“ als Wrack hatte zurücklassen müssen, nach England zurück.

Unterdes war bereits fünf Jahrzehnte vorher die Erforschung der amerikanischen Eismeerküste vom Binnenlande aus in Angriff genommen worden. Samuel Hearne hatte 1770—71 im Auftrage der Hudson's Bay Company von dem an der Mündung des Churchill River erbauten Fort Prince of Wales aus den Lauf des Coppermine River erforscht und als erster die arktische Küste erreicht. Der Schotte Sir Alexander Mackenzie war auf einer im Juni 1789 von Fort Chippewyan aus im Auftrage der Northwest Fur Company unternommenen Expedition zu dem nach ihm benannten Abflufs des Great Slave Lake gelangt. Unter den gröfsten Beschwerden erreichte er, dem Laufe des Mackenzie River folgend, als zweiter die Gestade des nördlichen Eismeeres.

Im Auftrage der Regierung unternahm John Franklin, begleitet von Richardson, Back und Hood, von England aus im Mai 1819 eine Forschungsreise nach Nord-Amerika. Von der *Hudson Bay* ging man über York Factory, Norway House nach Cumberland House am Saskatchewan, brach von hier aus im Sommer 1820 auf Schneeschuhen und Schlitten auf, berührte Fort Chipewyan am Lake Athabasca und das alte Fort Providence, einen Posten der North-West-Company am Great Slave Lake, und gelangte zum Yellowknife River. Am Winter Lake erbaute man Fort Enterprise und blieb

hier neun Monate, indem man sich mit Vorräten und Führern versah. Im Juli 1821 erreichte Franklin die Mündung des Coppermine River und begann hier, der Küste ostwärts folgend, die Untersuchung der Gestadeformation bis zum Cape Turnagain. Dort kehrte Franklin infolge Mangels an Lebensmitteln um und gelangte über den Hood-River und Fort Enterprise im Juli 1822 glücklich in York Factory an.

In Begleitung von Back, Richardson u. a. führte Franklin 1825 im Auftrage der Regierung eine neue Reise aus, um eine schiffbare Durchfahrt von der Mündung des Mackenzie River zur Beringstrafse zu entdecken. Die Expedition nahm ihren Weg über Lake Superior, Lake Winnipeg und Lake Athabasca den Mackenzie River hinunter bis zur Mündung. Doch kehrte man zunächst wieder nach Fort Franklin. das man am Ausgange des Great Bear Lake erbaute, zurück. Im Juni 1826 brach Franklin von neuem auf, erreichte durch den westlichen Mündungsarm des Mackenzie das Polarmeer und nahm, sich von hier westwärts wendend, die ganze Küste bis Return Reef auf. Der geplante Anschlufs mit Kapitain Beechy, der von der Beringstrafse aus in der „Blossom“ Franklin entgegenfahren sollte, wurde verfehlt. Unterdessen hatte sich Richardson durch den rechten Mündungsarm des Mackenzie gewandt und nach Osten hin bis zum Coppermine River wichtige Küstenaufnahmen gemacht. Er gelangte durch die nach seinen beiden Schiffen benannte Dolphin and Union Strait, entdeckte im Norden das Wollaston Land und kehrte dann auf dem Landwege nach Fort Franklin zurück.

Die glänzenden Ergebnisse dieser Forschungsreise brachten Franklin, der im September 1829 glücklich wieder in England eintraf, den Titel eines Doktors der Oxforder Universität und die goldene Medaille der Geographischen Gesellschaft zu Paris ein. Wenige Jahre vorher, 1826, hatte die englische Regierung den für die Entdeckung der Nordwestpassage ausgesetzten Preis von 20000 £ zurückgezogen, ohne aber dadurch auf den Forschungseifer der folgenden Zeit lähmend einzuwirken.

Auf Kosten des Sheriffs von London, Sir Felix Booth, unternahm John Rofs mit seinem Neffen James Rofs im Jahre 1829 auf dem Dampfer „Victory“ eine neue Fahrt zu den arktischen Gewässern. Nachdem man durch den Lancaster Sound und Prince Regent Inlet gelangt war, nahm James Rofs die Küsten von Boothia Felix auf und entdeckte an der Westküste dieser Halbinsel unter 75° 5' N. und 96° 46' W. Gr. den magnetischen Nordpol. Die weitere Fahrt um Boothia herum führte zur Entdeckung der Franklin Strait und des King William Land, dessen Umrisse James Rofs

kartographisch festlegte. Nach zweimaliger Überwinterung im Boothia Golf mufste die „Victory" aufgegeben und der Rückweg in Booten zum Lancaster Sound angetreten werden. Nach einer dritten Überwinterung im Prince Regent Inlet wurde die Mannschaft von dem Walfischerschiff „Isabella" glücklich aufgenommen.

Rofs' langes Ausbleiben bewirkte, dafs Kapitän George Back, durch öffentliche Subskription unterstützt, im Jahre 1832 ausgesandt wurde, um Gewifsheit über das Schicksal der Expedition von Rofs zu erlangen.

Am 8. August 1833 erreichte Back das am Great Slave Lake gelegene Fort Resolution und entdeckte wenige Wochen später das Quellgebiet des Great Fish River (Back River). Nachdem er während der Überwinterung in Fort Reliance, das er an der Ostspitze des Great Slave Lake erbaute, von der Heimkehr des Kapitän Rofs unterrichtet worden war, wandte er sich im Juni 1834 nach Norden, um den Great Fish River zu erforschen. Back entdeckte Montreal Island und erreichte die Polhöhe von 68° 14' N. Nachdem er das neuentdeckte Gebiet King William Land genannt hatte, kehrte er nach Fort Reliance zurück und erreichte im folgenden Jahre glücklich wieder England.

Nur noch wenig blieb von der canadischen Nordküste zu erforschen übrig: die Küstenstrecken zwischen Point Barrow und Return Reef, zwischen Cape Turnagain und der Mündung des Great Fish River, sowie endlich der südliche Teil des Boothia Gulf bis hinab zur Repulse Bay. Die Lösung dieser Aufgabe vollführten drei Offiziere der Hudson's Bay Company, P. W. Dease, Thomas Simpson und Dr. Rae. Die Forschungen der beiden ersteren fallen in die Jahre 1837—39, die des letzteren in die Zeit von 1846—47.

Am 9. Juli 1837 brachen Dease und Simpson von der Mündung des Mackenzie River auf und wandten sich nach Westen. Am 4. August bereits erreichte Simpson — Dease war, da die vereiste Küste ein weiteres Vordringen zu Wasser nicht gestattete, mit einem Teil der Mannschaft unterwegs bei den Booten zurückgeblieben — Point Barrow und vollendete damit die Entdeckung der Nordküste Amerikas westlich des Mackenzie.

Nach Erledigung des ersten Teiles ihrer Aufgabe gingen Dease und Simpson nach Fort Confidence, das sie am Dease River an der Nordwestecke des Great Bear Lake erbauten, und überwinterten hier. Anfang Juni des folgenden Jahres wandten sie sich den Dease River hinauf und erreichten, dem Laufe des Coppermine River folgend, am 1. Juli das Polarmeer. Am 9. August gelangte man

zum Cape Flinders. Hier landete Simpson, ging ostwärts bis Cape Alexander uud entdeckte im Norden das von ihm benannte Victoria Land. Den Rückweg nahm man längs der Küste von King William Land uud Victoria Laud den Coppermine River hinauf. Am 24. September traf man in Fort Confidence ein.

Zur Vervollständigung der von Rofs, Dease und Simpsou gemachten Aufnahmen machte John Rae im Auftrage der Hudson's Bay Company im Jahre 1846 von Fort Churchill aus eine Forschungsreise zur canadischen Nordküste. Geleitet von Karten, die ihm Eskimo zur Verfügung gestellt hatten, entdeckte er die nach ihm benaunte Laudenge zwischen der Repulse Bay und der Committee Bay (Rae Isthmus). Nachdem er die südlichen Gestade der Committee Bay erforscht hatte, kehrte Rae nach Fort Hope an der Repulse Bay zurück. Hier überwinterte er und brach im Frühjahr 1847 von ueuem uach Nordeu auf. Am 16. April erreichte er die bereits vou James Rofs eutdeckte Lord Major's Bay und vollendete damit die Erforschung der Nordküste des amerikanischeu Festlandes.

Die Schilderung der verhängnisvollen Expeditiou Franklins [44]) uud der durch sein Ausbleiben veranlafsten Nachforschungen, welche die Erreichung des letzten Zieles — die Auffinduug der Nordwestpassage — zur Folge hatten, mögeu den ersten Teil vorliegeuder Abhandlung beschliessen.

Vornehmlich auf Betreiben Barrows hatte die englische Regierung den Entschlufs gefafst, Franklin mit den Kapitänen Crozier uud Fitzjames und einer Besatzung von 138 Mann auf den Schiffen „Erebus“ uud „Terror“ aufs neue in die arktischeu Gewässer zu entsenden. Frankliu erhielt den Auftrag, durch die Baffin Bay in den Lancaster Souud und die Barrow Strait einzudringen, um von hier aus in möglichst gerader Richtung nach Westen zur Beringstrasse zu gelangen. Die Schiffe verliefsen am 19. Mai 1845 die Müudung der Themse und wurden zum letzten Male in der Melville Bay unter 74 ° 48 ' N., 66 ° 13 ' W. Gr. von Kapitän Danner, der Franklins letzte an die Admiralität gerichteten Briefe empfing, gesehen. Als Ende 1847 noch immer keiue Nachrichten von Franklin eintrafen, sandte die englische Regierung drei Expeditionen aus; die eine unter Moore und Kellett wandte sich zur Beringstrasse, Rofs und Bird segelteu zur Barrow Strait, und Dr. Rae und Richardson gingeu über Land zur Polarküste. Von dem Verschollenen aber fand man keine Spur. Jetzt versprach die englische Regierung dem,

[44]) A. H. Markham, The life of Sir John Franklin and the North West Passage. London 1891.

der Franklin und seine Gefährten rette, 20 000 £, demjenigen, welcher zuerst sichere Nachrichten über das Schicksal der Expedition bringe, 10 000 £. So begann die Suche von neuem. Mac Clure und Collinson gingen zur Beringstrasse, Penny und Stewart durch den Lancaster Sound zum Wellington Channel, Austin, Ommaney, Osborn und Cator weiter nach Westen zur Barrow Strait. Amerikanischerseits beteiligte man sich unter Griffin und de Haven an der Nachsuche. Die Hudson's Bay Company sandte John Rofs und Phillips aus, und Francis Forsyth war im besonderen Auftrage der Lady Franklin in den Nachforschungen thätig. Im August 1850 gelang es Ommaney, Penny und Rofs, an der Ostküste der Beechey Isle Spuren des Lagers der Expedition vom Winter 1845—46 aufzufinden. In den folgenden Jahren wurden neue Expeditionen ausgerüstet. 1851 ging Kennedy zum Prince Regent Inlet; Rae untersuchte Wollaston und Victoria Land. 1852 folgten weitere Unternehmungen unter Belcher, Osborn, Kellett, Mac Klintock, Pullen und Inglefield. Waren alle diese Bemühungen auch ohne Erfolg, so führten sie doch anderseits zu einem unerwarteten und bedeutsamen Ergebnis. Kellet fand nämlich an der Melville Isle ein von Mac Clure herrührendes Dokument über die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt. Dieser war von der Beringstrafse aus bis Banks Land vorgedrungen, hatte 1850—51 in der Prince of Wales Strait überwintert, war von hier aus in die Banks Strait gelangt und an der Nordküste von Banks Land in der Bay of Mercy von Eis umschlossen worden. Durch Kellett benachrichtigt, ging Mac Clure im April des folgenden Jahres über das Eis zur Dealy Isle, wo Kellett sein Winterquartier aufgeschlagen hatte. Mac Clure kehrte 1854 nach England zurück und wurde als der Entdecker der Nordwestpassage gefeiert.

Die ergebnislosen Nachforschungen über den Verbleib Franklins hatten zur Folge, dafs die englische Regierung am 31. März 1854 denselben für verschollen und tot erklärte. Neue Spuren von der Franklinschen Expedition fand Rae im April 1854 an der Pelly Bay. Auf die Aussage von Eskimo hin, wonach weiter nach Westen jenseits des Great Fish River eine Schar weifser Männer infolge Mangels an Lebensmitteln zu Grunde gegangen wären, forschte Rae nach und fand die Angaben durch den Fund einer Reihe von Gegenständen bestätigt.

Endgiltige Aufklärung über das Schicksal des unglücklichen Entdeckers brachte die von Mac Clintock im Auftrage der Lady Franklin mit dem Dampfer „Fox“ ausgeführte Forschungsreise. Im Mai 1859 fand nämlich Mac Clintock auf King William Land ein

von Crozier und Fitzjames stammendes Schriftstück, datiert vom 25. April 1848. Aus diesem Dokument ging folgendes hervor: Nach der Überwinterung auf der Beechey Isle hatte die Expedition sich nach Süden gewandt, und am 12. September 1846 waren die beiden Schiffe „Terror“ und „Erebus“ an der Nordwestküste von King William Land vom Eis eingeschlossen worden. Hier war Franklin am 11. Juni des folgenden Jahres gestorben. Am 22. April 1848 hatten die Überlebenden unter Crozier und Fitzjames die Schiffe verlassen, um den Great Fish River zu erreichen. Auf dem Wege dorthin waren alle insgesamt den Strapazen erlegen.

Die letzten Nachrichten über Franklin brachten die beiden Amerikaner Charles Francis Hall und Frederick Schwatka. Der erstere, der bereits 1860 mit Buddington eine Polarreise gemacht und an der Frobisher Bay fast zwei Jahre unter den Eskimo zugebracht hatte, unternahm 1864—69 eine zweite Fahrt, auf der er die Melville Peninsula, Igloolik Island und King William Land erforschte und hier noch einige Überreste der verunglückten Expedition vorfand.

Der nordamerikanische Marinelentnant Schwatka leitete in der Zeit von 1878—80 eine letzte Expedition, die der Aufsuchung der Franklinreste galt. Von New York aus ging er mit Klutschak und Gilder zum Chesterfield Inlet, überwinterte hier, um Sprache und Lebensweise der Eskimo kennen zu lernen, und wandte sich im folgenden Jahre, von 12 Eskimo begleitet, zum Back River (Great Fish River) und nach King William Land. Man traf zwar vielfach auf Spuren der Expedition Franklins, vermochte aber Tagebücher, die man vorzufinden gehofft hatte, nicht zu entdecken. [45])

Damit schliefst die Epoche der zahlreichen die Gestaltung der canadischen Küstensäume aufklärenden Entdeckungen. Was der Unternehmungsgeist und die zähe Ausdaner vieler Menschenalter und ganzer Jahrhunderte vergebens zu erstreben versucht hatte, was Franklin nicht zu erreichen vermochte, es gelang den Männern, die zur Anfhellung seines Schicksals und desjenigen seiner Begleiter in die unwirtlichen Regionen des polaren Canadas vordrangen: sie enthüllten die Inselwelt des arktischen Amerikas und entdeckten die Nordwestpassage, deren Unbrauchbarkeit freilich bald erkannt wurde.

Aber bereits längst vorher, ehe dieses Ziel nach unsäglichen Mühen und den schwersten Opfern erreicht worden war, ja ehe überhaupt eine planmäfsige von wissenschaftlichen Gesichtspunkten

[45]) Siehe: Petermanns Mitteilungen, 26. Bd. 1880, pag 442.

geleitete Entdeckungspolitik in die arktischen Gewässer unternommen wurde, hatte, wenn anch erst im kleinsten Umfange, die Erforschnng und Besiedlnng des Landinnern des canadischen Kontinents mit Erfolg ihren Anfang genommen. Die Darstellnug der nach dieser Richtung hin verlaufenen Bestrebungen bildet die weitere Aufgabe vorliegender Arbeit.

(Schluss folgt.)

Einiges über die Kaurie-Muschel.

Ihre Bedeutung bei den Evheern.

Von Missionar C. Spiefs.

Es ist bekannt, dafs lange Zeit hindurch die Kaurie-Muschel eine grofse Rolle bei den Evheern spielte. Sie war das einzige Geld, was der Evheer besafs. Nun ist es anders geworden. Auf den Märkten an der Küste sieht man nur noch selten die grofsen Kaurieberge. Wohl ist sie noch nicht ganz als Geldwert verdrängt, aber fern davon sind wir im Evhelande nicht. Ist doch schon jetzt die Zeit da, dafs sich viele Eingeborene weigern, Kauries zu nehmen. Ist dieses namentlich an der Küste zn beobachten, so ist dagegen im Innern die Liebe zur alten Kaurie-Muschel noch nicht geschwunden. Wer mehrere Säcke voll Kauries als Geldvorrat mitnimmt, kann damit getrost ins Innere reisen; an Abnehmern wird es nich fehlen. Jedoch, wie gesagt, der alte Wert ist dahin und die vergangenen Tage kehren niemals wieder. Die Kaufleute im Innern und an der Küste nehmen niemals Kauries an. Entweder war ihr Handel Tauschhandel (Zeug, Lampen u. s. w.), oder nur englisches Geld wurde ausgegeben. Bis vor kurzem wurde in unseren Gottesdiensten an der Küste noch sehr viel in Kauries geopfert; das hat aufgehört. Im Innern dagegen wird noch, ja meistens, in Kauries eine Opfergabe dargebracht. Neben der englischen Münze ist das 5 ₰-Stück unseres deutschen Vaterlandes sehr bald zn Ansehen gekommen. Es hat, was Kleingeld betrifft, die englischen dd ziemlich verdrängt. Dadurch dafs nun anch Deutschland hier auf der Westküste sich ein Stück Erde gesichert hat, sehen wir England und Deutschland in finanzieller Hinsicht Hand in Hand auf den Märkten, in den Läden, anf den Strafsen, auf den Wegen friedlich zusammen arbeiten. Somit haben wir gegenwärtig drei Geldwerte im Evhelande, englisch, dentsch und Kauries. Erstere haben im grofsen und ganzen den

Vorzug (d. h. bis jetzt), letztere dagegen, wie schon angedeutet, sind am Aussterben. Ob man in 100 Jahren noch Kauries als Geldwert annimmt! Ich bezweifle es.

Woher sind denn die Kauries auf die Westküste gekommen? Das weifs Schreiber dieses nicht. Eingeführt worden sind sie jedenfalls. Es mag sein von Europäern. Hier bei Keta, sowie überhaupt an der Guineabucht sind keine Kauries gefunden worden. Zwei Sorten findet der Beobachter bei den Evheern: eine etwas gröfsere und kleine. Wie ich höre, sind die meisten Kauries hier zu Lande von der Ostküste Afrikas.

Im deutschen Togogebiete, wie im englischen Evhegebiete ist die Bezeichnung für Geld, Preis, Wert kurzweg „ho“; daher ist die Frage: ho nenie? mit „Wert wie viel?“ (unser: was kostet's?) zu übersetzen. „Geldzählen“ nennt der Evheer „hobubu“. Die Muschel (cowrie) wird in ihrer Eigenschaft als Geld „hotsui“ genannt; daher denn auch „hotšuito“, der Besitzende, ein Reicher ist. Ist *hots* der Name für die einzelne Muschel (cowrie), so sagt uns die Bezeichnung *hoka* (von ho = Geld, ka, Schnur), Geldschnur. Diese Geldschnüre finden wir heute nicht mehr so viel wie früher.

An einer Schnur aufgereiht, kommen diese Muscheln (an der Küste 40 Stück, im Innern 35 Stück) unter dem Namen hoka in den Handel.

Es ist hierbei auffallend, dafs im Dahome-Reich die Zahl 40 kurzweg „kade“ genannt wird. Der Wert einer solchen hoka (Geldschnur engl. a string of cowries) ist heute $1^1/_3$ ₰, früher 2 ₰.

Dieses führt uns auf folgende Wertangaben:

40 cowries = 1 hoka = 1 str. of couries = $1^1/_3$ ₰
50 hoka = 50 str. = 2000 cowries = 1 head
1 head = 65 ₰; früher 1 ℳ. = 1 sh.

(jetzt hört man auch viel 25 ₰ = 20 hoka = 800 cowries.)

Weitere Wertangaben drücken folgende Bezeichnungen aus: *hokatre*, eine Kalabasse, die als Mafs den Wert eines hoka ($1^1/_3$ ₰) enthält; z. B. 1 hokatre Maismehl = $1^1/_3$ ₰ Wert.
homeli = 30 hotšui; *hotakpo* = $^1/_2$ hoka = 20 hotšui = half a string. *hotu* (1 head) = 50 hoka = 2000 cowries.

Das Zählen der Kauries geht stehts bis 5 (atö), dann wird wieder mit 1 der Anfang gemacht und bis 5 fortgefahren.

Bei unserer Evhe-Bevölkerung heifst's auch von einem, der schwach im Rechnen ist: er kann nicht einmal bis 5 zählen.

Wer hin und wieder in die Hütte eines Eingeborenen schaut, findet, dafs grofser Vorrat von Kauries vorhanden. Diese Ein-

geborenen und mit ihnen noch andere verstehen gewifs zu zählen. Ein hotšuito weifs genau, wie grofs sein Reichtum ist. Gewöhnlich sind die Kauries in Körben, auch in Säcken aufgehoben.

Dafs wir im Innern mehr Kauries vorfinden als an der Küste, ist naheliegend. Durch den gröfseren Handel und die vielen Europäer werden die Ansprüche gröfser, und diese sind's die das Klein- (Muschel-) Geld verdrängen. Die grofse Anspruchslosigkeit im Innern kann mit Kauries meistens gedeckt werden.

Wird jemand in einem Palaver zu einer Geldstrafe verurteilt, so werden wir finden, dafs er diese Strafe, wenn auch nicht die ganze, so doch einen grofsen Teil derselben in Kauries abträgt.

Früher gab's nichts anderes, da mufste der Verurtheilte unbedingt seine Summe in Kauries aufbringen. Wie oft kehrte da der Strafsatz wieder: 1 Schaf, 1 Ziege und 12 head Kauries. Und diese 12×2000 Stück Kauries wurden herbeigeschleppt.

Als im Jahre 1868 in der Stadt Abeokuta die Kirche wieder eingeweiht werden konnte, brachte die dankbare Negergemeinde eine Kollekte auf, an welcher 111 Personen zu tragen hatten; es waren nämlich 2 226 000 St. Kauries. Jede Person hatte dann etwa 20 000 St. Kauries zu tragen, also 10 head, welche etwa 64 ℔ wiegen.

Hat die Kaurie-Muschel nur Geldwert, resp. findet sie sonst keine Verwendung? Der Beobachter findet Kauries an Zauberstäben und Fetischschnüren, und bei den Legbawo ersetzen sie das menschliche Auge.

Bei den Gottesgerichten (Aka=Gottesgericht) kommen die Kauries in der Weise zur Anwendung, dafs der Fetischpriester 2—3 derselben in den Mund nimmt und dann das Bejahen oder Verneinen einer Frage davon abhängig macht, ob eine Muschel aus dem Munde fährt oder nicht. Will er die Frage bejahend haben, dann läfst er die Muschel im Munde, umgekehrt aber fährt eine Muschel heraus.

Wer dem Trǫ (Vermittler zwischen Gott und dem Menschen) ein besonderes Opfer darreichen will, vergifst nicht, Kauries mitzuopfern. Wie oft findet man eine Menge Kauries vor den am Wege aufgestellten Schutzgöttern.

Bei Fetischtänzen sind die Priesterinnen daran sofort zu erkennen, dafs sie über und über mit *Kauriesschnüren* behangen sind.

Das eintönige Geklapper bei solchen Fetischtänzen entsteht dadurch, dafs man eine Kalabasse mit vielen *Kauries* versieht.

An den Armen und Beinen der Eingeborenen befinden sich Schnüre mit Kauries als Schutz gegen Krankheiten.

Ebenso findet man vor den Hütten zwischen sonstigen Fetischsachen immer Kauries.

Frauen vor ihrer Niederkunft behängen sich mit sehr vielen Fetischschnüren, die nur aus Kauries bestehen. Eine unbeschreibliche Angst treibt diese Frauen hin und her, da unsere Evhe-Neger nämlich jede Frau, die an den Folgen der Geburt stirbt, nicht mit denselben Ehren beerdigen, wie sonst üblich. Im Gegenteil, diese Frauen werden an den Blutmenschenort gebracht. Es wird weder geschossen noch ein Totentanz aufgeführt.

Bis ins Grab gehen die Kauries mit. Unter den jedem Toten mitgegebenen Gegenständen wie Hacke und Landeskleid befinden sich dann auch noch Kauries.

Schon in einer von Geschlecht zu Geschlecht vererbten Sage unserer Evhe-Bevölkerung wird das Muschelgeld erwähnt. Hier befinden sich in dem von dem Schwarzen gierig angeeigneten Korbe, den Mawu (Gott) vom Himmel schickte, Kauries, damit er Handel treiben könne.

Im ganzen Evhe-Gebiete ist das Kaurie-Geld zu finden, nur mit dem Unterschiede, dafs der Wert da und dort ein verschiedener ist. Schon zwischen Ho und Peki (1 Tagereise westlich von Ho) ist eine Differenz, ebenso zwischen der Küste und dem Innern. Auf der Goldküste und dem Dahome-Reich sind auch Kauries in Kurs.

Bemerkungen zum „indischen Seespiegel Mohît".

Von Dr. H. Meldau.

Zur Erinnerung an die Eröffnung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco da Gama ist von der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien im Jahre 1897 eine Festschrift herausgegeben mit dem Titel: Die topographischen Kapitel des indischen Seespiegels Mohît, übersetzt von Dr. Maximilian Bittner, mit einer Einleitung sowie mit 30 Tafeln versehen von Dr. Wilhelm Tomaschek.

Der Mohît ist eine im Jahre 1554 von einem Türken, Seidî 'Alî, verfafste Kompilation aus Segelanweisungen der alten arabischen und indischen Seefahrer, gröfstentheils aus vorportugiesischer Zeit und als solche ist er von hervorragendem Wert für die Geschichte der Erdkunde. Denn wenn das geographische Wissen während der gröfsten Epoche seiner Entwicklung aufs engste mit der Geschichte der Nautik verknüpft gewesen ist, so beansprucht das indische Meer

innerhalb dieser Geschichte ein ganz besonderes Interesse: ist es doch der Schauplatz gewesen, auf dem sich zuerst eine eigentlich *ozeanische* Seefahrt entwickelt hat. Jahrtausende lang in der Anschauung der Menschen als ein Binnenmeer ähnlich dem Mittelländischen geltend, bot es doch Gröfsenverhältnisse dar, die zur Erfindung und zum Gebrauch eines ganz andersartigen nautischen Rüstzenges Veranlassung gaben als jenes engere Becken, in welchem die Navigation nie über den Stand der Küstenschiffahrt hinausgekommen ist.

Schon lange wufste man, dafs bereits vor dem Einbruch der Portugiesen in das indische Gebiet ein reger Handel und eine ausgedehnte Schiffahrt vom Roten Meere nach Vorder- und Hinterindien sowie die afrikanische Küste hinnnter bestanden habe, wie es aber im besonderen mit dem nantischen Können nnd dem geographischen Wissen in diesen Gebieten vor Ankunft der Europäer bestellt war, darüber fand man in den Handbüchern der Geschichte der Geographie nicht viel mehr als die Bemerkung, dafs Vasco da Gama bei seiner Ankunft in Melinde die arabischen Seeleute im Gebrauch der Magnetnadel erfahren fand, sowie die merkwürdige durch Barros überlieferte Nachricht, dafs der arabische Lotse dem Admiral eine mit Breitenparallelen und Meridianen versehene Karte gezeigt haben soll, welche die höchste Bewunderung des Portugiesen erregte. Die Existenz einer solchen Karte mufste bisher ganz wunderbar und unglaubwürdig erscheinen angesichts der sonst so dürftigen kartographischen Leistungen der Araber.

Durch die oben erwähnte Veröffentlichung der K. K. Geographischen Gesellschaft ist nun in diese Frage volle Klarheit gekommen. Es wird durch den Mohît, von dem nebenbei bemerkt nur zwei Handschriften vorhanden sind, nicht nnr bewiesen, dafs in der That Karten vorhanden gewesen sind, sondern auch, dafs diese Karten der arabischen Seefahrer mit einer für jene Zeit überraschenden Genauigkeit die Gestade des indischen Ozeans dargestellt haben müssen, so dafs sie in bemerkenswertem Gegensatz stehen zu den rohen Weltbildern der arabischen Wissenschaft. Des weitern belehrt uns der Mohît auch über das Woher dieser Karten. Er zeigt uns, wie die alten Seefahrer, ohne Unterstützung von seiten der Astronomie, sich selbst ein zwar primitives aber doch erfolgreiches Verfahren zur astronomischen Ortsbestimmung geschaffen haben durch planmäfsige Beobachtung des Polarsternes und der übrigen Bärengestirne.

Es kann hier nicht der Ort sein, in ausführlicher Weise noch einmal darzustellen was Tomaschek über die astronomischen Orts-

bestimmungen der alten Araber auseinandersetzt, wir möchten nur kurz das Verfahren andeuten, wie er sich die Höhenmessung der Gestirne ausgeführt denkt, *um daran einige nautisch-astronomische Bemerkungen* zu knüpfen.

Es handelt sich bei den in Frage stehenden Beobachtungen selbstverständlich nur um Breitenbestimmungen. Um die Breitenlage eines Ortes zu kennzeichnen, wurde für denselben die „Fingerhöhe" etwa des Polarsterns angegeben. Deutlicher als „Fingerhöhe" ist das Wort „Daumenbreite". Man denke sich, dafs ursprünglich die Höhe des zu beobachtenden Gestirnes direkt verglichen wurde mit der Breite des Daumens, den man bei ausgestrecktem Arm wagerecht in die Richtung des Gestirnes hielt. Erschien das Gestirn etwa doppelt so hoch wie die Breite des Daumens in dieser Entfernung betrug, so sagte man, die Höhe des Gestirnes sei 2 „Finger" oder isba. Eine „Fingerhöhe" hat nach der eigenen Angabe des Verfassers des Mohît den Wert von 1° 43'.

Wenn die Beobachtung ursprünglich thatsächlich, was nicht unwahrscheinlich, in der geschilderten primitiven Weise angestellt wurde, so mufs man doch bald zur Anwendung eines Instrumentes gegriffen haben, nach Tomascheks Meinung bestehend aus einem armlangen Stabe, der an seinem Ende einen Kreisbogen mit der isba-Einteilung trug und noch versehen mit einem um den Augenpunkt beweglichen Schenkel, der zur Einstellung und nachherigen Ablesung diente. Dafs ein derartiges Instrument existiert und dafs es zufriedenstellend gearbeitet hat, geht aus der Sicherheit der alten Breitenangaben hervor. Unhaltbar aber ist nach unserer Meinung die Vermutung Tomascheks, dafs das in Frage stehende Instrument der Vorläufer des Jakobsstabes gewesen sei. Ist schon einerseits das vollständig andere Prinzip des Jacobsstabes ein innerer Grund gegen diese Vermutung, so spricht auch andererseits gegen dieselbe die bestimmte Angabe des Nonius, die den Astronomen Regiomontan als Erfinder bezeichnet, sowie die Bemerkung des Barros, dafs Martin Behaim es gewesen, der den Jakobsstab in die portugiesische Marine eingeführt habe. (Vergl. Breusing: Die nautischen Instrumente bis zur Einführung des Spiegelsextanten. Bremen 1890.)

Um aus der Höhe eines Gestirnes auf die Breitenlage des Beobachtungsortes zu schliefsen, ist eine Angabe über die Beobachtungszeit nötig. Diese Zeit war für die Beobachtung des Polarsternes, wie auch Tomaschek erwähnt, der Zeitpunkt der unteren Kulmination. Es ergiebt sich das sofort, wenn man für irgend einen Hafen die alte isba-Angabe mit der heute festgestellten Breite

vergleicht. Der Gürtel der Polarsternhöhen geht bei 11 isba (22 ° 20 ' N.) anfangend bis zu einer „Fingerhöhe" herunter. Südlich von dieser Breite (nach Kartenvergleich 6 ° N.) half man sich zunächst mit der Beobachtung des „Kleinen Bären" oder der „beiden Kälber" d. h. β und γ ursae minoris und zwar finden wir im Mohît den Ansatz: 1 isba Polaris = 8 isba des Kleinen Bären. Die Höhendifferenz dieser beiden Beobachtungsobjecte soll demnach 7 isba oder 12 ° sein. In ähnlicher Weise haben wir in noch südlicherer Breite (6 ° S.) den Übergang von 1 isba des „Kleinen Bären" zu 13 isba des „Grofsen Bären" oder „der Bahre" d. i. des Leibes des „Grofsen Bären". Die nächstliegende Vermutung, dafs diese Sternbilder in ihrer oberen Kulmination beobachtet wurden, erweist sich als richtig für den Grofsen Bären, nicht aber für die „beiden Kälber", wie sich aus den Poldistanzen ergiebt (im Jahre 1500 für Polaris 3 ° 25 ' für β und γ ursae minoris im Mittel 15 ° 5 ' und für „die Bahre" ca. 30 °).

Dagegen steht mit allen Beobachtungsresultaten im Einklang die Behauptung: *Die Zeit der Beobachtung war immer diejenige der Kulmination des Grofsen Bären.*

Es ist diese bekanntlich zugleich die Zeit der unteren Kulmination der Polaris. Die „beiden Kälber" stehen dann annähernd in gleicher Höhe und diese Höhe stimmt gut mit den alten Beobachtungen überein. Für den Äquator beispielsweise erhält man bei einer Rektascensionsdifferenz von vier Stunden zwischen Grofsem und Kleinen Bären, wie sie für 1500 sehr nahe richtig ist, die Höhe jener Sterne für den angegebenen Zeitpunkt im Mittel gleich 7 ° 30 ', während die Höhe nach den Beobachtungen $4^1/_2$ isba = 7 ° 44 ' sein soll, wovon noch etwa 10 ' für Kimmtiefe und Strahlenbrechung zu subtrahieren sind.

Was die *Genauigkeit der Fingerhöhenangaben* anlangt, so ist man in vielen Fällen erstaunt, mit welcher Schärfe die gleiche Breitenlage von Orten an den verschiedensten Küsten erkannt ist. Dafs besonders in den entlegeneren Teilen des Gebietes Abweichungen vorkommen, kann nicht wunder nehmen. Diese Abweichungen beziehen sich aber gewöhnlich nicht auf einen Punkt, sondern auf alle Häfen, Vorgebirge und Buchten einer Gegend, ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Annahme Tomascheks, dafs die vielen Breitenangaben im isba-Kapitel des Mohît von einer Karte abgelesen sind.

Von auffälligen Fehlern in öfter befahrenen Teilen des Meeres seien hier nur zwei angeführt. Gegen die in gleicher Breitenlage befindlichen Orte erscheint der nördliche Teil des Roten Meeres,

besonders die Afrikanische Küste, nach Norden verschoben. Es könnte dies vielleicht als eine Bestätigung der anderweitig überlieferten Nachricht aufgefafst werden, dafs im Roten Meere andere Beobachtungsweisen üblich gewesen sind als im Indischen Ocean. Die Südspitze von Vorderindien ist dagegen zu weit nach Süden ausgedehnt, was eine auffällige Verschiebung des Comorin-Kaps gegen das nahe in seiner Meridionalerstreckung durchaus richtig angegebene Ceylon veranlafst.

Aufser diesen Abweichungen tritt besonders in den Höhenangaben der Polaris, welche die reichhaltigsten sind, als typischer Fehler der hervor, dafs *kleine Höhen zu klein beobachtet worden sind.* Bei den etwa 120 auf den Polarstern bezüglichen Höhenangaben, in denen Verfasser die alten Orte mit denen der heutigen Karte unzweifelhaft identificieren konnte, zeigt sich diese Eigentümlichkeit bei allen in nordsüdlicher Erstreckung verlaufenden Küsten. Legen wir die Poldistanz der Polaris von 1500 zu Grunde, so geben die Höhen von 11 und 10 isa man kann sagen die genauen Breiten, bei Höhen von 2 bis 1 isba haben wir jedoch eine Verschiebung von reichlich einem Grad nach Süden. Wahrscheinlich ist dieser Fehler auf Exzentrizität des Auges zurückzuführen, die ja auch bei den Messungen mit dem Jakobsstab die Höhen bis zu einem Grad gefälscht hat.

Ein anderes Element der Unsicherheit wird in die isba-Angaben durch die säkulare Bewegung des Poles hineingetragen, einen Umstand, den auch der Verfasser des Mohît häufig hervorhebt. (Es findet bekanntlich in unserem Jahrtausend eine Annäherung des Himmelspoles an die Polaris von beiläufig einem halben Grad im Jahrhundert statt.) Die alten Seefahrer des Indischen Ozeans sind eben von ihren beobachteten Sternhöhen nicht zu dem abstrakteren Begriff der geographischen Breite übergegangen, ihren Zahlen kommt daher keine Gültigkeit für alle Zeiten zu, dafs sie aber für ihre Zeit Tüchtiges geleistet haben, ist durch die Veröffentlichung des Mohît bewiesen.

Kleinere Mitteilungen.

Vorgänge in der Gesellschaft.

Wie bereits im letzten Hefte des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift mitgeteilt wurde, hatte die Geographische Gesellschaft den grofsen Schmerz, am 24. November 1898 ihren langjährigen Vorsteher und Rechnungsführer, Herrn Konsul George Albrecht, durch den Tod zu verlieren. Der Vorstand der Gesellschaft hat seinen Gefühlen bei diesem Trauerfall in gebührender Weise Ausdruck gegeben. Er beteiligte sich bei der Beerdigung durch Kranzspende und persönliches Geleite; den Angehörigen des Verstorbenen sendete er ein Beileidsschreiben; den Geographischen Gesellschaften des In- und Auslandes sowie den Vertretern der Wissenschaft, die zu der Gesellschaft in näheren Beziehungen gestanden hatten, brachte er den Trauerfall durch Zirkular zur Kenntnis; in den hiesigen Zeitungen wies er auf die Bedeutung des Dahingeschiedenen hin. Endlich wurde auch bei der Versammlung am 14. Dezember des schmerzlichen Ereignisses gedacht (vgl. den Bericht über die Versammlungen). Zahlreiche Beileidsschreiben und sonstige Kundgebungen liefen von auswärts ein und liefsen die hohe Wertschätzung erkennen, welche der ehemalige Vorsitzer der Geographischen Gesellschaft in den Kreisen der Geographischen Wissenschaft genoss.

Nachdem unter den Mitgliedern des Vorstandes ein Einverständnis erzielt worden war, übernahm noch vor Ablauf des vorigen Jahres Herr Hermann Melchers, der lange Jahre dem Vorstande angehört hat, den Vorsitz und zugleich die Rechnungsführung. Die erste Versammlung des Vorstandes unter seinem Vorsitze fand am 7. Januar dieses Jahres in dem Bibliothekzimmer der Geographischen Gesellschaft in dem Städtischen Museum statt. Der neue Vorsitzer gedachte mit warmen Worten seines Vorgängers, dessen Vorbild ihm als Leuchte dienen werde. Des weiteren wurde die allgemeine Lage der Gesellschaft besprochen und darauf hingewiesen, dafs gerade in dem verflossenen Jahre die Gesellschaft eine beträchtliche Anzahl Mitglieder durch den Tod verloren habe; aufser Herrn Konsul George Albrecht sind es die Herren Dr. med. Ed. Helbing, J. Hildebrand, Chr. Lahusen, Konsul Herm. Leupold, Konsul H. H. Meier, J. P. Ruhl, C. V. Ruyter und das korrespondierende Mitglied Prof. Dr. Azruni in Aachen. Die meisten dieser Herren gehörten unserer Gesellschaft seit langen Jahren an.

Die dadurch herbeigeführte Herabminderung der Mitgliederzahl legt dem Vorstande die Verpflichtung auf, für Ersatz zu sorgen, wenn anders die Arbeiten der Gesellschaft in bisheriger Weise weitergeführt werden sollen. Indem sich der Vorstand dieser wichtigen Aufgabe bewufst bleibt, bittet er zugleich die Mitglieder, ihn darin zu unterstützen und ihm neue Mitglieder zuzuführen. Erfreulicherweise ist die Beteiligung an den Darbietungen der Gesellschaft gerade in diesem Winter eine sehr lebhafte; die Versammlungen waren durchschnittlich sehr gut besucht und mitunter reichte der Hörsaal des städtischen Museums kaum aus, um die Zahl der Zuhörer zu fassen bezw. bequem unterzubringen. Möge auch in Zukunft das Interesse sowohl der Mitglieder als auch weiterer Kreise ein gleich reges wie bisher bleiben; dann wird es nach und nach gelingen, die in unserer Wissenschaft liegenden Bildungs- und Nützlichkeitselemente zur vollen Entwickelung zu bringen.

Zu unserer Freude können wir mitteilen, dafs in den letzten Monaten eine gröfsere Zahl neuer Mitglieder unserer Gesellschaft beigetreten ist. Es sind die Herren Carl Bödiker, Lloyddirektor Joh. Fr. Bremermann, Bankdirektor Friedr. Bruckmeyer, Syndikus Alb. von Gröning, Heinr. von Gröning, Bankdirektor C. G. Hartwig, C. Ph. Heineken, Rudolf Hilger, Dr. phil. H. Immendorff, Dr. med. E. Janson, L. Jorns, Hans Kenn, Dr. ph. H. Lemke, Dr. H. H. Meyer, W. B. Michaelsen, Stephan C. Michaelsen, H. Papendieck, G. Th. F. Ranner, Georg Riesch, Oberlehrer Dr. K. Uckermann, Emil Wätjen und Dr. med. Herm. Wessels.

Bericht über die Versammlungen.

Am 9. November 1898 hielt Herr Prof. Dr. C. Schilling, Direktor der hiesigen Seefahrtschule, den angezeigten Vortrag über die Wegweiser der Meeresstrassen, zu dessen Veranschaulichung zahlreiche Modelle, Apparate, Instrumente und Karten ausgestellt waren. Wenn jemand, so begann Herr Dr. Schilling seinen Vortrag, zur Nachtzeit auf die Schiffsbrücke kommt, so sieht er aufserordentlich wenig, weil die vorhandenen Lichter abgeblendet sind, und er wird sich die Frage vorlegen, auf welche Weise findet der Seemann seinen Weg durch die Wasserwüste? Darauf lautet die Antwort, dafs die Richtung des Seeweges durch den Kompafs, die Länge desselben aber durch die Logge bestimmt wird. Beide Apparate wurden darauf erklärt, und es wurden auch die Schwierigkeiten, die damit verknüpft sind, sowie die Mängel, die auch den besten Apparaten anhaften, erläutert. Bei den eisernen Schiffen ist es namentlich der Charakter des Magnetismus, der sich nach den verschiedensten Voraussetzungen ändert, und auch die Patentlogge versieht ihren Dienst nicht immer mit der wünschenswerten Zuverlässigkeit. Bei den Schnelldampfern neuester Bauart wird wegen der grossen Schnelligkeit, mit der sie ihrem Ziele zustreben, die Logge vielfach nicht mehr angewendet. Um aber den geographischen Ort des Schiffes auf See festzustellen, müssen astronomische Beobachtungen ausgeführt werden, bei denen man sich des Spiegelsextanten bedient. Herr Dr. Schilling zeigte einen solchen vor und setzte auseinander, auf welche Weise die Polhöhe der Gestirne bestimmt und wie daraus die geographische Breite ermittelt wird. Zur Ermittelung der geographischen Länge dient das Chronometer, das nach Greenwich eingestellt wird. Wenn nun in dem Thema des Vortrages von Meeresstrafsen gesprochen wurde, so hat das insofern seine Berechtigung, als in der That die Dampfer, wenigstens bei dem Verkehre mit Amerika, ganz bestimmte Bahnen einschlagen, deren Lage durch Uebereinkunft zwischen den wichtigeren Schiffahrtsgesellschaften bestimmt wird und von denen die Seeleute im Interesse der Sicherheit ihrer Fahrzeuge, wenn irgend möglich, nicht abweichen sollen. Zunächst ist der Hinweg anders als der Rückweg, indem der eine von dem andern 50 Seemeilen und mehr entfernt ist. Auch soll vermieden werden, dass die Schiffe zu weit nach Norden vorrücken, um den von Eisbergen und Nebeln drohenden Gefahren möglichst aus dem Wege zu gehen. Seit Anfang dieses Jahres sind sogar vier verschiedene Routen vereinbart worden. Wenn nun diese Bestimmungen einstweilen nur für die nach Amerika bestimmten Personendampfer gelten, so ist doch zu wünschen, dafs sie sowohl auf die Frachtdampfer als auch auf andere Meeresteile ausgedehnt werden. Die Segelschiffe freilich werden sich daran nie binden können, weil sie zu sehr von Wind und Wetter abhängig sind, sie werden also immer „Vagabonden

des Meeres“ bleiben. Nähert sich nun der Seemann dem Lande, so gieht es anf den Küsten oder in deren Nähe gewisse Zeichen, welche ihm die Auffindung seines Weges ermöglichen. Diese Seezeichen anf oder an Land kann man einerseits in sichtbare und hörhare, andererseits in feste und schwimmeude teilen. Die festen Landzeicheu zerfallen wieder in Tages- und in Nachtmarken. Zu den erstereu gehören teils zufällige, wie Windmühlen, hohe Gebäude. Kirchtürme, Pagoden, Windzeichen u. a., teils absichtliche, wie die Baken. Feste Landmarken hei Nacht sind die Leuchttürme, deren geschichtliche Entwickelnng und gegenwärtige Einrichtungen ausführlicher dargelegt wurden. Als der älteste gilt der hekannte und sprüchwörtlich gewordene Pharosturm. Nach Plinius hatten die Römer Leuchttürme hei Ravenna und Ostia; im Mittelalter gah es solche bei Coruña, Boulogne, Dover nnd am Guadalqnivir. Die erste genauere Beschreihung eines älteren Leuchtturmes stammt aus dem 16. Jahrhundert und bezieht sich auf den Fenerturm an der Mündung der Garonne. Gegenwärtig gieht es auf der ganzen Erde etwa 10000 Leuchttürme, von deneu allerdings nur ein Drittel einen grösseren Umfang hesitzt. Ursprünglich wurden die Leuchttürme aus Holz gehaut, nnd dies Material empfiehlt sich noch jetzt unter gewissen Verhältnissen, z. B. da, wo Erdbebengefahr vorliegt. Gegenwärtig waltet aher die Stein- oder Eisenkonstruktiou vor. Bezüglich des Grnndrisses ist die runde Form die übliche. Als Beispiel eines Lenchttnrmes, der mit Hilfe eines eisernen Caissons angelegt ist, wurde der Rotesandleuchtturm erwähnt hei dem der erste Versuch mifslang, insofern der Caisson bei einem Sturme spurlos verschwand; das heutige Bauwerk, das sich durch seine gefälligen Formen auszeichnet, wnrde im Jahre 1883 mittels eines 19 m hohen Caissons errichtet. Das Licht der Feuertürme wurde ursprünglich dnrch Verhrennen von Holz gewonnen, und das würde, wenn es aus anderen Gründen möglich wäre, sich auch jetzt noch empfehlen, weil das Holzfeuer allein die Eigenschaft hat, den Nebel zu durchdringen. Dann folgte offenes Kohlenfeuer, das z. B. hei Lizard uoch im Anfang dieses Jahrhunderts gebraucht wurde, ferner Oellampeu mit Docht und Parabolspiegel, weiterhin Petrolenm. Gas und Fettgas und schliefslich elektrisches Licht. Eine Hauptaufgabe hesteht darin, die Fener der Leuchttürme deutlich zu unterscheiden. In Dentschland wendet mau acht Hauptverschiedenheiten an, die sich wieder mannigfach differenzieren lassen; die wichtigeren sind festes Feuer, Blinkfeuer, Funkelfener, Blitzfeuer, unterhrochenes Fener und Wechselfeuer. Auch dadurch lassen sich verschiedene Arten des Feuers schaffen, dafs man andere Farhen als weifs henutzt. Unter diesen hat sich namentlich rot als wirksam erwiesen, während grün für wenig geeignet gilt; trotzdem besteht ein solches noch immer auf deu Goodwin Sands. Zur Hervorhehung hesonderer Stellen der Fahrwasser dienen Doppelfeuer, die auch für die Auffindung der Richtung nützlich sein können. Als Beispiel eines besonders guteu Verfahrens wird die Befeuernng des Weserlaufes von Bremerhaven his Bremen hezeichnet. Eine vortreffliche, systematische Durchführung des Lenchtfeuerwesens besitzt Frankreich, wo eine hesondere Behörde oder Kommission dafür hesteht uud wo hewunderungswürdige Erfolge erzielt worden sind. In diesem Lande hat mau auch heachteuswerte Erfahrnngen hezüglich des elektrischen Lichts gemacht und z. B. gefunden, dafs sich dieses wegen seines unruhigen Verhaltens für feste Feuer weniger eignet als für Blitzfeuer; man erzielt da Blitze von $^1/_{10}$ Sekunde Lichtdauer. In Frankreich verwendet man auch nnr weifses Licht. Aufser den Leuchttürmen dienen zur Befeuerung

noch Feuerschiffe und Leuchtbojen, von denen die letzteren, meist mit Pinschs Fettgas gespeist, mit einer Füllung etwa drei Monate brennen. Hörbare Zeichen für die Auffindung des Wasserweges sind die Schallsignale, für die es bis jetzt noch keine übereinstimmenden Unterscheidungen giebt. Das Hauptinstrument ist die Sirene, mit der man in England Töne von verschiedener Höhe erzeugt, während in Frankreich nur ein Ton hervorgebracht wird, dieser aber auf andere Weise differenziert wird. Zu den schwimmenden Seezeichen gehören die Tonnen und Baken, aus deren geschichtlichen Entwickelung wir die Thatsache hervorheben, dafs der Staat Bremen der erste war, der Tonnen auslegte, was bereits im 12. Jahrhundert geschah. Die bekannte Schlüsseltonne wurde bereits im Jahre 1664 angebracht, und sie ist das erste schwimmende Seezeichen für Ansegelung. Lange Zeit herrschte in Deutschland eine grofse Mannigfaltigkeit im Tonnenwesen; füglich wurde, nach vorausgegangener Anregung durch A. Mosle, ein gemeinsames Verfahren eingeführt, bei dem die bis dahin in Bremen üblichen Prinzipien als Grundlage dienten. An dem bekannten schönen Modell, das eigens für dem Zweck in den Saal geschafft worden war, wurden die verschiedenen Arten der Tonnen und Baken sowie ihre Verwendung erklärt. Zum Schlusse fafste Herr Dr. Schilling den Inhalt seines Vortrages kurz zusammen. Er wies nachdrücklich darauf hin, dafs der seemännische Beruf nicht nur eine gründliche wissenschaftliche Bildung voraussetze, sondern auch einen tüchtigen Charakter verlange, da von seinem Handeln Menschenleben und Besitz in vielen Fällen abhängig sei; der seemännische Beruf erfordere also einen ganzen Mann.

Am 23. November sprach Herr Dr. H. Schurtz über „Zigeunervölker“. Zunächst galt es, die Frage zu beantworten: „Wer sind die Zigeuner und was bedeuten sie?“ Ueber ihre Stellung zu den andern Völkern wird die Antwort verschieden ausfallen. Der Volkswirt wird die Leute als unnütze Menschenklasse ansehen, der Moralist ihre sittlichen Begriffe mit einem gelinden Schauder verzeichnen; nur der Künstler widmet ihnen einige Teilnahme; der Dichter erkennt den Hauch der Freiheit und Ungebundenheit, der ihnen eigen ist, an und der Maler wählt sie wegen ihrer ungewöhnlichen, auffallenden Erscheinung zum Gegenstande seines Schaffens. Endlich stellt das Völkchen dem Ethnologen mancherlei Aufgaben, deren Lösung nicht immer ganz leicht ist. Die europäischen Zigeuner, mit denen sich der Vortragende zuerst beschäftigte, kamen im Laufe des Mittelalters in unseren Erdteil; in Byzanz zeigten sie sich im neunten Jahrhunderte, in der Walachei um das Jahr 1372; in Ungarn und Böhmen wurden sie i. J. 1417, in Polen und Russland i. J. 1501, in Schweden 1512 konstatiert. Nach Spanien waren sie schon i. J. 1447 vorgedrungen und in England waren sie jedenfalls i. J. 1531 vorhanden, denn in diesem Jahre wurde die erste polizeiliche Verordnung gegen sie erlassen. Zweifellos stammen die Zigeuner aus Vorderindien, denn einmal haben sie dort noch Verwandte, die dieselbe Sprache wie sie reden und dieselbe Lebensweise führen, sodann kann man auch aus den in ihrer Sprache vorhandenen Fremdworten den Weg genau zurückverfolgen bis zu ihrem Ausgangspunkte in Indien. Wenn nun auch die Zigeunersprache in ihrem Kerne der grofsen indogermanischen oder arischen Familie angehört, so sind die Leute selbst doch keineswegs arischer Abkunft, sondern sie sind vielmehr Glieder eines Pariastammes und haben in anthropologischer Beziehung mit der edlen Hindurasse nichts zu thun. Die Frage, wie es möglich war, dass sich eine nach Lebensweise und sittlichen Anschauungen so durchaus eigenartige und von allem Gewohnten abweichende Menschenklasse

so lange unter den modernen Kulturvölkern behaupten konnte, liefs sich früher nicht genügend beantworten. Seitdem man aber ähnliche Erscheinungen auch in anderen Erdteilen aufgefunden hat, ist es gelungen, eine befriedigende Erklärung aufzustellen. Zigeunerartige Völker kommen z. B. in Afrika unter den Somal (die Rani, Gilber u. a.), und in Senegambien (die Griot), aufserdem in Kleinasien und selbst in Japan vor. Man hat darunter nicht etwa herabgekommene Elemente zu verstehen, die es zu allen Zeiten gegeben hat, wie zum Beispiel die fahrenden Leute im Mittelalter, sondern es sind vielmehr Völker im wirklichen Sinne des Wortes, also von festem ethnologischem Zusammenhalte; auch haben sie nie eine höhere Kulturstufe innegehabt, sondern sind in dem untersten Zustande menschlicher Entwicklung verharrt, also auf dem Niveau des Nomadismus und der mangelnden Rechtsbegriffe, namentlich von Mein und Dein. Von dem Standpunkte der wirtschaftlichen Thätigkeit rechnet man sie zu der Gruppe der „Sammler“ und „Jäger“, die einfach von dem leben, was ihnen die Natur bietet und alles geniefsen, was sie verdauen können; der wichtige ethnologische Begriff des „Ekels“, d. h. des Abscheues gegen gewisse Speisen geht ihnen durchweg ab. Eine solche Lebensweise führen z. B. auch die Ureinwohner Australiens und die Buschmänner in Südafrika, sowie die Stammesverwandten der europäischen Zigeuner in Vorderindien, die vieles essen, was ein Hindu unter keinen Umständen anrühren würde und deshalb auch einer gründlichen Verachtung anheimgefallen sind. Das Fortbestehen so völlig primitiver Lebenszustände inmitten einer höheren Kultur ist nur dadurch möglich, dafs sich die Leute in irgend einer Weise der letzteren anzupassen und in sie als eine, wenn auch unangenehme, Notwendigkeit einzuschieben wissen. Als ein gutes Beispiel solcher Anpassung oder Symbiose können die von H. Stanley in dem grossen Urwalde Aequatorialafrikas aufgefundenen Zwergvölker gelten. Diese schweifen unstet herum und durchstreifen ein grofses Gebiet, um ihr Leben zu fristen. Mit den in den Urwald nach und nach eindringenden Völkern höherer Kultur treten sie in eine Art Lebensgemeinschaft, die man als stummen Tauschhandel bezeichnen könnte; sie nehmen z. B. während der Nacht gewisse Feldfrüchte weg und legen dafür eine entsprechende Menge Fleisch hin. Auch sonst leisten die kleinen Leute ihren gröfseren Landesgenossen mancherlei Dienste, wofür sie von diesen in ihrer Umgebung geduldet werden. In einem ähnlichen Verhältnisse standen früher die Buschmänner zu den Kaffern und den Hottentotten. Denkt man sich diese Vorgänge weiter fortgesetzt und auf europäische Verhältnisse übertragen, so kommt eine entsprechende Lebensweise wie bei unseren Zigeunern heraus. Alle echten Zigeunervölker haben die gleichen Eigenschaften. Sie bleiben unstet, wollen sich nicht ansiedeln und wollen keine regelmäfsige, ausdauernde und anstrengende Thätigkeit verrichten; sie wollen nicht „arbeiten“, sondern nur gelegentlich etwas thun, um ihr Dasein zu fristen. Da sie die Jagd nicht dauernd erhalten kann, so greifen sie zum Diebstahl, ein Begriff, dessen volle Bedeutung ihnen aber abgeht, da sie die rechtliche Anschauung von Mein und Dein nicht kennen. Diese Unkenntnis hat aber manchem Zigeunervolke zum Verderben gereicht. Da auch mit dem Diebstahl nicht überall durchzukommen ist, so benutzen die Zigeuner den Aberglauben anderer Völker, um daraus Nutzen zu ziehen; sie treten als Wahrsager, Hexenmeister, weiterhin als Akrobaten, Tierdresseure u. s. w. auf; das sind aber Beschäftigungen, die sich mit dem Herumziehen sehr wohl verbinden lassen. Daneben kommt es auch vor, dafs den Zigeunern gewisse regelmäfsige Thätigkeiten von den andern

Völkern aufgenötigt werden; namentlich sind es solche Verrichtungen, die von den andern verabscheut oder nicht gern gethan werden. Daher fällt ihnen z. B. die Abdeckerei, das Henkeramt, die Gerberei (namentlich in Indien), sowie jede Lederarbeit zu; gelegentlich ist dies auch mit der sogen. Kaltschmiederei der Fall. Die gröfste Zahl von Zigeunern beherbergt die Balkanhalbinsel und Ungarn. In letzterem Lande sind sie sehr beliebt und haben namentlich als Musiker einen lohnenden Erwerb. Überhaupt benutzte der ungarische Feudaladel die Leute zu allen möglichen Diensten und erlaubte sich mit ihnen mancherlei drastische Scherze, wie sie sich Angehörige anderer Rassen nicht hätten gefallen lassen. Ob sich die Zigeuner in Europa noch lange behaupten werden, läfst sich nicht ohne weiteres sagen. Versuche, sie in festen Ansiedelungen unterzubringen, sind wohl verschiedentlich gemacht worden, aber ohne sonderlichen Erfolg. Das Zigeunerblut kommt füglich immer wieder zum Durchbruch. Eine wirkliche Änderung ist nur zu erwarten durch eine Vermischung mit höheren Völkern, aber damit wird es wohl so schnell nicht gehen.

In der Versammlung, die am 14. Dezember stattfand, widmete der stellvertretende Vorsitzer der Geographischen Gesellschaft Herr Prof. Dr. A. Oppel zunächst warme Worte der Trauer und des Dankes dem Andenken und den Verdiensten des kürzlich verstorbenen Vorsitzers, des Herrn Konsul George Albrecht und forderte dann die anwesenden Damen und Herren auf, sich zu Ehren des Dahingeschiedenen von den Plätzen zu erheben, was auch geschah. Zum Gegenstande seines Vortrages, der den Titel führt: Amerika und das Amerikanertum, übergehend, bemerkte der Redner, dafs der selige Herr Albrecht an dem Zustandekommen der Reise nach den Vereinigten Staaten einen wichtigen Anteil genommen habe und bedauerte auf das lebhafteste, nicht in der Lage gewesen zu sein, jenem den ausführlichen Bericht über die Ergebnisse seiner Reise vorzulegen. Zuerst gab Herr Dr. Oppel einen kurzen Überblick über seine Fahrten in der Union und bemerkte u. a., dafs er von den 50 Staaten und Territorien 30 aus eigener Anschauung kennen gelernt habe, wobei er dem Süden und dem Westen besondere Aufmerksamkeit schenkte. Dann hob er hervor, dafs den Amerikaner eine aufserordentliche Liebe zu seinem Lande auszeichnet und führte im Einzelnen aus, wodurch und inwiefern dieses starke Gefühl begründet ist. Er wies dabei sowohl auf die eigenartigen Schönbeiten als auch auf den ungeheuren Naturreichtum des Landes hin und stellte die verschiedenen darauf bezüglichen Eigenschaften Amerikas in Vergleich zu dem Erdteil Europa, der das Staatsareal der Vereinigten Staaten kaum um ein Zehntel übertrifft. An diese Darstellung knüpfte der Redner die Frage, was die Amerikaner gethan haben, um die natürliche Schönheit ihres Landes zu erhalten, zu erhöhen oder zu zerstören, sowie die ungeheuren Naturanlagen desselben in wirtschaftlicher Beziehung auszunutzen und zu entfalten. In der Zerstörung der Natur ihres Landes haben die Amerikaner ziemlich viel geleistet; Beispiele sind die Verwüstung des Waldes, die Ausrottung des ursprünglich sehr reichen Wildstandes und die Aufwühlung des Bodens beim Bergbau. Als Verschönerungen kann man die besseren Teile der Städte, deren Strafsen in der Regel mit Baumanpflanzungen und hübschen Gärten versehen sind, die zahlreichen Parks und die Kirchhöfe bezeichnen; letztere sind besonders im Süden von grofser Schönheit; im trocknen Westen aber sind vielfach durch künstliche Bewässerung kleine Paradiese entstanden. Die Hauptleistung der Amerikaner liegt natürlich auf wirtschaftlichem Gebiete, wo sie geradezu Wunder

gewirkt haben. Um eine richtige Vorstellung von der Produktion der Vereinigten Staaten zu erhalten, mufs man sie mit derjenigen des Erdteils Europa vergleichen, der ja jenen auch bezüglich des Areals ungefähr entspricht. Beispielsweise beträgt eine europäische Durchschnittsernte an allen Getreidearten rund 2000 Mill. Hektoliter, eine amerikanische 1250, also zwei Drittel der ersteren. Rufsland, das erste Getreideland Europas, bringt blofs die Hälfte einer amerikanischen Ernte hervor, das deutsche Reich, das zweite Getreideland Europas, kaum den vierten Teil davon. Und dabei ist die Union von der Grenze ihrer landwirtschaftlichen Leistungsfähigkeit noch sehr weit entfernt; man kann sagen, dafs gegenwärtig etwa nur der dritte Teil des anbaufähigen Landes benutzt wird. Noch hervorragender sind die Vereinigten Staaten auf dem Gebiete des Berghaus und Minenwesens; in der Erzeugung von Kohle und Eisen sind sie Grofsbritannien ganz nahe gekommen; in der Ausbeute von Gold und Silber aber haben sie weitaus den ersten Rang unter allen Ländern der Erde inne. Bezüglich der Viehzucht, die in einigen Zweigen diejenige Rufslands übertrifft, ist seit 1893 ein bemerkenswerter Rückgang in der Zahl der Tiere eingetreten, neben dem ein bedeutendes Nachlassen in dem Durchschnittspreise derselben einhergeht. Der Redner gedachte dann noch der übrigen Teile des wirtschaftlichen Lebens und hob hervor, dafs das Land und die Arbeit daran der Bevölkerung eine scharf begrenzte Individualität aufgeprägt habe. Von Einflufs war dabei einerseits die allmähliche Erweiterung des ursprünglichen Staatsgebietes, insofern jeder neue Erwerb neue Naturverhältnisse darbot und neue Kulturaufgaben stellte, anderseits die Verteilung der Naturschätze, namentlich der Mineralien. Den Kern des amerikanischen Nationalcharakters erkannte der Redner in einer frischen Jugendlichkeit, verbunden mit einer starken Gegensätzlichkeit, die auch in der Natur des Landes vertreten ist. Aus dieser Verbindung zweier einander nahestehender Eigenschaften gehen die verschiedenen Äusserungen des Volkslebens hervor, die dem Neuling häufig so seltsam und widerspruchsvoll erscheinen, aber doch auf einer gemeinsamen gesunden Grundlage beruhen. Der Redner ist der Überzeugung, dafs die Vereinigten Staaten erst im Anfang ihrer Entwickelung stehen und dafs die Hauptblüte erst noch zu erwarten ist; als bedeutungsvoll erachtet er auch die politischen Ereignisse des Jahres 1898, das die Union auf eine neue Bahn geführt hat. Der Redner schliefst mit dem Wunsche, dafs Amerika seine grofse Macht stets mit Weisheit und Mäfsigung gebrauchen möge und dafs die Beziehungen zwischen diesem und unserem Vaterlande und besonders unserer Vaterstadt, beiderseits zum Wohle und Nutzen gereichen mögen.

Mit dem Vortrage war eine Ausstellung eines kleinen Teils derjenigen Gegenstände verbunden, die Herr Dr. A. Oppel aus den Vereinigten Staaten mitgebracht hat; wir nennen davon mehrere hundert Photographien, zahlreiche Bilderwerke und eine Anzahl Karten. Von den letzteren sei eine grofse physikalische Karte der Vereinigten Staaten hervorgehoben, die, aus der grofsartigen Anstalt von Rand, McNally & Co. stammend, die Oberflächenformen des Landes in mannigfach abgestuften Farbentönen zu plastischem Ausdruck bringt. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die ausgestellten Blätter der „Geological Survey“, die, in manchen Beziehungen unsern Generalstabskarten entsprechend, als das grundlegende Werk für die amerikanische Kartographie zu betrachten sind. Sie beruhen durchweg auf sorgfältigen Aufnahmen und sind in drei verschiedenen Mafsstäben, 1 : 62500, 1 : 125000 und 1 : 250000 hergestellt. Von unseren

Generalstabskarten unterscheiden sie sich u. a. dadurch, dafs das Gelände nicht durch Schraffen, sondern durch Höhenlinien (Isohypsen) ausgedrückt ist. Bisher sind von diesem hervorragenden Kartenwerke etwa 580 Blätter erschienen, die sich über die verschiedenen Staaten und Territorien der Union verteilen; bis zur völligen Fertigstellung wird noch manches Jahr verfliefsen. Es mag bemerkt sein, dafs die Herstellung dieser Blätter in Washington unter Leitung eines Deutschamerikaners, des Herrn J. Kühel, erfolgt, der seine Studien in Deutschland gemacht hat. Zahlreich vertreten waren auch die Bildersammlungen, die man in Amerika unter Benutzung photographischer Negative recht hübsch und verhältnismäfsig billig herstellt. Überhaupt spielen die sog. »half tones« (Zinkdrucke) auch in der Illustration der periodischen Veröffentlichungen eine wichtige Rolle; man hat eine grofse Anzahl ausgezeichnet illustrierter „Magazines“. Endlich bot die Ausstellung über 200 Photographien gröfseren und kleineren Formats, namentlich aus denjenigen Staaten und Territorien, in denen sich Herr Dr. A. Oppel längere Zeit aufgehalten und auch eine ansehnliche Zahl eigener Aufnahmen gemacht hat. Wir nennen beispielsweise Orangeburg und Umgebung in Südcarolina, Neworleans, Baton Rouge und Calhoun in Louisiana, Vicksburg in Mississippi, San Antonio in Texas, den grofsen Cañon des Colorado in Arizona, die Umgebungen von Los Angeles in Südcalifornien, San Francisco mit seiner schönen Bai und dem Goldenen Thore, den Marmonenstaat Utah und die Felsengebirge. Geradezu bewundernswert sind die vier grofsen Photographien von den Niagarafällen, die das gewaltige Naturschauspiel in höchst eindrucksvoller Weise zum Ausdruck bringen. Für diejenigen Personen, die sich für die beiden für Bremen so wichtigen Handelsartikel Tabak und Baumwolle interessieren, sind die betreffenden Kollektionen bemerkenswert; eine, von dem amerikanischen Photographen Fowler in Huntington WVa. herrührend, stellt auf 17 Blättern alle mit der Pflanzung und dem Handel von Taback in Verbindung stehenden Vorgänge dar. Zahlreiche auf Baumwolle bezügliche Aufnahmen hat Herr Dr. Oppel selbst gemacht und dieselben sind in hohem Grade charakteristisch, denn sie berücksichtigen nicht nur die verschiedenen Bodenverhältnisse, sondern auch die meisten Kultivationsmethoden.

In der äufserst zahlreich besuchten Versammlung vom 11. Januar sprach Herr Prof. Dr. A. Oppel über den Süden der Vereinigten Staaten. Er begann mit einem Vergleich zwischen dem europäischen und amerikanischen Süden und hob die den beiden Gebieten gemeinsamen Eigenschaften sowie die zwischen ihnen bestehenden Verschiedenheiten hervor. Von letzteren ist namentlich der Umstand bemerkenswert, dafs die Südstaaten nicht durch eine scharfe Naturgrenze von ihren nördlichen und östlichen Nachbarn abgeschieden sind. Trotzdem darf der Süden als ein eigenartiger Teil des Ganzen bezeichnet werden. Dieser Sondercharakter zeigt sich in Natur und Geschichte, in Bevölkerung und wirtschaftlicher Entwickelung. In klimatischer Beziehung kennzeichnet sich der Süden durch hohe Wärme (mindestens 15 Grad Celsius mittlere Jahrestemperatur), wenn es auch nicht an verhältnismäfsig starken Kälteerscheinungen fehlt, sowie durch beträchtliche Feuchtigkeit, die sich in ansehnlicher Regenmenge (durchschnittlich 120 cm im Jahre) und in einem reichen Flussnetze kundgiebt. Dem Klima entspricht die Pflanzenwelt, die in der Hauptsache als immergrün bezeichnet werden darf, aber je nach den Bodenverhältnissen verschiedene Formen zeigt. Auf sandigem Boden herrscht nämlich Kiefernwald vor, auf besserem Boden tritt Laubwald auf, und auf feuchten Stellen entwickeln sich dschungel-

artige Formationen, letztere befinden sich namentlich im Mündungsgebiete des Mississippi. In geschichtlicher Beziehnng ist hervorznheben, dafs der Süden mit die ältesten Ansiedelnngen von ganz Nordamerika aufweist und dafs auch die daraus hervorgegangenen Staaten mit zn den ältesten der Union gehören, die verhältnismäfsig jüngsten derselben sind Florida und Texas, i. J. 1845 organisiert. In jener Zeit hatte der Süden sowohl den politischen, als anch den wirtschaftlichen Vorrang inne, den er indessen durch den Bürgerkrieg in den sechziger Jahren verlor. Die Südstaaten, die zusammen genommen etwa so grofs sind, wie das ehemalige Reich Karls des Grofsen, hatten im Jahre 1890 gegen 14 Millionen Einwohner, die sich bis zur unmittelbaren Gegenwart auf etwa 18 Millionen vermehrt haben mögen. Indessen auch so ist das Gebiet noch sehr gering bevölkert, nämlich im Durchschnitt zehnmal schwächer als das deutsche Reich. Ihren [illegible] erhält die Bevölkerung des Südens durch das Vorhandensein der Farbigen, die beinahe die Hälfte der gesamten Menschenmenge [illegible] den höchsten Prozentsatz weist Südcarolina (60 pCt.), den geringsten Texas (22 pCt.) auf. Durch den Bürgerkrieg haben die Farhigen zwar die politische Gleichberechtigung erlangt, aher von der socialen Gleichstellung sind sie noch weit entfernt, und sie werden sie sohald nicht erreichen. Fernerhin ist es ersichtlich, dafs sie in den letzten Jahrzehnten, als Ganzes genommen, ansehnliche Fortschritte gemacht haben; namentlich dringen sie auch allmählich in die höheren Berufsklassen vor und haben ausreichende Gelegenheit, sich anf die verschiedenste Weise auszubilden. Für die wirtschaftliche Entwickelnng des Südens sind die Farbigen einstweilen unentbehrlich, namentlich leisten sie den gröfsten Teil der Feldarbeit. In früherer Zeit beschäftigte sich der Süden fast ausschliefslich mit Landwirtschaft und Viehzncht. Seit dem Bürgerkriege ist insofern eine Änderung eingetreten, als nun anch die Indnstrie eine Rolle zu spielen anfängt. Die verhältnismäfsig ansehnlichsten Fortschritte hat die Baumwollverarbeitung gemacht, die über drei Millionen Spindeln verfügt, während der Norden etwa 14 Millionen Spindeln besitzt. Von Bedeutung ist auch die Eisenindustrie im Staate Alabama, sowie die Kohlenförderung. Die Viehzncht des Südens hat, wenn man von Texas nnd Arkansas absieht, teils den Stand von 1860 eben erst wieder erreicht oder sie steht dahinter zurück. Dasselbe Bild bietet der Landbau dar. In der Erzeugung einiger Feldfrüchte, wie Mais, Weizen, Tabak und Reis, hatte man im Jahre 1890 die Leistungen des Jahres 1860 noch nicht wieder erreicht, während man in der Produktion von Baumwolle, Hafer und Zucker beträchtlich voran gekommen ist. Die Hauptfrucht des Südens ist wie früher die Baumwolle, die namentlich in einiger Entferung von der Küste vorherrscht und den Charakter des Landes bestimmt. In wirtschaftlicher Beziehung reicht der Süden soweit als die Baumwolle gedeiht; ihre Westgrenze liegt in Texas, etwa in der Gegend von San Antonio. Nachdem der Redner noch die Hauptstadt des Südens, Neworleans, knrz charackterisiert hatte, folgte die Vorführung einer grofsen Anzahl mittels Scioptikons vergrösserter Bilder, die, unter der freundlichen Mitwirkung der Herren H. Henrici und F. Tellmann hergestellt, znmeist auf den eigenen Aufnahmen des Vortragenden beruhten. Die Bilder, die letzterer in mehr oder weniger eingehender Weise erläuterte, beziehen sich auf Richmond Va., Orangeburg S. C., Neworleans, Baton Rouge und Calhoun La., sowie auf San Antonio, Texas, und bestanden in Darstellungen von Personen, Gebäuden, Pflanzenkulturen, Landschaften u. a. Aufserdem waren zahlreiche Karten und Bilder ausgestellt.

In der Versammlung vom 25. Januar kamen zwei Gegenstände zur Verhandlung. Zuerst sprach Herr Dr. H. Meldau, Oberlehrer an der Seefahrtschule, über die nautischen Leistungen der Indier. Er wies zunächst darauf hin, dafs die geschichtliche Entwickelung des geographischen Wissens in hervorragendem Grade von den nautischen Leistungen der seefahrenden Völker abhängig gewesen ist. Die Grofsthaten eines Columbus, Vasco da Gama und Magellan veranlafsten die für alle Zeit gröfsten Umwälzungen und Klärungen in der Kenntnis der Menschen von der ihnen zur Wohnung angewiesenen Erde. In einem bemerkenswerten Gegensatze steht von diesem Gesichtspunkte aus die Fahrt des Vasco da Gama zu der That des Columbus. Denn während der Entdecker Amerikas eine halbe noch fast menschenleere Welt entschleierte, bedeutete die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien einen Einbruch in ein altes Kulturgebiet, das sich die Europäer in erbittertem Kampfe eroberten. Unter ihrer Beute fanden die Sieger nicht nur materielle, sondern auch geistige Güter. So beruhen die nautischen und geographischen Leistungen der Portugiesen im 16. Jahrhundert nachweislich zum grofsen Teil auf den Seebüchern und Karten persischer, indischer und arabischer Seefahrer. Eines dieser orientalischen nautischen Werke ist der indische Seespiegel Mohît, dessen topographische Kapitel kürzlich von M. Bittner übersetzt, und mit einer Einleitung sowie mit 30 Tafeln von W. Tomaschek versehen, als Festschrift zur Erinnerung an die Eröffnung des Seewegs nach Ostindien durch Vasco da Gama von der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien herausgegeben worden sind. In wissenschaftlicher Hinsicht ist diese Veröffentlichung insofern von Bedeutung, als die darin übersetzten Kapitel des vom türkischen Admiral Seidî Alî im Jahre 1554 kompilirten Seespiegels (Seeatlas) den Abschluss des orientalischen Wissens über die Küstengebiete und Inseln des Indischen Beckens darstellen; die aus dem Mohît rekonstruirten Kartenbilder aber führen uns unmittelbar in die Neuzeit ein. Aus diesem Mohît machte der Herr Vortragende eine Reihe interessanter Mitteilungen. Bezüglich der terrestrischen Navigation hob er hervor, dafs dem Verfasser des Mohît der Kompafs bekannt war. Bei der Messung der Entfernungen rechnete man nach „Zam“, einer Mafsgröfse, die dem achten Teil der mittleren täglichen Fahrt oder 13 Seemeilen entsprach. Bei der Nachmessung einiger solcher Entfernungen zeigte es sich, dafs die indischen Angaben ungefähr ebenso richtig sind wie die heutigen, die mit Hilfe der Logge gewonnen werden. Die mittlere tägliche Leistung der indischen Fahrzeuge des Mittelalters betrug etwa hundert Seemeilen. Bei der astronomischen Navigation beobachteten die alten Inder nicht die Höhe der Sonne, wie es jetzt überwiegend geschieht, sondern die der Fixsterne, namentlich des grossen und des kleinen Bären. Hierbei ist bemerkenswert, dafs die damaligen Seeleute keinerlei Hilfe von der gleichzeitigen astronomischen Wissenschaft erhielten, sondern sowohl ihre Hilfsmittel als auch ihre Beobachtungsart selbst fanden und ihre Karten selbst entwarfen. Die Mafsgröfse bei der Beobachtung der Fixsterne war die Daumenhöhe („isbah“), ein sehr primitives Mittel, zu dem später auch einige Instrumente hinzukamen; Astrolabien wurden aber nicht gebraucht. Trotz der Unzulänglichkeit der Methode wie der Hilfsmittel können die Ergebnisse in der Bestimmung des Schiffsortes immerhin als recht befriedigend bezeichnet werden, denn die Fehlergrenze schwankte nur zwischen ein und zwei Graden, während die Ortsbestimmungen der europäischen Geographen noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts mit Fehlern bis zu vier Graden behaftet waren. Auch die Karten der

Indier müssen verhältnismäfsig gut gewesen sein, jedenfalls besser als die der Araber, wie an mehreren Beispielen erläutert wurde. Die ersten portugiesischen Seekarten beruhen auf den kartographischen Arbeiten der Inder, von denen leider keine Originale, sondern nur Rekonstruktionen vorhanden sind. Der Verfasser des Mohit hatte auch von der Entdeckung Amerikas erfahren, von dem er seinen Landsleuten eine zwar unrichtige, aber eines gewissen unfreiwilligen Humors nicht entbehrende Darstellung in einem besonderen Kapitel gab. Mit der Verlesung einiger Stellen daraus schlofs Herr Dr. H. Meldau seine Mitteilungen.

Darauf besprach Herr Professor Dr. C. Schilling die merkwürdigen Stäbchenkarten von dem Marschallarchipel. Diese waren die Seekarten, nach denen in früherer Zeit die Insulaner ihre Reisen von Insel zu Insel vornahmen. Die Bedeutung der aus Bambusstäben gefertigten Karten war aber bis auf die letzte Zeit unbekannt, da sie nur von den Häuptlingen gekannt und von diesen als ein strenges Geheimnis bewahrt und vererbt wurde. Den Bemühungen des Korvettenkapitäns Herrn Winkler ist es erst im Jahre 1897 gelungen, mit grofsen Mühen wenigstens über den allgemeinen Charakter der Karten Aufschlufs zu erhalten. Dabei hat sich herausgestellt, dafs diese Karten nicht im geographischen Sinne aufzufassen, sondern vor allen als Karten von Dünungen ohne Anlehnung an geographische Lagen anzusehen sind. Andere Karten dienen nur dem Unterricht und geben einzelne paradigmatische Beispiele von Dünungserscheinungen. Der Redner war in der Lage, den Vortrag durch die Vorführung zweier originaler Stäbchenkarten zu unterstützen, die ihm von einem früheren Schüler geschenkt sind. Nach diesen äufserst seltenen Karten hat er nach Zeichnungen mehrere andere noch anfertigen lassen. Diese Karten, die in ethnographischer wie in nautischer Beziehung sehr merkwürdig sind, wurden von Herrn Professor Schilling dem städtischen Museum überwiesen.

In der Versammlung vom 8. Februar hielt Herr Professor Dr. A. Oppel seinen dritten und letzten Vortrag über seine vorjährige amerikanische Reise, speziell über die Staaten Colorado und Utah und die Territorien Neumexico und Arizona, die den südlichen Teil des Felsengebirges enthalten und sich durch einen ziemlich einheitlichen Naturcharakter kennzeichnen. Die genannten Gebiete erstrecken sich von Süden nach Norden durch etwa zehn Breitengrade und fallen bezüglich ihrer geographischen Lage etwa mit den altweltlichen Ländern Marocco und der pyrenäischen Halbinsel zusammen, mit denen sie in klimatischer Beziehung eine gewisse Ähnlichkeit haben. Der südliche Teil des Gebietes, nämlich die Territorien Arizona und Neumexico, wurden von den Spaniern in den Jahren 1526—37 entdeckt und noch jetzt erinnern zahlreiche geographische Benennungen an die frühere Anwesenheit dieses Volkes; der Norden dagegen wurde erst seit Anfang dieses Jahrhunderts bekannt. Zur Union kamen die südlichen Felsengebirge zu verschiedenen Zeiten; ein kleiner Teil im Jahre 1803, der Hauptteil bei Gelegenheit der Streitigkeiten mit Mexico 1845 und 1848, und der Rest, an der Grenze von Mexico gelegen, im Jahre 1853 („Gadsden purchase"). Um diese Zeit begann auch die Einwanderung aus dem Osten, die im wesentlichen durch den ausserordentlichen Reichtum an Metallen, namentlich an Gold, Silber, Kupfer und Blei angelockt wurde. Immerhin ist die Bevölkerung noch sehr dünn; Colorado hat nach einer Berechnung vom Jahre 1898 480000 Einwohner, Utah und Neumexico je 270000 und Arizona nur 90000; dabei bedecken diese Länder eine Fläche, doppelt so grofs wie das

Deutsche Reich. Die Ursache der äußerst langsamen Zunahme der Bevölkerung, unter der außer den eigentlichen Amerikanern auch Mexicaner und Indianer, besonders die Zuñi, die Moqui und die Navajos gehören, liegt der Hauptsache nach in den klimatischen Verhältnissen und in der gebirgigen Beschaffenheit begründet. Das Klima ist sehr regenarm und zugleich mit sehr weit gespannten Gegensätzen zwischen Warm und Kalt behaftet; dazu kommt, daß wenigstens in den westlichen Landesteilen der größere Teil der ohnehin so spärlichen Niederschläge nicht im Sommer fällt; daher erstirbt entweder die Vegetation, oder sie besteht aus solchen Gewächsen, die dem Wassermangel angepaßt sind, wie Cacteen, Yuccas, Sagebrush (Artemisia tridentata) u. a. Bodenanbau in irgend welcher Form kann daher nur unter Anwendung künstlicher Bewässerung betrieben werden; dies geschieht entweder durch Ableitung von Flußwasser, oder durch Erbohrung artesischer Brunnen. Die augenfälligsten Veränderungen, die dadurch in der Landschaft hervorgebracht werden, beobachtet man in dem Mormonenlande Utah, dessen Begründer Brigham Young das unbestreitbare Verdienst besitzt, die künstliche Bewässerung im Westen eingeführt zu haben. Was die Oberflächenbeschaffenheit anbelangt so hat man zwei Hauptteile zu unterscheiden, das südliche Felsengebirge und das Coloradoplateau. Das südliche Felsengebirge, durchschnittlich dreimal breiter als die Alpen, besteht aus fünf parallelen Abschnitten, die von Norden nach Süden verlaufen und von Osten nach Westen neben einander liegen; die östlichen Ketten, deren Berge meistens die Höhe des Matterhorns besitzen, sind durch die Parks, kesselartige Hochthäler, von teilweise steppenartigem Charakter, von einander getrennt; die westlichen dagegen sind etwas niedriger und dazwischen dehnen sich Hochflächen und Klippenreihen aus. Bei der Bildung dieser gewaltigen Gebirge handelt es sich um große Brüche und Versenkungen, wie um das Stehenbleiben mächtiger Pfeiler oder „Horste“. Die großen Senkungsfelder der Parks füllten sich in der Tertiärzeit mit Wasser und die Abflüsse der so entstandenen Seen feilten riesige Schluchten („Cañons“) durch ihre Umrandung, namentlich mit Hilfe hoher Wasserfälle. In der quartären Zeit waren die Hochgebirgshorste von mächtigen Gletschern bedeckt, deren Spuren allerwärts deutlich hervortreten. Heute ist das Felsengebirge trotz seiner bedeutenden Höhe gletscherlos; von ewigem Schnee ist selbst auf den bedeutendsten Gipfeln keine Rede, höchstens bemerkt man in nassen Jahren einige größere Schneeflecken, die möglicherweise ein paar Jahre ausdauern. An nutzbaren Mineralien ist das Felsengebirge außerordentlich reich und daher der Bergbau die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Großartige und beinahe unerschöpfliche Silber- und Bleilager finden sich in der Moskitokette um Leadville, in den Elk Mountains bei Aspen, in der Frontkette bei Boulder, in der San Juankette bei Ouray, Silverton, Lake City u. s. w. Die gewaltigen Eisenvorräte der San Juankette sind noch kaum berührt, dagegen haben die Kohlenreviere am Ostfuße der Sangre de Christokette und der Frontkette bereits eine hohe Wichtigkeit erlangt. Für die Anlage von Verkehrswegen bietet das Felsengebirge im allgemeinen günstige Bedingungen dar und schon jetzt ist ein ansehnliches Eisenbahnnetz geschaffen, ursprünglich von schmalspurigen Anlagen, an deren Stelle nach und nach die Normalspur eingeführt wird.

Das Coloradoplateau setzt sich in südwestlicher Richtung an das Felsengebirge, speciell an die San Juankette an und besteht aus einer Anzahl terrassenförmiger Hochflächen, die, durch merkwürdige Klippenreihen von einander getrennt, entlang dem Laufe des Colorado niedriger und in geologischer Beziehung älter

werden. Die Einförmigkeit dieser Gebilde erleidet eine Unterbrechung durch vulkanische Aufschüttungen. Zur grofsartigsten Entfaltung aber kommen hier die Erosionserscheinungen. Das amerikanische Cañonphänomen tritt hier in der allervollkommensten und mächtigsten Entwicklung auf, vor allem beim Colorado. In dem engen Marmorcañon durchschneidet er das triassische Pariaplateau und in dem ungeheuren Grand Cañon, dem der Vortragende einen längeren Besuch abgestattet hat, die sämtlichen unterhalb jenes Plateaus gelegenen älteren Tafeln bis auf das Urgestein. Die Länge des Grand Cañon beträgt 350 km, die Tiefe stellenweise über 2000 m, die Zersplitterung des ursprünglich horizontalen Bodens ist aufserordentlich und unvergleichlich. Nach Ch. Dutton hat die Bildung des Coloradocañons bereits in der Tertiärzeit begonnen, die stärkste Ausfeilung aber in der Eis- und Seenzeit der Felsengebirge stattgefunden, namentlich mit Hilfe hoher Wasserfälle, die seitdem verschwunden sind.

Diese und andere Ausführungen des Redners, die hier nur skizzenhaft angedeutet werden können, fanden eine treffliche Veranschaulichung durch die Vorführung zahlreicher Projektionsbilder, die gröfstenteils sehr gelungen waren. Zugleich war eine grofse Zahl von Bildern, Büchern und Karten ausgestellt. Die Bilder dienten hauptsächlich zur Erläuterung des Cañonphänomens; unter den Büchern erweckten diejenigen besonderes Interesse, die sich auf die merkwürdige Sekte der Mormonen beziehen. Es mag hier daran erinnert werden, dafs diese im Jahre 1897 das füngzigjährige Jubiläum ihres Einzuges in das Jordanthal feierte.

In der Sitzung vom 22. Februar behandelte Herr Prof. Dr. W. Wolkenhauer mehrere neuere Erscheinungen, die sich auf die Geschichte der Kartographie beziehen und machte über ihren Inhalt und ihre Entstehung interessante Mitteilungen. Anknüpfend an einen früheren Vortrag über die mittelalterlichen Radkarten legte er zwei schöne Facsimiles vor, die den Übergang von den Radkarten zu den Kompafskarten darstellen. Letztere, nach Arthur Brensing's Vorgange auch „loxodromische Karten" genannt und während des 12. bis 14. Jahrhunderts üblich, sind in Italien entstanden. Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, dafs sie kein Gradnetz besitzen, sondern gewissermafsen statt dessen eine Anzahl Kompafsrosen, von denen Richtungslinien nach allen Seiten auslaufen. Die Hauptrose liegt in der Mitte der in der Hauptsache rechteckigen Karte, 16 Nebenrosen in einiger Entfernung von jener auf einem konzentrischen Kreise. An den vertikalen Rändern befindet sich eine Meilenskala. Die Entstehung der Kompafskarten hängt mit der Gewohnheit der mittelalterlichen Seefahrer zusammen, die Richtungen und Entfernungen ihrer Kurse abzuschätzen und daraufhin eine Art Segelanweisungen herzustellen, die im Laufe dieser Zeit zusammengestellt und nach und nach verbessert, schliefslich das ganze Mittelmeer und Nordeuropa umfafsten. Ausgangspunkte für solche Anweisungen waren die Häfen, daher der Name „Portulane". In Italien, Catalonien und auf den Balearen gab es Leute, die sich berufsmäfsig mit der Herstellung von Kompafskarten beschäftigten. Die älteste sicher datierte stammt von Pietro Visconte aus dem Jahre 1311; die zweitälteste von demselben Verfasser aus dem Jahre 1318, die sich in der Bibliothek der kaiserlichen Hofburg in Wien befindet, war in Bremen im Jahre 1895 bei Gelegenheit des Deutschen Geographentages ausgestellt. Zu den ältesten Kompafskarten gehört auch diejenige, welche Herr Prof. Dr. Wolkenhauer zum Ausgangspunkte seiner Erörterungen nahm und in einer guten Nachbildung vorlegte: es ist „la carta nautica coustruita del 1325 da

Angelino Dalorto", beransgegeben von Alberto Managhi (Florenz 1898) nnd vom Fürsten Tommaso Corsini dem dritten italieniscben geographiscben Kongresse in Florenz 1898 gewidmet. Das Original ist auf Pergament gezeichnet und hat eine Gröfse von 107×66 cm. Dalorto's Karte zeichnet sich durch verhältnismäfsige Richtigkeit der Contonren der Mittelmeerländer aus, teilt aber mit ihresgleicben die Eigenschaft, dafs die einzelnen Länder nnd Meere in verscbiedenen Mafsstäben abgefafst sind. Diesen merkwürdigen Mangel erklärt Prof. H. Wagner in Göttingen, der bei Gelegenheit des Dentschen Geograpbentages in Bremen einen Vortrag über das „Rätsel der Kompafskarten" hielt und diesen auf dem Geographischen Kongresse in London in englischer Sprache wiederbolte, mit der Annabme, dafe die einzelnen Teile vorher in verschiedenen Maafsstäben gezeicbnet und dann ohne Ausgleicbung zusammengestellt seien. Ob diese Vermutnng das Richtige trifft, eteht noch dahin. — Das Studinm der Kompafskarten wie überhanpt der älteren Kartographie hat jüngst eine änfserst wichtige Förderung erfabren dnrch das Erscbeinen von A. E. Nordenskjöld's Periplus, eines grofsen Atlas, der, in scbwedischer und in englischer Sprache beransgegeben, in letzterer den Titel führt „an early history of Cbarts and Sailing Directions" (Stockbolm 1897) und der ebenso wie der im Jahre 1889 erscbienene Facsimileatlas desselben Verfassers als ein monumentales Werk von höchstem Werte bezeichnet werden mnfs. Die Verwaltung nnserer Stadtbibliotbek hat in dankenswerter Weise das kostspielige Werk, das n. a. zablreiche Nachbildungen von mittelalterlicben Mannskriptkarten entbält, angeschafft und sich dadnrcb für die betreffenden Studien ein Verdienst erworben. — Aufserdem machte der Vortragende nocb Mitteilungen über das Leben und die Werke von Jobannes Honter, eines Siebenbürgers, der sich nm sein Heimatland in mannigfachster Weise verdient gemacbt hat und dem man im vorigen Jahre in seinem Gebnrtsorte ein Denkmal gesetzt hat. Honter, im Jahre 1498 in Kronstadt geboren, besncbte wabrscheinlicb die Universität Wien und war dann an der Hocbscbule von Krakau thätig. Von 1530—33 hielt er sich in Basel anf und kehrte daranf, mit allen Hilfsmitteln zur Einricbtnng einer Drnckerei versehen, nacb seinem Heimatsorte zurück, wo er erst als Bncbdrucker und Scbriftsteller, dann als Geistlicher, Lehrer nnd Jurist eine sebr mannigfaltige und fruchtbringende Thätigkeit entwickelte. Er starb im Jahre 1549. Für den Geographen sind namentlich zwei seiner Werke von Interesse, von denen wir nur die Titel anführen können. Das erste ist seine Karte von Siebenbürgen vom Jahre 1532, das Original ist im Nationalmuseum in Pest; zur Feier des 400jährigen Geburtstages des Verfassers wurde eine Nachbildung veröffentlicht, die die wesentlicben Eigenschaften des Originals wiedergiebt. Sodann erwähnen wir Honter's Rndimenta Cosmographica vom Jahre 1530, eine Art Lehrbnch der Geographie, von dem bis 1611 22 Anflagen erschienen nnd dem seit 1542 eine Kollektion von 16 Karten beigegeben war. Dieee kann man als den ersten Atlas bezeichnen, der sicb nicht an die zn jener Zeit berscbenden Ptolemäiscben Karten anlebnte. Eine Ausgabe der Rndimenta ist anf nnserer Stadtbibliotbek vorhanden.

Sonstige Mitteilungen.

Der siebente Internationale Geograpbenkongress, dessen Organisation die Gesellscbaft für Erdkunde in Berlin übernommen bat, wird in Berlin vom 28. September bis 4. Oktober dieses Jabres stattfinden, fällt also bedauerlicherweise mit der Versammlnng deutscher Philologen und Schul-

männer, die diesmal in Bremen tagen wird. zusammen. Bei der Organisation des siebenten Internationalen Geographenkongresses sind folgende Grnppen vorgesehen: 1) Mathematische Geographie, Geodäsie u. s. w.; 2) Physische Geographie, (Geomorphologie, Ozeanologie, Klimatologie); 3) Biologische Geographie; 4) Siedelungs- und Verkehrsgeographie; 5) Völkerkunde, 6) Topische Geographie, Länderkunde, Forschungsreisen; 7) Geschichte der Geographie und Kartographie; 8) Methodologie, Unterricht, Lehrmittel, Bibliographie, Orthographie geographischre Namen. Eine Gesamtausstellung ist seitens der Kongressleitung nicht in Aussicht genommen, doch ist die Veranstaltung von privaten Sonderausstellungen nicht ausgeschlossen, an denen sich in umfassender Weise wohl auch die deutschen Behörden beteiligen werden, namentlich diejenigen Abteilungen der deutschen Generalstäbe, der Kolonialabteilung, der Handels- und Verkehrsministerien, die sich mit Ausgabe von Karten u. s. w. befassen. Die Mitgliedschaft wird durch Zahlung von ℳ 20 (£ 1 oder Fr. 25) erworben; die Mitglieder sind stimmberechtigt, können an allen gemeinsamen Veranstaltungen des Kongresses teilnehmen und erhalten sämtliche Veröffentlichungen unentgeltlich. Damen der Mitglieder können entweder selbst als Mitglieder oder gegen Zahlung von ℳ 10 als Teilnehmerinnen (ohne Stimmberechtigung und ohne Anspruch auf die Veröffentlichungen) beitreten. Der Termin für die Anmeldung von Vorträgen u. s. w. ist auf den 1. April 1899 festgestellt; bis spätestens 1. Juni sind die druckfertigen Manuskripte einzusenden. Vor Beginn und nach Schlufs der Versammlung sind Ausflüge nach verschiedenen Gegenden Deutschlands in Aussicht genommen; u. a. liegt bereits eine Einladung zum Besuche von Hamburg durch die dortige Geographische Gesellschaft vor. Infolge des Internationalen Geographischen Kongresses in Berlin ist die Abhaltung des XIII. Deutschen Geographentages zu Breslau, der zu Ostern 1899 stattfinden sollte, auf Pfingsten 1901 verschoben.

Geographische Litteratur.

Deutschland. Einführung in die Heimatkunde von Friedrich Ratzel. Mit vier Landschaftsbildern und zwei Karten. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1898. Preis 2,50 ℳ. Der hochgeschätzte Verfasser dieser Heimatkunde ist der Meinung, dafs in einer Zeit, wo es für viele Deutsche kein fremdes Land mehr in Europa giebt, und wo manche von unsern Landsleuten in aufsereuropäischen Ländern bewanderter sind als in der Heimat, die Kenntnis des Vaterlandes vertieft werden müsse. Dieser schöne Zweck kann aber nur dadurch erreicht werden, dafs man zeigt, wie der Boden und das Volk zusammengehören. Dementsprechend gliedert sich der Inhalt des anziehend geschriebenen und hübsch ausgestatteten Werkchens in fünf Hauptabschnitte. Der erste „Lage-Raum“ betitelt, behandelt Deutschlands Lage in der Welt und in Europa, seine Nachbarn und seine Raumgrösse; der zweite beschäftigt sich mit dem Boden; in dem dritten werden das Meer und die Küsten besprochen; der vierte giebt einen Überblick über das Klima, die Pflanzen und Tierwelt sowie über die Bodenkultur; der fünfte endlich verbreitet sich über das Volk und den Staat. Man darf sagen, dafs alle wesent-

lichen Gesichtspunkte zur Erörterung gelangen und diese ist so gehalten, dafs sie zugleich belehrt und erfreut, wie das nicht anders von einem Gelehrten erwartet werden kann, der den Stoffe nach der Breite und Tiefe beherrscht und somit aus dem Vollen schöpft. Wir wünschen dem Werkchen eine möglichst grofse Verbreitung und hoffen, dafs es die Lehrer der Geographie zum Vorbilde nehmen und daraus ersehen, wie man den Stoff belebt.

Litauen. Eine Landes- und Volkskunde von Dr. Albert Zweck. Mit 66 Abbildungen, 8 Kartenskizzen und einer grofsen Karte der kurischen Nehrung. Stuttgart, Hobbing und Büchle 1898. Preis gebunden 9,50 *M.* Dieses sehr ansprechende Werk, das den Reigen einer gröfseren Zahl unter dem Titel „Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen" erscheinender Bände eröffnet, versetzt den Leser in den äufserten Nordosten des Deutschen Reiches, der ein besonderes Interesse durch die dort befindliche litauische Bevölkerung erregt. Die Sprache derselben weicht mehr und mehr zurück und hat sich am meisten auf dem Memeler Plateau erhalten, wo die Kultur noch am weitesten zurück ist. Die Litauer, sagt der Verfasser, lieben ihre Sprache über alles und sprechen sie, wo sie können. Auch wenn sie des Deutschen mächtig sind, sagt ihnen die Schilderung schwieriger Verhältnisse in der litauischen Sprache viel mehr zu; sie bedienen sich deshalb vor Gericht am liebsten eines Dolmetschers. Derselbe Mensch, der beim Gebrauch der Deutschen Sprache einen beschränkten, stumpfen Eindruck machte, erscheint wie umgewandelt, sobald er litauisch reden darf; seine Züge beleben sich und er giebt treffende sichere Antworten. Anderseits verleugnen diejenigen Litauer, die schon etwas vornehm thuen, wenn sie unter Deutschen sind, die litauische Sprache, ja sie schämen sich ihrer und hierin bekundet sich das Schicksal, dem das Litauertum verfallen ist. • Die litauische Sprache wird in absehbarer Zeit zu den toten gerechnet werden, und die Nation hat damit aufgehört zu existieren. Wir haben diese Sätze über das mutmafsliche Schicksal des Litauertums hier wiedergegeben, weil sie allgemein interessieren, heben aber zugleich hervor, dafs das Buch über alle möglichen Verhältnisee Litauens eingehende und zuverlässige Nachrichten enthält und mit ebensoviel Fleifs wie Sachkenntnis abgefafst ist. Die rührige Verlagshandlung hat das Werk sehr hübsch ausgestattet und ihm einen reichlichen Bilderschmuck verliehen.

Land und Leute. Monographie zur Erdkunde, herausgegeben von A. Scobel. 1. Thüringen von A. Scobel. Mit 145 Abbildungen und Kartenskizzen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1898. 3 *M.* Dieses Heft, in jeder Hinsicht eine reizende Gabe des Verfassers und Verlegers, inauguriert in glücklicher Weise das neue erdkundliche Sammelunternehmen der Firma Velhagen und Klasing, dem wir einen raschen Fortgang und günstigen Erfolg wünschen, denn es ist in hohem Grade geeignet, das Interesse und die Freude an der Erdkunde in immer weitere Kreise zu tragen. Allerdings ist auch gerade Thüringen ein dafür aufserordentlich günstiger Gegenstand; vereinigt doch dieses Land eine herrliche Natur mit einer bedeutenden geschichtlichen und kulturellen Entwickelung, während es andererseits den Zustand politischer Zersplitterung, der früher Alldeutschland betraf, bis auf den heutigen Tag in vorbildlicher Weise bewahrt hat. Der Verfasser, allgemein bekannt als hervorragender Kartograph und als Herausgeber des weitverbreiteten Andreeschen Atlas, hat sich, obwohl nicht Thüringer von Geburt, in die Natur und das Volkstum Thüringens, das vielfach noch eigenartige Züge trägt, aufs

beste eingelebt und unter Benutzung der umfangreichen Quellenliteratur eingearbeitet; er zeigt sich daher als ein zuverlässiger Führer durch die Gaue Thüringens und weifs sowohl von der Vergangenheit als von der Gegenwart anmutige Bilder zu entwerfen. Die Beigabe an Karten und Bildern trifft nach Auswahl und Ausführung in der Hauptsache das Richtige, doch geben wir zu bedenken, ob nicht das Interesse an der Erdkunde durch Beigabe einiger gut ausgeführten Farbendrucke gesteigert werden könne. Die herrlichen sonndurchleuchteten Buchenwälder des Thüringer Waldes, die wir auf das genaueste kennen, würden jedenfalls anders wirken als die zwar richtigen, aber doch etwas stumpfen Schwarzdrucke.

Bilder vom Rhein von Eduard Sonne. Mit 16 Abbildungen. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1898. Preis ℳ 3.50. Die „Bilder vom Rhein“ verfolgen nicht den Zweck, den berühmten Strom und die rheinischen Städte vollständig zu besprechen, sondern liefern zur Kenntnis beider einen kleinen Beitrag. Die Besprechung gliedert sich folgendermafsen: Der Rhein in der Schweiz. — Der deutsche Oberrhein. — Die Rheinschiffahrt. — Köln und die Seeschiffahrt. — Der Rhein in den Niederlanden. — Diese Abschnitte haben die Orte Thusis, Alt-Breisach, Mainz, Köln, Leiden zu Mittelpunkten. Verschiedene andere Städte, Säckingen, Mannheim, Bingen beispielsweise, sind gelegentlich in den Kreis der Erörterungen hineingezogen. Bei den Städten Mainz und Köln ist es in erster Linie ihre Entwickelung, auf welche der Verfasser sein Augenmerk gerichtet hat. Hand in Hand mit der Besprechung von Mainz wird die Flufsschiffahrt auf dem Rhein in ihren verschiedenen Stufen geschildert, während bei Köln nachgewiesen wird, dafs diese Stadt vormals hauptsächlich durch Seeschiffahrt grofs und berühmt geworden ist. Bei der Besprechung des Rheines in der Schweiz und des deutschen Oberrheines mufste die Geschichte der Orte Thusis und Alt-Breisach, nicht minder die Schiffahrt auf dem Rhein in den Hintergrund. der Strom selbst dagegen in den Vordergrund treten. Hier handelt es sich wesentlich um die der Landwirtschaft wegen erforderliche Abwehr der Beschädigungen durch die Hochwasser des Gebirgsstromes und seiner Wildbäche. In den Niederlanden tritt beides auf: die Entwickelung der Stadt Leiden und ihrer Schiffahrt, auch die berühmte Befreiung dieser Stadt von den Spaniern einerseits, der Schutz der Fluren gegen Beschädigung durch Hochwasser mit Hülfe der Deiche andererseits. Die Darstellung aller dieser Stoffe ist eine leicht fafsliche, insbesondere sind alle technischen Einzelheiten vermieden.

Zur Kenntnis des Hunsrücks von Dr. Fritz Meyer. Mit einer Karte. Stuttgart, J. Engelhorn 1898. ℳ 4.—. Der Verfasser teilt seine Stoffe in folgende neun Abschnitte: Litteratur über den Hunsrück; Abgrenzung des Gebietes; Geologische Übersicht; Bau und Entstehung des Gebirges; Einteilung des Hunsrücks; Oberflächenformen; Wasserscheide; Anordnung der Wasserläufe und Thalbildung; Bemerkung zur Höhenschichtenkarte. Aus dieser Übersicht geht hervor, dafs die Bevölkerungskunde in der Abhandlung, die sich als eine geologisch-orographische Arbeit charakterisiert, nicht berücksichtigt ist. In der zünftigen Geographie versteht man unter Hunsrück das Gebirgsland zwischen Rhein, Mosel, Saar und Nahe, bei den Bewohnern des Gebirges selbst ist dieser Name aber auf den nordöstlichen Teil des dem südlichen Gebirgswall vorgelagerten Plateaus beschränkt. Der Hunsrück in geographischem Sinne ist ein Abrasions- oder Rumpfgebirge, und daher sind seine Formen sanft und ohne schroffe Klippen. Er besteht aus mehreren Parallelketten von geringer

Breite, bei denen die Gipfel eine untergeordnete Rolle spielen. Dementsprechend bietet er von Süden gesehen ein fast geradliniges, nur hie und da sanft wellenförmiges, eintöniges Profil. Selbst der höchste Punkt, der Erbeskopf, ragt kaum merklich hervor. Die der Abhandlung beigegebene Höhenschichtenkarte (von hundert zu hundert Meter), von der Geographischen Anstalt von Wagner und Debes mit gewohnter Sauberkeit und Eleganz ausgeführt, ist ganz nach dem Vorbilde der von Prof. Sievers verfafsten Höhenschichtenkarte des Taunus angefertigt. Als Grundlage diente die W. Liebenow'sche Karte des Hunsrückens und Hochwaldes im Mafsstabe 1 : 240 000.

Dr. W. Rohmeder. Das deutsche Volkstum und die deutsche Schule in Südtirol. Wien, C. Graeser 1898. In den letzten Jahren ist es wohl auch dem selbstgenügsamsten Reichsdeutschen klar geworden, dafs die Deutschen in Österreich nicht nur um ihr eigenes Dasein, sondern um die Zukunft unseres gesamten Volkes kämpfen, und so darf jeder Bericht von einem der zahlreichen Kriegsschauplätze auf dankbare Aufnahme rechnen. Das Buch Rohmeders, das mit grofser Liebe zur Sache und gründlicher Kenntnis der Verhältnisse geschrieben ist, wird um so freudiger begrüfst werden, als es auch bereits über Erfolge der deutschen Sache berichten kann, an denen es so lange gefehlt hat. Wer den traurigen Einflufs des Katholizismus auf die Widerstandskraft der Deutschen kennt, wird mit besonderer Genugthnung vernehmen, dafs sich endlich eine Anzahl tüchtiger deutscher Priester mit Entschiedenheit auf die Seite ihres Volkes gestellt haben und der skrupellosen welschen Propaganda des übrigen südtiroler Clerus entgegentreten. Die Sünden vieler Jahrhunderte, die den gröfsten Teil des herrlichen, sagenberühmten Etschlandes dem Deutschtum verloren gehen liefsen, sind freilich nicht wieder gut zu machen, aber es ist Aussicht vorhanden, dafs das noch Vorhandene nunmehr gerettet, Halbverlorenes wieder gewonnen wird. Sehr bemerkenswert ist auch, was der Verfasser über den günstigen Einflufs der Deutschen sagt, die alljährlich als Touristen das Land durchziehen und stellenweise, wie am Garda-See, schon kleine deutsche Kolonien entstehen liefsen. Möchten die Worte des Verfassers, der vor allen den Besuch der kleinen deutschen Sprachinseln empfiehlt, in Deutschland beherzigt werden, und möchte jeden, der nach Südtirol wandert, das Buch mit seiner Fülle von geschichtlichen und ethnographischen Angaben und mit seiner liebevollen Schilderung der deutschen Vorposten in der Südmark begleiten.

Deutschlands Kolonien. Erwerbungs- und Entwickelungsgeschichte, Geographie und wirtschaftliche Bedeutung unserer Schutzgebiete von Dr. Kurt Hassert. Mit 8 Tafeln, 31 Abbildungen im Text und 6 Karten. 1898. Verlag von Dr. Seele & Co., Leipzig, geb. ℳ 5,50. An orientierenden und speziellen Werken über die deutschen Schutzgebiete ist zwar kein Mangel — ich erinnere beispielsweise nur an das Prachtwerk „Deutschland und seine Kolonien“ (Berlin 1897) und an das praktische „Kolonialhandbuch“ von R. Fitzner (Berlin 1896), die beide auch in dieser Zeitschrift besprochen worden sind —, aber trotzdem mufs auch Hassert's Buch über unsere Kolonien willkommen geheifsen werden, weil seitdem Kiautschou hinzugekommen ist und weil namentlich in jenen ein Abschnitt, wie das erste Kapitel Hassert's, das die Vorgeschichte der deutschen Kolonialbestrebungen darstellt, fehlt. Und gerade diese Vorgeschichte ist sehr nützlich, weil sie zeigt, dafs sich alle diese Unternehmungen zersplitterten und in gewisser Hinsicht als erfolglos erwiesen, so lange nicht eine starke politische Macht im Vaterlande ihnen Rückhalt und

Schutz gewährte. Aber auch ohne Rücksicht auf die eben bezeichneten Zusätze darf Hassert's Werk über Deutschlands Kolonien als ein wohlgelungenes, empfehlenswertes Buch gelten, das in Bezug auf die Stoffmenge die rechte Mitte hält and dabei anregend geschrieben ist. An die Besprechung der einzelnen Gebiete schliefst sich ein Kapitel über die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Kolonialpolitik und der deutschen Schutzgebiete sowie eine Literaturzusammenstellung. Von den zahlreichen Abbildungen sind die meisten und besten dem oben citierten Werke „Deutschland und seine Kolonien“ entnommen; die beigegebenen Karten genügen dem Bedürfnis der Orientierung.

Jahresbericht über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1897/98. Beilage zum Deutschen Kolonialblatte 1899. Berlin 1899. E. S. Mittler & Sohn. Preis ℳ 2.50. Dieser 218 Folioseiten umfassende Jahresbericht giebt sehr eingehende und zuverlässige Nachrichten über die Zustände der Deutschen Kolonien mit Ausnahme des Gebietes der Neuguineakompagnie; auch bietet er Mitteilungen über die Verwendung des Afrikafonds. Am Schlusse befindet sich ein Verzeichnis der in dem botanischen Garten und der Versuchspflanzung in Victoria-Kamerun kultivierten Pflanzen, an Zahl 427 Stück. Ohne näher auf den „Jahresbericht“ einzugehen, empfehlen wir ihn dringend allen denen, die sich aus irgend einem Grunde für unsere Kolonien interessieren; er ist für sie ein unentbehrliches Quellenwerk.

Die Kulturgewächse der deutschen Kolonien und ihre Erzeugnisse, bearbeitet von Prof. Dr. R. Sadebeck. Mit 127 Abbildungen. Jena, Gustav Fischer, 1899. Preis geb. ℳ 11.—. Durch Bearbeitung dieses inhaltreichen und wertvollen Werkes, das für Studirende und Lehrer der Naturwissenschaften, Plantagenbesitzer, Kaufleute und alle Freunde kolonialer Bestrebungen bestimmt ist und durchaus auf der Höhe der Zeit steht, hat sich Prof. Sadebeck, Direktor des Botanischen Museums und des Botanischen Laboratoriums für Warenkunde zu Hamburg, ein hervorragendes Verdienst erworben. In erster Linie sind darin die wichtigsten pflanzlichen Erzeugnisse unserer Kolonien, wie Kaffee, Zucker, Cacao, Reis, Gewürze, Tabak, Kautschuk, Farbhölzer, Baumwolle u. s. w. zunächst nach ihren botanischen Eigenschaften behandelt. Sodann ist der Plantagenbetrieb derselben, d. h. die Aussaat und die Kultur, sowie die Ernte und ihre erste Bearbeitung und ihre Herrichtung für den Transport der Erörterung unterzogen und in mehreren Fällen durch Abbildungen veranschaulicht. Aufserdem wurde auch auf die häufigen Krankheitsformen und Schädlinge sowie auf die bis jetzt bekannten Bekämpfungsmittel hingewiesen. Ferner sind die wichtigsten Kulturgewächse der Eingeborenen sowie die endemischen Gift- und Heilpflanzen mehr oder weniger ausführlich besprochen. Endlich ist auf einige tropische Kulturgewächse hingewiesen, deren Anbau in den deutschen Kolonien bis jetzt nur wenig oder gar nicht in Angriff genommen worden ist, voraussichtlich aber sehr lohnend sein würde. Es sind dies namentlich mehrere Gewürzpflanzen, wie z. B. Pfeffer, Zimt und Muskat, einige Gespinstpflanzen, insbesondere Jute und Ramie, sowie Kautschuk und Guttapercha. Die Darstellung selbst beruht einerseits auf der vorhandenen, aber sehr zerstreuten Litteratur, anderseits auf den eigenen Beobachtungen des Verfassers und den Untersuchungen des im Hamburgischen Botanischen Museum befindlichen Materials, endlich auf den direkten Mitteilungen von Plantagenleitern und Forschungsreisenden. Die zahlreichen Abbbildungen zeichnen sich durch Zuverlässigkeit und Anschaulichkeit aus. Alles in allem genommen gehört Sadebecks

Arbeit zu den wertvollsten und nützlichsten Veröffentlichungen über Kolonialkunde und wir geben der Hoffnung und dem Wunsche Ausdruck, dafs sie namentlich in praktischen Kreisen eine umfangreiche Verwendung finden möge.

H. S.

Schantung und seine Eingangspforte Kiantschou von Ferdinand Freiherr von Richthofen. Mit 6 Karten und 9 Lichtdrucktafeln. Berlin 1898. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Von den über die neue deutsche Erwerbung erschienenen Schriften hat man wohl auf keine so hohe Erwartungen gesetzt als auf das in Rede stehende Werk, rührt es doch von einem Gelehrten her, der China durch eigene Reisen und langjährige Studien auf das genaueste kennt und in der Erdkunde eine so bedeutende Stellung einnimmt, die er eben durch sein monumentales Werk über China begründet hat. Von verschiedenen Seiten gebeten, hat Herr von Richthofen den Inhalt seiner Tagebücher und Reisebriefe in gröfserer Vollständigkeit zusammengestellt, als es in jenem wissenschaftlichen Werke angebracht war, zugleich aber auch das dort Gegebene in eine allgemein verständliche Sprache übersetzt. Der Inhalt des vorliegenden Buches gliedert sich in sieben Abschnitte. Der erste derselben giebt einen Überblick über die Reise von Schanghai bis über die Grenze von Schantung. Der zweite beschreibt die natürliche Beschaffenheit von Schantung. In dem dritten werden die Bewohner und die Volkswirtschaft behandelt. Die beiden folgenden Kapitel beschäftigen sich mit der Reise von Itschoufu über Tsinanfu nach Tschifu. Sodann werden die Missionen und ihr Werk behandelt und endlich Kiantschou als die maritime Eingangspforte von Schantung und Nordchina besprochen. Über die allgemeine Bedeutung von Kiautschou ist in letzter Zeit so viel geredet und geschrieben worden, dafs wir hier nichts hinzuzufügen brauchen. Nur ein Punkt sei an der Hand des Richthofen'schen Buches etwas näher beleuchtet; das ist die Kohlenfrage. Alle Kohlenfelder von Schantung haben nach Richthofen wahrscheinlich, mit Ausnahme desjenigen von Itschoufu, beschränkte Ausdehnung, die sich zum Teil nur nach Zehnern von Quadratkilometern berechnet, aber bei Poschan höher steigt. Bei allen ist die Lagerung nicht ungünstig für den Abbau, obgleich, mit Ausnahme des Heischan bei Poschan und der nordöstlich von diesem Orte gelegenen Hügel, die Wasserbewältigung in allen Fällen nicht unerhebliche Kosten verursachen wird. Bei allen ist eine Mehrzahl von Flötzen vorhanden; aber die Dicke von 1 bis 2, auch $2^1/_2$ m wird in vielen Fällen bestimmt angegeben und kann in den meisten als sicher betrachtet werden. Keines der wichtigen Kohlenlager liegt fernab im Gebirge; vielmehr schliessen sich an jedes gut bevölkerte und fruchtbare Gegenden.

Die von 1865 bis 1895 erzielten Fortschritte der Kenntnis fremder Erdteile in ihren Einwirkungen auf das staatliche und wirtschaftliche Leben des Deutschen Reiches von Dr. phil. Chr. G. Barth. Stuttgart, Hobbing & Büchle. 1898. Das vorliegende Büchlein mit dem langen Titel ist eigentlich die Beantwortung einer von der Universität Breslau gestellten Preisaufgabe und liegt nun, nachdem die Bewerbungsschrift ohne Preis ausgegangen war, in überarbeiteter Form vor. Der Verfasser teilt seinen Stoff in vier Hauptteile: Auswanderung, Handel, Gewerbe (einschliefslich der Land- und Forstwirtschaft) und Erwerbung der Schutzgebiete. Nach seiner Meinung waren die Fortschritte in der Kenntnis fremder Erdteile für den Handel — ein Gesichtspunkt, der hier in Bremen am meisten interessieren dürfte — von ganz hervorragender Bedeutung. „Sie gaben

ihm Anfschlufs über die Bedürfnisse und Erzengnisse fremder Staaten, über die landesüblichen Preise und über neue Handelswege. Daneben leisteten die Ansgewanderten den Bestrehungen des deutschen Kaufmanns kräftigen Vorschub, vor allem in Brasilien, aher anch in Argentinien und Nordamerika. Der Kaufmann selbst erlangte durch die Bekanntschaft mit überseeischen Verhältnissen eine gröfsere Gewandtheit in der Anbahnung neuer Handelsbeziehungen. Die reichen Erfolge veranlafsten ihn, seiner Ausbildnng (Handelsschnlen, Seminar für orientalische Sprachen) mehr Sorgfalt zu widmen und in geschlossenem Vorgehen (Handelsgeographische Vereine) neue Veranstaltungen zur Ausdehnung seiner Verbindungen zn treffen: Exportbureaux, Ausfnhr-Musterlager, Handelsmuseen, kaufmännische Reisen, schwimmende Ausstellnng, gewöhnliche und Weltausstellungen, dentsche, überseeische Banken. All dem trat der Staat durch Abschliefsnng von Handelsverträgen, dnrch Ändernngen im Konsulatswesen, durch die Unterhaltung der Reichspostdampferlinien, sowie durch die Einbeziehung Hamhnrg-Altonas und Bremens in den deutschen Zollverband fördernd zur Seite. Der Aufschwung des deutschen überseeischen Handels war deshalh in den letzten drei Jahrzehnten ein ganz gewaltiger, trotz der scheelsüchtigen Mafsnahmen der Engländer und Nordamerikaner."

Das Reichsland Elsafs-Lothringen. Landes- nnd Ortsbeschreihung herausgegeben vom Statistischen Bureau des Ministerium für Elsafs-Lothringen. Strafshnrg, Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). Lief. 1. Preis 2 ℳ. Da es bisher an einer nach einheitlichem Plane gearbeiteten Landes- und Ortsbeschreibung von Elsafs-Lothringen fehlte, so hat das Kaiserliche Ministerium für Elsafs-Lothringen das Statistische Bnreau heauftragt ein solches, auf den nenesten Erhehungen fufsendes Werk herauszngeben. Dieses wird aus drei Teilen bestehen, die in sieben Lieferungen erscheinen sollen. Die erste derselben, welche uns vorliegt, beschäftigt sich mit der allgemeinen Landesbeschreibung in einzelnen Aufsätzen, die von verschiedenen Verfassern herrühren. Prof. Gerland entwirft eine geographische Schilderung des Reichslandes, Dr. Hergesell behandelt die meteorologischen und klimatischen Verhältnisse, Prof. H. Bücking die Geologie, Graf zu Solms-Laubach die Flora und Prof. Döderlein die Tierwelt. Die Bevölkerungsverhältnisse (Physische Anthropologie) sind von Prof. G. Schwalbe, die Sprachverhältnisse von Prof. E. Martin und Dr. This, Gewerbe nnd Handel von Dr. H. Haug, Dr. Aug. Hertzog und Gewerberat Rick, das Verkehrswesen endlich von den Herren May und O. Fröhlinger bearbeitet worden. Schon in der vorliegenden Lieferung ist eine solche Fülle länderkundlichen Materials geboten, dafs man mit Interesse der weiteren Fortführung des Werkes entgegensehen und erwarten darf, dafs damit nicht nur etwas Znverlässiges, sondern auch Vollständiges geleistet wird.

Durch norwegische Jagdgründe. Jagd- und Reisebilder ans dem hohen Norden. Von Oberländer. Mit 68 Abbildungen nach Originalzeichnungen von Jagdmaler C. Schulze nnd photographischen Aufnahmen. Preis gebnnden ℳ 8.—. Neudamm. J. Neumann. Der Verfasser, ein unter dem Psendonym Oberländer schreibender Grofs-Indnstrieller Badens, ist durch seine früher erschienenen jagdlichen und kynologischen Werke längst vorteihaft bekannt und gilt als der erste der lebenden Jagdschriftsteller. Auch das neu erschienene Werk wird um so mehr anch in weiten Kreisen Anklang finden, als sein Inhalt nicht nur für den Waidmann allein von Interesse ist, sondern

auch für denjenigen, welcher Norwegen, das Land der Mode nnd der Sehnsncht unserer hentigen Tonristik, bereisen will oder es bereits besncht hat. Oberländer schildert in anziehender Weise Land nnd Lente des Nordens, sowie seine Jagderlebnisse in den nordischen Schären nnd in den unermefslichen wilden Elchjagdrevireu des Kapitän Jnell. Das Bnch ist in jeder Weise hübsch ansgestattet und auch für Nichtjäger lesens- und empfehlenswert.

Die Prodnktivkräfte Rnfslands. Zusammengestellt im Kaiserl. Russischen Finanzministerium unter W. J. Kowalewski. Dentsche antorisierte Ansgabe von E. Davidson. Leipzig, Verlag von Otto Wiegand. 1898. Bei Gelegenheit der allrussischen Gewerbe- und Kunstausstellung zn Nischni-Nowgorod im Jahre 1896 — so heifst es in dem Vorworte dieses nmfang- nnd inhaltreichen, für die Kenntnis Rufsland höchst wichtigen Buches — ist im Kaiserl. Rnssischen Finanzministerinm nnter der Redaktion des Direktors des Departements für Handel nnd Manufaktur, Herrn W. J. Kowalewski, ein Sammelwerk unter dem Titel „Die Prodnktivkräfte Rnfslands“ erschienen, welches eine knrze Charakteristik der verschiedenen Arbeitszweige entsprechend der Klassifikation der Ausstellung enthält. Das über 70 Bogen starke Originalwerk entrollt in der That ein übersichtliches Bild der gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse Rnfslands. Bei der Landwirtschaft und Industrie ist namentlich alles das berücksichtigt worden, was spezifisch russischen Charakter trägt. Vor allem gelangt in diesem Werke der grofse Fortschritt zum Ansdruck, den die wirtschaftlichen Verhältnisse seit der Moskaner Ansstellung 1882 bis znm Jahre 1896 gemacht haben. Von besonderem Interesse ist dabei das reiche geographisch-statistische Material, das überall, sogar aneh für die asiatischen Gebiete Rnfslands, geboteu wird. Darin steht das Werk geradezn einzig da in der russischen Litteratur. Unter diesen Umständen mnss dem Übersetzer nnd der Verlagsbnchhandlnng Dank und Anerkeunung gezollt werden, dafs sie das so wichtige Werk dem dentschen Pnhliknm zngänglich gemacht haben. Von seiner aufserordentlichen Reichhaltigkeit giebt schon die Inhaltsübersicht eine Vorstellnng. Die Überschriften der 17 Kapitel, aus denen der 580 Seiten starke Band besteht, und die von zahlreichen Spezialkennern bearbeitet wurden, sind folgende: I. Landwirtschaft. II. Pferdezncht und Pferdehandel. III. Haustiere. IV. Garten-, Obst- und Gemüseban. V. Fischerei und Jagd. VI. Waldwirtschaft. VII. Bergbau nnd Metallnrgie. VIII. Erzengnisse ans Faserstoffen. IX. Fabrikindnstrie (20 einzelne Abschnitte). X. Knnstgewerbe. XI. Hausindnstrie. XII. Maschinen, Apparate, Maschinenban und Elektrotechnik. XIII. Sibirien. XIV. Zentralasien. XV. Ban- und Ingenienrwesen, Meeres- und Flufsschiffahrt. XVI. Der änfserste Norden. XVII. Der Aufsenhandel Rnfslands (1856—1894). Wir wünschen füglich, dafs die „Prodnktivkräfte Rnfslands“ eine weite Verbreitnng nnd speziell auch in unsere Stadt die gebührende Beachtung finden mögen.

Kreta in Vergangenheit und Gegenwart, geschildert von H. Bothmer, herausgegeben von Leo Woerl. Mit 30 Illustrationen nach Original-Aufnahmen von Rich. G. Krüger in Kanea. Leipzig 1899. Woerls Reisebücherverlag. Preis ℳ 2.—. Das hübsche ansgestattete Büchlein, das einem entschiedenen Bedürfnisse entgegenkommt, zerfällt in drei Abschnitte von verschiedenem Umfange. Der erste und zugleich kürzeste enthält eine Anzahl geographischer Notizen zn flüchtiger Orientierung über Land und Leute. Der zweite Abschnitt beschreibt in Form einer Reise die wichtigeren Orte der Insel nnd nimmt dabei Rücksicht anf Vergangenheit nnd Gegenwart. Im dritten endlich findet sich

ein Abrifs von der wechselvollen Geschichte Kretas, die von der grauen Vorzeit bis auf unsere Tage reicht, aber auf die schwierigen politischen Fragen nicht eingeht. Aufser zahlreichen Bildern, die ein schätzenswertes Material enthalten, ist dem Buche auch eine Übersichtskarte der Insel beigegeben.

Übersichtskarte von Kleinasien und Handels- und Produktenkarte von Kleinasien, beide bearbeitet von Dr. Ernst Friedrich. Mafsstab 1:2500000. Mit je zwei Nebenkarten und ausführlichem Register. Halle a. S., Verlag von G. Sternkopf, 1898. Die trefflich ausgeführte Übersichtskarte liefert ein schönes Bild der kleinasiatischen Halbinsel, die in hergebrachter Weise (Reclus) im Osten etwa durch eine den Golf von Iskenderun mit Jasun Burnu verbindende Linie begrenzt. Die Karte giebt das Terrain in grauer Schummerung, das Flufsnetz und die Seen in blauer Farbe, die Siedelungen mit neun verschiedenen Ortschaftszeichen, aufserdem unterscheidet sie Klöster, Forts oder befestigte Schlösser, Hans, Thermen, Ruinenorte, Leuchttürme und Telegraphenstationen für den inneren und den internationalen Dienst. Bei den Ortschaften sind die Sitze der Sandschaks und der Kasas in geeigneter Weise bezeichnet. Eisenbahnen, Chausseen, fahrbare Landwege, Karawanen- oder Reitwege, Telegraphen- und Dampferlinien sind durch besondere Signaturen kenntlich gemacht. Dasselbe gilt von den Häfen oder Reeden, den Grenzen der Flufsschiffahrt und Flöfsbarkeit, den Riffen und Stromschnellen. Fernere Unterscheidungsmerkmale betreffen die Salzseen, die Salzsümpfe oder Salinen, die Sümpfe und Wüsten. Die Namen der Völkerschaften sind mit roten Buchstaben eingedruckt. In den Angaben des Registers ist Vollständigkeit erstrebt worden, sie erreicht zu haben wagt der Verfasser nicht zu behaupten. Die Handels- und Produktenkarte hat denselben Inhalt wie die Übersichtskarte, nur mit dem Unterschiede, dafs an Stelle der Völkernamen die Bezeichnungen der Produkte mit roten Lettern eingedruckt sind, ein Verfahren, das die Orientierung sehr erleichtert. Da die in Rede stehenden Karten in erster Linie für deutsche Händler bestimmt sind, so ist für die Schreibweise die deutsche Aussprache mafsgebend. Wir wünschen dem Unternehmen der Firma Sternkopf guten Erfolg und thatkräftige Unterstützung in denjenigen Kreisen, an die es sich wendet, verfolgt es doch den Zweck, den deutschen Handel zu fördern.

Auf verbotenen Wegen. Reisen und Abenteuer in Tibet. Von Henry S. Landor. Mit 202 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 1 Karte. Gebunden ℳ 10.—. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. Der Verfasser erzählt wie er mit einer Schar von dreissig in Indien angeworbenen Dienern und Trägern auf einem der eisigen Pässe des Himalaja in gröfserer Höhe als der Montblanc die Grenze von Tibet überschreitet. Tibet, das „heilige Land“ der Lamas, der buddhistischen Priester, die es regieren, wird an seinen Grenzen eifersüchtig von räuberischen Truppen der Grenzgouverneure bewacht, die jeden Eindringling mit dem Tode bedrohen. Kein Wunder, dafs nach und nach achtundzwanzig von Landor's Dienern aus Furcht vor der Grausamkeit der Tibetaner flohen. Landor und die zwei einzigen treu gebliebenen Gefährten fielen endlich nach tapferer Gegenwehr in die Hände der Feinde. Mehr als 400 Mann stark hatten sie ihm heimtückisch einen Hinterhalt gelegt. Auf Landor's Kopf war von dem tibetanischen Gouverneur ein hoher Preis gesetzt worden. Tot oder lebendig sollte der Reisende eingebracht werden. Es war den Soldaten, nachdem sie den Gefürchteten einmal im sichern Gewahrsam hatten, ein belustigender

Sport, an ihm ihre Schiefskunst zu erproben und mit ihrem Opfer ein grausames Spiel zu treiben. Man band ihm die Hände auf den Rücken und setzte ihn auf ein wildes Pferd, auf einen Sattel mit sechs scharfen Stacheln, die sein Rückgrat verletzten und ihm wahnsinnige Schmerzen verursachten. Von seinen gefesselten Händen aus lief ein Seil zu dem Anführer der berittenen Rotte, die ihn ins Hauptquartier geleiten sollte. Mit Schreien und Schlägen trieben sie die Pferde zu wildem Galopp an und vergnügten sich damit, von Zeit zu Zeit an dem Seil zu zerren, um den gequälten Landor zur Erde zu werfen und ihn von den Hufen der Pferde zu Tode treten zu lassen. Ja, der Unglückliche sollte sogar enthauptet werden. Es ist Landor infolge seiner Gefangennahme nicht möglich gewesen, bis zur Hauptstadt Lhassa vorzudringen, die so viele Reisende vor ihm schon vergeblich zu erreichen versucht hatten. Er gewann aber auf seinen Kreuz- und Querzügen einen tiefen Einblick in die geheimnifsvolle Welt Tibets, das durch die höchsten Berge der Erde, durch einen Panzer von ewigem Eis, gegen die übrige Welt abgeschlossen wird. Die trotz steter Lebensgefahr von ihm aufgenommene Karte, die seinem Werke beigegeben ist, ist ein Resultat überaus mühseliger Arbeit des Forschers. Er hat das Leben und Treiben eines eigenartigen Volkes belauscht, das noch jetzt Jahrtausende alte Gebräuche hat und dessen uralte Heiligtümer von habgierigen gewissenlosen buddhistischen Priestern gehütet werden, von denen Landor unerhörte Schändlichkeiten berichtet. Auf die ersten Zeitungsnachrichten hin war Landor für einen »schwindelhaften Abenteurer erklärt worden. Der Reisende hat sich deshalb gezwungen gesehen, sich von Amtspersonen der indischen Regierung dokumentarische Beweisstücke geben zu lassen, die seinem Reisewerk beigefügt sind. Sie bezeugen die Wahrheit der Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse.

A. Bosbart. Zehn Jahre Afrikanischen Lebens. Leipzig, O. Wiegand, 1898. Das Buch zerfällt in zwei Teile, deren erster die Erlebnisse des Verfassers im Gebiete des Kongo, der zweite die in Südwest- und Ostafrika schildert. Wer Neues über Geographie oder Ethnographie dieser Gebiete zu finden hofft, wird sich enttäuscht fühlen, dagegen gewinnt man ein recht gutes Bild der Zustände unter dem Beamten- und Soldatentum des Kongostaates, wobei freilich zu berücksichtigen ist, dafs der Verfasser unverkennbar unter dem Eindruck übler Erfahrungen und unter einer gewissen Gereiztheit schreibt. Auch bei der Schilderung einer Expedition nach dem deutschen Südwestafrika, die allerdings in die traurigste Periode dieser Kolonie fällt, ist eine Schärfe des Tons beliebt, die nicht immer angenehm wirkt, aber daneben fehlt es nicht an sehr gesunden und beherzigenswerten Ansichten. Die Beschreibung Sansibars, obwohl auch etwas grau in grau gehalten, ist recht lesenswert. Manches von dem, was der Verfasser schildert, liegt schon ziemlich weit zurück und so sind auch seine Anschauungen und Ratschläge teilweise von den Ereignissen überholt. H. S.

Dr. K. Dove. Vom Kap zum Nil. Reiserinnerungen aus Süd-, Ost- und Nordafrika. Berlin, Allg. Verein f. deutsche Litteratur. 1898. Der Verfasser, der die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen an anderer Stelle veröffentlicht hat, wendet sich hier an ein gröfseres Publikum und erweist sich als ein vortrefflicher Schilderer von Land und Volk. Mit besonderer Vorliebe sind alle Spuren und Einflüsse des Deutschtums erwähnt, die sich dem Reisenden auf seinem Wege boten, sodafs auch in diesem Sinne das Buch wertvoll und lesenswert ist. Bei der guten Beobachtungsgabe des Verfassers verdienen die kleinen Schilderungen afrikanischer Verhältnisse, die er hier und da giebt, trotz des

leichten Plandertons die Beachtung aller, die an den Zuständen im Süden nnd Osten Afrikas Interesse haben; erwähnt seien hier z. B. die Bemerkungen über das Militär am Kap (S. 43), den Mangel an jedem Kunstgenufs in der Kapstadt (S. 53), die Zustände in der Stadt Worcester und Port Elisabeth, den Zuckerbau in Natal (S. 119), das Hochland von Natal, die Sulugefahr, die Theeproduktion in Natal (S. 150), die deutsche Ostafrikalinie, an deren Einrichtungen freimütige Kritik geübt wird, u. s. w. Das Vorwalten der Uniformen in den Strafsen Dar-es-Salaams ist durch eine neue Verfügung glücklich eingeschränkt, wozu vielleicht die Bemerkungen des Verfassers einiges beigetragen haben. Eingehend und in frischer Weise sind noch Sansibar nnd Kairo geschildert. H. S.

Achtzehn Jahre in Südafrika. Erlebnisse und Abenteuer eines Schweden im Goldlande von E. J. Karrström. Autorisierte Übersetzung von Fr. von Känel. Leipzig 1898. H. W. Theodor Dieter. Der Verfasser kam als junger Seemann nach Südafrika, wo er seinen ursprünglichen Beruf aufgab und sich auf alle mögliche Art nnd Weise durchschlug, bis es ihm füglich gelang, auf den Goldfeldern von Transvaal ein ansehnliches Vermögen zu erwerben und damit in die Heimat zurückzukehren. Die mannigfachen Erlebnisse und Abenteuer lesen sich gut und sind kurzweilig, auch finden sich interessante Beziehungen zu der gleichzeitigen Geschichte Südafrika z. B. zu dem Tode Louis Napoleons, den Zulukämpfen unter Ketschwayo, den Schwierigkeiten zwischen den Boeren nnd den Engländern u. a. m. Die Ausbeute für die Geographie ist gering, ansehnlicher und wertvoller dagegen sind die Mitteilungen des Verfassers über die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Südafrikas.

Tripolitanien, Landschafts- und Völkertypen und Tripolitanien und der Karawanenhandel nach dem Sudan von Dr. L. H. Grothe. Leipzig 1898, Dr. Seele & Co. Die beiden Broschüren enthalten weitere Ausführungen und Ergänzungen des Vortrages, den der Verfasser voriges Jahr im Kreise der Geographischen Gesellschaft hielt. Wir empfehlen sie allen denen, die sich über Tripolitanien eine rasche und sichere Belehrung verschaffen wollen.

Die ostafrikanischen Inseln. Von Professor Dr. C. Keller in Zürich. Mit 42 Bildern nnd 15 Karten im Text, 3 farbigen Karten und 8 Vollbildern. Preis 5 Mark. Berlin 1898. Verlag von Schall & Grund. Das vorliegende Werk über »Die ostafrikanischen Inseln« ist der 2. Band der „Bibliothek der Länderkunde“, herausgegeben von Prof. Dr. A. Kirchhoff und R. Fitzner. Seit Jahrhunderten ist die europäische Kolonisationsarbeit mit Erfolg im ostafrikanischen Archipel thätig gewesen. Die grofsen Unternehmungen auf dem Festlande Ostafrika, die gegenwärtig mit erneuter Kraft einsetzen, haben naturgemäfs die vorgelagerten Inseln den europäischen Interessen wieder näher gerückt, insbesondere ist eine durchgreifende Wandlung der madagassischen Verhältnisse eingetreten. Das Hovareich, das seit Beginn dieses Jahrhunderts den europäischen Mächten so viel Interesse einflöfste nnd doch unabhängig blieb, ist vor kurzem in Trümmer gegangen. Die ostafrikanischen Inseln entfalten den ganzen Zauber einer Tropennatur und nehmen bezüglich ihrer Naturerzeugnisse eine ganz eigenartige Stellung ein, die von jeher die Aufmerksamkeit der Naturforscher und Geographen erregte. Tierwelt und Pflanzenwelt besitzen ein altertümliches Gepräge, das stark vom Festlande abweicht. Die Menschenwelt ist ein seltsames Gemisch von afrikanischen und asiatischen Elementen, wozu

noch die junge Besiedelungsschicht von Europäern hinzukommt. Der Verfasser bereiste zum Zwecke naturwissenschaftlicher Studien im Jahre 1886 den ostafrikanischen Archipel und gründet seine Darstellung vorzugsweise auf eigene Beobachtungen, ohne jedoch die Erfahrungen der deutschen, französischen und englischen Reisenden in den Hintergrund zu drängen. Etwa die Hälfte der Schrift ist der Insel Madagascar gewidmet, deren geographische Verhältnisse von dem Franzosen Alfred Grandidier zuerst eingehender untersucht wurden. In besonderen Kapiteln werden die Naturprodukte, geologischer Aufbau und Klima behandelt. Die Bevölkerung wird in ihrem verschiedenen Rassencharakter kritisch gegliedert, wobei der Verfasser sich fast durchweg auf eigene Beobachtungen stützt. Die wirtschaftlichen Bedingungen und die Kolonisationsgeschichte erfährt eine eingehendere Darstellung. Daran schliefsen sich noch Angaben über Eilande mit madagassischem Gepräge und eine eingehende Schilderung der mit Recht als landschaftliche Perlen der Tropenwelt gepriesenen Maskarenen-Inseln. Die Seychellen- und Aldabra-Inseln werden nach den jüngsten Beobachtungen deutscher Reisender geschildert. Angegliedert erscheinen die nach Australien vorgeschobenen Eilande wie Amsterdam, St. Paul und die Kerguelengruppe, welche sich zum Teil stark vom afrikanischen Charakter entfernen. Der Verfasser verwertet bei deren Schilderungen die Ergebnisse der „Challenger-Expedition“ und der deutschen »Gazellen-Expedition«. Die zahlreichen Textbilder enthalten viele noch nicht veröffentlichte Original-Aufnahmen, daneben auch Reproduktionen aus anerkannt zuverlässigen Quellen. Der musterhaft ausgestattete Band sei jedem Gebildeten warm empfohlen.

Südamerika unter besonderer Berücksichtigung Argentiniens. Nach den neuesten amtlichen Quellen und auf Grund eigener Anschauung von Dr. P. Märtens. Mit Illustrationen und einer Karte. Berlin 1898. Verlag von Johannes Räde (Stuhrsche Buchhandlung). Der Verfasser dieses sehr lesenswerten Buches war Jahre lang als Redakteur zweier in Buenos Aires erscheinender deutschen Zeitungen Pionier für deutsches Wesen am La Plata; er kennt Land und Leute gründlich und daraus erwächst seine Überzeugung, dafs die Eigenart deutschen Unternehmungsgeistes, seine Vorsicht, Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit in dem an ungehobenen Schätzen reichen Argentinien einen fruchtbaren Boden finden wird. Obwohl mit Wärme und Liebe für das Land geschrieben, besitzt das Buch auch das nötige Mafs von Objektivität und legt nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Fehler und Mängel der Republik dar, die sowohl in wirtschaftlicher als auch in politischer Hinsicht hervortreten. Argentinien ist aber nach des Verfassers Meinung nichts destoweniger ein viel verheifsendes Land. Mit seinen nördlichen Provinzen sich noch in die Tropen hinein erstreckend, umfafst es im Süden auch grofse, ganz der gemäfsigten Zone angehörende Landstriche. Hier im südlichen Teile der Provinz Buenos Aires und am Rio Negro ist anscheinend der geeignetste Platz für die Tätigkeit deutscher Kolonisationsunternehmungen, die mit dem Mutterlande in steter Verbindung bleiben müfsten. Verglichen mit der Einwanderung anderer europäischer Nationalitäten ist die aus Deutschland bisher sehr gering. Sie betrug in den letzten 20 Jahren nur 22,997 Personen, während von Italien allein im vorvorigen Jahre 102,107, von Spanien 17,087 und von Frankreich 5039 Personen einwanderten. Märtens Buch, das gut ausgestattet und mit einigen Bildern versehen ist, verdient jedenfalls Beachtung und nimmt unter der Litteratur über Argentinien einen hohen Rang ein.

Nord-Amerika. Reisebilder, sozialpolitische und wirtschaftliche Studien aus den Vereinigten Staaten, von Julius Scherff. Leipzig, Otto Wiegand. 1898. Preis ℳ 4.50. Das recht lesenswerte Buch zerfällt in zwei ziemlich gleiche Teile. Der erste derselben enthält die Beschreibung einer Reise durch die nördliche Hälfte der Vereinigten Staaten, worin namentlich die nördlichen Pacificstaaten, San Francisco, St. Louis und Missouri, Milwaukee und Chicago etwas eingehender behandelt werden. Im zweiten Teile finden sich zusammenhängende Aufsätze über das Schul- und Unterrichtswesen, die Trusts, die Eisenbahnen, die Besteuerung und die Landwirtschaft, an die sich einige Schlufsbetrachtungen anschliefsen. Da der Verfasser über zuverlässiges Material verfügt und dieses mit gesundem Urteile zur Darstellung bringt, so darf der zweite Teil seines Buches als der wertvollere und als ein beachtenswerter Beitrag zur Kenntnis der Vereinigten Staaten bezeichnet werden.

Deutschland und die Handelspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika von A. Sartorius von Waltershausen. Berlin, 1898. Siemenroth und Troschel. Preis 2 ℳ Die vorliegende Broschüre bildet das zweite Heft der „Schriften der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen" und enthält nicht nur schätzenswertes Material zur Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse der Union, speziell ihrer auswärtigen Handelspolitik, sondern macht auch positive Vorschläge zur Abwehr. Einem deutsch-amerikanischen Zollkriege vermag der Verfasser, der o. Professor der Nationalökonomie an der Univertät Strafsburg ist, das Wort nicht reden, weil die Chancen keineswegs günstig für uns liegen. Baumwolle, Kupfer, Häute, Felle, Holz u. s. w. mit Zöllen zu belegen, „wäre für unsere Industrie, welche in der Weltwirtschaft einen so scharfen Kampf zu führen hat, die unglücklichste Handelspolitik, die man nur wählen könnte. Dem amerikanischen Petroleum, Weizen, Roggen, der Gerste können wir durch unsere Mafsregeln nicht viel anhaben Es bleiben daher Mais, Tabak, Fleischwaren und Schmalz, sowie getrocknetes und frisches Obst, Pferde und Öl für die Repressalien übrig, mit welchen wir jedoch, vielleicht mit Ausnahme des Tabaks, eine nicht unerhebliche Belastung des Konsums übernehmen müfsten. Andererseits können sich die Amerikaner bezüglich der meisten Industrieprodukte bei andern dasselbe oder ähnliches verkaufenden Nationen schadlos halten." Bezüglich der Mafsregeln, die der Verfasser vorschlägt, sei auf die interessante Schrift selbst verwiesen.

The United States with an excursion into Mexico. Handbook for travellers edited by Karl Baedeker. With 19 maps and 24 plans, second revised edition. Leipzic, Karl Baedeker 1899. Die englische Bearbeitung des Baedeker für die Vereinigten Staaten und Mexiko ist eben in zweiter Auflage erschienen und legt Zeugnis dafür ab, dafs die Revision mit aller Sorgfalt erfolgt ist. Bei meiner Reise durch die Vereinigten Staaten hatte ich die erste Auflage von der deutschen Ausgabe vom Jahre 1893 bei mir und wenn sich auch in einem so raschlebigen Lande, wie die Vereinigten Staaten es sind, mancherlei geändert hat, so konnte ich doch durch vielfachen Gebrauch die Überzeugung gewinnen, dafs der „amerikanische" Baedeker ein ausgezeichnetes Buch ist, dessen Angaben, soweit sie nicht temporärem Wechsel unterworfen sind, volles Zutrauen verdienen. Mit Vergnügen habe ich die zweite, englische Auflage durchgesehen und bemerkt, dafs überall da, wo es not that, eine bessernde Hand thätig war. Indem ich daher dem Buche eine weite Verbreitung wünsche, hoffe ich zugleich, dafs demnächst auch die deutsche Ausgabe in zweiter Auflage erscheinen möge.

A. Oppel.

Georg Schweitzer. Eine Reise um die Welt. Mit 24 Bildern. Berlin, Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly) 1899. Der Verfasser, aufs beste bekannt durch seine Biographie von Emin Pascha, fafst in dem vorliegenden Bande eine Anzahl anziehend geschriebener Reiseskizzen zusammen. Er führt den Leser zunächst nach Jerusalem und Ägypten, darauf durch den Indischen Ozean nach Ceylon, Singapore, Java und Siam, weiterhin nach China, Kiantschou und Japan und schliefslich nach Hawaii und den Vereinigten Staaten. Letztere besuchte er im Kriegsjahre 1898 und bemerkte hier besonders die „klägliche Haltung der Deutschamerikaner." „Von grofsem Interesse," sagt er, „mufs es für jeden Politiker sein, dafs die Ereignisse der letzten Monate klar und deutlich gezeigt haben, dafs die nach den Vereinigten Staaten ausgewanderten Deutschen für Deutschland in politischer Beziehung ebenso vollständig verloren sind, wie sie bekanntermafsen wirtschaftlich von dem Augenblicke an zu sein pflegen, wo sie den Staub der Heimat von den Füfsen geschüttelt haben. Die Thatsachen haben bewiesen, dafs auf die überwältigende Mehrheit der Deutschamerikaner schlechterdings kein Verlafs ist. Ich habe selbst mit vielen solchen Leuten gesprochen, welche zu gern ihr altes Vaterland verleugneten, namentlich sobald ein Amerikaner zugegen war." Das sind beklagenswerte Beobachtungen, aber sie sind wahr, wie der Referent aus eigener Beobachtung bestätigen kann.

Lehrbuch der Erdkunde für höhere Lehranstalten von Dr. H. J. Klein. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage von Prof. Dr. August Blind. Mit 57 Karten, sowie mit 101 landschaftlichen, ethnogr. und astron. Abbildungen. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. Das Klein'sche Lehrbuch der Erdkunde, das von vornherein zu den besseren Büchern dieser Art gehörte, liegt in einer neuen, sorgfältig redigierten Auflage vor und dürfte auch in Zukunft bezüglich des Textes seinen Zweck erfüllen. Die Karten und Bilder befriedigen nicht völlig; wir raten daher eine gröfsere Anzahl älterer Clichés auszumerzen und durch bessere Darstellungen zu ersetzen.

Dr. A. Lehmann. Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Deutsch von Dr. Petersen. Stuttgart, F. Enke, 1898. Das Werk Lehmann's bedeutet einen Fortschritt in der objektiven, an die bisherigen Ergebnisse der Wissenschaft anknüpfende Untersuchung mystischer Gebräuche und Anschauungen, da der Verfasser weder auf dem Standpunkte ironischer Überlegenheit steht, der so viele Schriften dieser Art unfruchtbar und oberflächlich macht, noch die Behauptungen der neueren, im halbwissenschaftlichen Gewande auftretenden Mystik kritiklos hinnimmt. Im grofsen und ganzen liefert das Werk einen Beitrag zu der Erkenntnis, dafs es sich bei allen religiösen und mystischen Glaubensformen oder Bräuchen weniger um äufsere Einflüsse, als um subjektive Wirkungen, um Autosuggestion handelt. Damit ist freilich weder gesagt, dafs diese subjektiven Wirkungen nicht ungeheuer stark sein können, noch dafs nun alle Zweifel und Schwierigkeiten gelöst sind. Den Anfang des Buches bildet ein kurzer Bericht über Aberglaube und Zauberei bei den „Wilden", der nur einen sehr unvollkommenen Begriff von den thatsächlichen Verhältnissen giebt und in seiner Unvollständigkeit und Schiefheit eher irre leitet als aufklärt; und doch ist es fast nur noch bei den Naturvölkern möglich, das Wesen der Zauberei und anderer mystischer Bräuche an lebendigen Beispielen zu studieren. Hier liegt also unbedingt eine schwache Seite des Buches und ein Rückfall in die sonst im Aussterben begriffene Sitte, die ethnologische

Grundlage einer Wissenschaft auf ein paar Seiten so nebenbei abzuthun, als ob da überhaupt nichts zu sagen und zu lernen wäre. Die Hauptmasse des Buches zerfällt in folgende Abschnitte: I. Die Weisheit der Chaldäer und ihre Entwickelung in Europa. II. Geheimwissenschaften. III. Der moderne Spiritismus und Okkultismus. IV. Die magischen Geisteszustände. Über die Zweckmäfsigkeit der weiteren Einteilung in kleinere Abschnitte läfst sich zuweilen streiten; warum z. B. die ganz urwüchsigen, teilweise dem Schamanismus entsprechenden mystischen Bräuche der Nordländer und besonders der Finnen zur „Weisheit der Chaldäer" gerechnet werden, ist unerfindlich. Bei der Besprechung der chaldäischen Religion und Magie wird auf die wichtige ethnologische Thatsache gar keine Rücksicht genommen, dafs hier ursprünglich turanische Stämme sich nachträglich mit semitischen gemischt haben, und doch erklärt sich hieraus ein grofser Teil der religiösen Umbildungen, wie die „Reformation" Sargons I. (S. 33.) Der Einflufs der chaldäischen Magie auf das Abendland ist, vielleicht weil abermals die ethnologische Grundlage der Frage unbeachtet bleibt, nur oberflächlich dargestellt. Selbst die jüngsten Formen der Volksmagie, die im Hexenwahn ihren Ausdruck finden, sind nur kurz behandelt. Der Schwerpunkt des Werkes liegt in der Untersuchung des Spiritismus und des neuesten Mysticismus, die der Verfasser mit grofser Hingebung und Energie selbst durchgeführt hat, über die aber in einer geographischen Zeitschrift nicht wohl ausführlich berichtet werden kann. Im ganzen sind seine Untersuchungen den spiritistischen Anschauungen nicht günstig. Am wichtigsten ist wohl vorläufig die Prüfung der hypnotischen Vorgänge; Stoll's vorzügliche Arbeiten über Hypnose bei den Naturvölkern hätten hier vielleicht mehr benutzt werden können, als geschehen ist. H. S.

Bibliotheca Geographica, herausgegeben von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, bearbeitet von Otto Baschin. Bd. IV. Jahrgang 1895. Berlin, W. H. Kühl, 1898. Dieses ebenso inhaltreiche wie praktisch angelegte, für den Geographen unentbehrliche bibliographische Werk enthält eine Zusammenstellung der geographischen Litteratur des Jahres 1895 in sachlicher Anordnung. Zum ersten male ist in diesem Bande auch bei den Titeln von Aufsätzen, die in Zeitschriften veröffentlicht sind, aufser der Bandzahl auch die Jahreszahl des Erscheinens hinzugefügt. Die Anordnung der Titel hat insofern eine kleine Änderung erfahren als das Kapitel Handelsgeographie aus dem Abschnitt III (Allgemeine Darstellungen) in den Abschnitt VIII (Anthropogeographie) versetzt worden ist. Die Zahl der aufgeführten Titel erreicht 9500, fast ebensoviel wie im 3. Bande.

Nordpolar-Karte von Vincenz von Haardt. Mafsstab 1:5 000 000. Vier Blätter in vielfachem Farbendruck. Gröfse 172 × 148 cm. Preis: In losen Blättern 15 Mark, auf Leinwand in Mappe 19 Mark, auf Leinwand mit Stäben 21 Mark. Wien, Ed. Hölzel, 1899. Bald nachdem der im Jahre 1895 dem deutschen Geographentage zu Bremen und dem internationalen Geographen-Kongresse zu London vorgelegene erste Probedruck der zu Anfang 1896 publizierten „Südpolar-Karte" allgemeiner bekannt geworden war, wurde der bezeichneten Verlagshandlung von vielen Seiten der Wunsch nahegelegt, auch die Publikation einer ähnlichen Karte des Nordpolar-Gebietes zu veranstalten. Die Wichtigkeit einer solchen Karte für die Zwecke des Unterrichts und der wissenschaftlichen Forschung braucht gewifs nicht besonders hervorgehoben zu werden. Die arktische Geographie ist in jüngster Zeit besonders durch die hervorragenden

Thaten Nansen's, durch die erst kürzlich publizierte, völlig neue Kartierung des Franz Josef-Landes von Jackson und durch mancherlei andere Unternehmungen wesentlich bereichert worden. Die „Nordpolar-Karte von V. v. Haardt" verzeichnet — soweit es ihr Mafsstab gestattet — mit gröfster Gewissenhaftigkeit alles, was bisher über die Geographie und Geophysik der nördlichsten Zone unseres Erdballes bekannt ist. In dem ansehnlichen Mafsstabe von 1:5000000 zeigt die vom Pole bis an den 60. Grad nördlicher Breite reichende Hauptkarte aufser der Konfiguration der Küstenlinien und des Flufsnetzes die wichtigsten jener Momente, welche für das Vordringen in die höchsten nördlichen Breiten von Bedeutung sind. Die Eisverhältnisse, die Meeresströmungen und das allgemeine Bild der Seetiefen sind nach dem zuverlässigsten Materiale eingetragen. Aufserdem enthält die Hauptkarte die nödlichsten Verbreitungsgrenzen einiger Vegetationsgattungen (Birke, Fichte, Lärche, Gerste und Weizen), dann die nördliche Grenze der dauernden menschlichen Wohnsitze, die Ansammlungen des Treibholzes an den arktischen Küsten, das Verbreitungsgebiet der Tundren und der arktischen Flora u. dergl. Von den zahlreichen Unternehmungen, welche seit dem Aufbruche der denkwürdigen, einem traurigen Schicksale entgegengegangenen Expedition Sir John Franklins im Jahre 1845 zur Entschleierung des arktischen Meeres durchgeführt worden sind, konnten naturgemäfs nur die wichtigsten Reisen in die Karte aufgenommen werden. Es sind dies in erster Linie die Wege, welche von Mc. Clure und dessen Genossen zur Entdeckung der „nordwestlichen Durchfahrt" im Anfange der Fünfziger-Jahre und von A. E. Nordenskjöld für die „nordöstliche Durchfahrt" zu Ende der Siebziger-Jahre zurückgelegt worden sind. Die Darstellung der Expedition Nansens und der „Fram" in den Jahren 1893—96 durfte schon deshalb auf der Karte nicht fehlen, weil damit die Erreichung des nördlichsten Punktes der Erde — 86° 14' — verknüpft ist, und weil bei dieser denkwürdigen Fahrt die physikalischen Verhältnisse der nördlichen Eismeere überraschende Aufschlüsse zutage gefördert worden sind. Sonst aber konnte, um die Klarheit und Übersichtlichkeit des kartographischen Bildes nicht zu schädigen, nur die Aufnahme der zweiten deutschen Polar-Expedition unter Koldewey und Payer im Jahre 1869—70, sowie der Entdeckung des Franz Josef-Landes unter Führung von Weyprecht und Payer (1872—74) stattfinden. Von den Land-Expeditionen wurden hauptsächlich die auf die Durchquerung von Grönland bezüglichen Unternehmungen berücksichtigt, so jene von Nordenskjöld (1883), Nansen (1888) und Peary (1892—96). Bietet damit schon die Hauptkarte an und für sich einen reichhaltigen Stoff für das Studium der polaren Geographie, so wird derselbe noch durch acht Nebenkarten wesentlich vermehrt, welche über die meteorologischen und erdmagnetischen Verhältnisse der arktischen Zone Aufschlufs geben. Vier derselben zeigen in dem Mafsstabe von 1:25000000 die Jahres-Isothermen, die Niederschlagsmengen und die Isobaren und Winde im Januar und im Juli, während die vier kleineren Nebenkarten in dem Mafsstabe von 1:50000000 die Darstellung der Isothermen im Januar und im Juli, sowie die Linien gleicher magnetischer Deklination und Inklination zur Anschauung bringen. — Ed. Hölzel's geographisches Institut hat sich durch die Herausgabe der beiden vorzüglichen Polarkarten ein wirkliches Verdienst erworben und dem Kartographen beider Karten, Herrn Vincenz v. Haardt, gebührt von Seiten der Schule und der geographischen Wissenschaft volle Anerkennung. (W.)

E. v. Seydlitz'sche Geographie. C. Grösste Ausgabe. Mit 227 Karten und erläuternden Abbildungen in Schwarzdruck. sowie 5 Karten und 8 Tafeln in vielfachem Farbendruck. — 22. Bearbeitung. besorgt von Prof. Dr. E. Oehlmann. 1899. — In Leinwandband 5,25 Mark. in Halbfranzband 6 Mark. Die vorliegende Bearbeitung unterscheidet sich, innerlich und äufserlich in mancher Hinsicht sehr zu ihrem Vorteil von ihren Vorgängerinnen. Der verantwortliche Herausgeber hat, unterstützt von hervorragenden Fachgenossen, eine im vollen Sinne des Wortes gründliche Umarbeitung geliefert und das Buch innerlich zur vollen Höhe der heutigen Wissenschaft gehoben unter sorgfältiger Berücksichtigung der zunächst für die Schule verwendbaren Ergebnisse der neuen Forschungen. Einzelne Abschnitte — so z. B. die Handelsgeographie, die deutschen Kolonien — sind erheblich erweitert, die mathematische Geographie ist umgestellt, vereinfacht und dem Verständnisse auch weiterer Kreise angepafst worden. Äufserlich bietet uns die neue Ausgabe C, abgesehen von blofsen Druckänderungen, eine sehr stattliche Zahl völlig neuer bildlicher Darstellungen in sorgsamster Auswahl und tadelloser Ausführung. Dazu gehören vor allen die 8 Bunttafeln, die selbstverständlich nicht blofs den Zweck haben, das Buch zu schmücken, die es aber, selbst nur von diesem Standpunkte aus betrachtet, weit über alle ähnlichen Erscheinungen emporheben, ja ihm geradezu die Berechtigung verleihen, als einzig in seiner Art bezeichnet zu werden. Von jeher ist der Seydlitz nicht nur ein Schulfreund gewesen, sondern auch vielfach ein lieber Hausgenosse geworden, und er hat sich in dieser seiner wohlbegründeten und leicht erklärlichen Doppeleigenschaft seit vielen Jahrzehnten bewährt. So ist denn auch diese neue Bearbeitung von C planmäfsig darauf berechnet, wie ihre Vorgängerinnen in Schule und Haus heimisch zu werden als zuverlässiges, leicht lesbares und in angenehmer Form belehrendes Nachschlage- und Handbuch.

Himmelskunde, Versuch einer methodischen Einführung in die Hauptlehren der Astronomie, von Joseph Plafsmann. Freiburg i. Br. 1898. ca. 600 Seiten. Preis 13 ℳ. Wenn sich der Verfasser des vorliegenden Buches als Hauptaufgabe stellt, „dem Leser ein volles Verständnis der einfacheren Himmelserscheinungen und eine wirkliche Überzeugung von der Richtigkeit der an die Namen Kopernikus, Kepler und Newton sich knüpfenden Weltanschauung zu verschaffen". so mufs man sagen, dafs ihm die Lösung dieser Aufgabe wohl gelungen ist. Die Anordnung des Stoffes ist eine durchaus methodische und die Darstellung klar und lichtvoll. Da die Sprache, ohne ins allzu Nüchterne zu verfallen, sich frei hält von dem öfter in populär-astronomischen Werken beliebten Schwulst, so folgt man dem Verfasser willig in seinen Schlufsfolgerungen und geht gern an seiner Hand noch einmal die zwingende Kette der Beweise durch, welche der Kopernikanischen Lehre nach erbittertem Kampfe vor Jahrhunderten zum Siege verholfen haben. Als Grund- und Eckstein für das aufzuführende Lehrgebäude wählt der Verfasser in anerkennenswerter Weise den „unabhängig von jeder Theorie bestehenden" Satz von der unermefslichen Entfernung der Fixsterne. Vielleicht wäre an manchen Stellen ein noch stärkeres Hervorheben des historischen Elementes am Platze gewesen. Denn der Streit um die Stellung der Erde unter den Himmelskörpern ist unter denkenden Menschen in unseren Tagen nicht mehr aktuell, wie etwa die Darwinsche Lehre über die Entwicklung des Organischen auf dem Erd-

körper, sondern wir haben es hier mit einer Wahrheit zu thun, von der jeder gebildete Mensch durchdrungen sein mufs. Das Interesse, welches wir einer derartigen ausgemachten Sache entgegenbringen, ist aber ein wesentlich historisches. Von den Beweisen für die Kugelgestalt der Erde ist mit Recht der streng geometrische vorangestellt. Schade, dafs in populär-astronomischen Werken so wenig auf die Beobachtungen und Rechnungen eingegangen wird, durch die der Seemann tagtäglich den Ort seines „schwimmenden Observatoriums“ bestimmt. Sicher könnte durch einige Hinweise auf die terrestrische und astronomische Navigation einerseits bei vielen Binnenländern Interesse für die wissenschaftlichen Aufgaben des Seemansberufes geweckt werden, anderseits würde auch die reine Wissenschaft in ihrer Wertschätzung gewifs nichts verlieren durch diesen oder jenen Ausblick auf die Früchte, die sie für das materielle Wohl der Menschen getragen hat. Wir sind zu dieser Bemerkung gerade an dieser Stelle gekommen, weil wir glauben, dafs es wohl noch niemand eingefallen ist, den Beweis für die ost-westliche Krümmung der Erdoberfläche in der vom Verfasser geschilderten Weise zu führen, während die Verwandlung von „Abweitung“ in „Längenunterschied“ man möchte sagen zum täglichen Brote des Seemannes gehört. — Trotzdem kann man den der Erklärung des geometrischen Zusammenhanges gewidmeten Teil des Werkes im allgemeinen als einen didaktisch wohl gelungenen bezeichnen. — Die beschreibenden Kapitel sind eklektisch behandelt. Soll der Umfang eines solchen Buches nicht übermäfsig anschwellen, so kann man nicht verlangen, in ihm jede Einzelheit über diesen oder jenen Doppelstern, Planeten, Trabanten oder Nebelfleck zu finden; das hier Gebotene giebt in jeder Beziehung eine gute und klare Übersicht über die typischen Erscheinungen. Insbesondere sind uns die Abschnitte über die Milchstrafse und die veränderlichen Sterne, Gebiete, auf denen der Verfasser selbst wissenschaftlich gearbeitet hat, von Interesse gewesen. Bezüglich der illustrativen Ausstattung steht das Werk durchaus auf modernem Standpunkte. Eigentümlich ist ihm die für deskriptive Werke erstmalige Veröffentlichung des „reichen photographischen Bilderschatzes“ der vatikanischen Sternwarte. Gewünscht hätten wir, dafs zu den drei Sternkarten des nördlichen Himmels, die dem Bande angehängt sind, wenigstens eine von der südlichen Hemisphäre gekommen wäre. Nach allem können wir die Anschaffung und das Studium des Plafsmannschen Werkes allen gebildeten Laien, die Interesse für die herrlichen Errungenschaften der Astronomie haben, aufs wärmste empfehlen. Insbesondere wäre das Werk so recht ein Buch für die Bibliotheken der Seefahrtsschulen, um den befähigteren Schülern derselben Mittel zu einer tiefergehenden astronomischen Bildung darzubieten. Wenn es der Wunsch des Verfassers ist, den gebildeten Liebhaber der Astronomie so viel an ihm ist zur selbständigen Förderung des Wissens heranzuziehen, so dürfte diese Aufforderung gerade bei den intelligenteren unter unseren Schiffsoffizieren an die richtige Stelle kommen. Denn diese werden schon durch ihren Beruf auf astronomische Beobachtungen hingewiesen, ihre Fahrten führen sie in die verschiedensten geographischen Breiten und ihre Thätigkeit bedingt einen fast ständigen Aufenthalt im Freien. Nicht leicht ist jemandem am Lande so reiche Gelegenheit geboten, den Himmel zu beobachten, als dem Kapitän oder Steuermann während der einsamen Stunden der Nachtwachen auf der Brücke eines Dampfers oder dem Achterdeck eines Segelschiffes. Md.

Vasco da Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, auf Grund neuer Quellenuntersuchungen dargestellt von Dr. Franz Hümmerich. Mit einer Photogravüre und drei wissenschaftlichen Beilagen. München 1898. Die vorliegende Schrift stellt eine auf Quellenstudien und kritische Untersuchungen gegründete Darstellung der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der sich daran anschiefsenden geschichtlichen Ereignisse dar. Um sich nicht ausschliefslich an den engsten Kreis der Historiker und Geographen von Fach zu wenden, hat der Verfasser die Erörterung wissenschaftlich kritischer Fragen aus dem darstellenden Texte in die Anmerkungen und Beilagen des Buches verwiesen. Über das Leben Vasco da Gamas wissen wir verhältnifsmäfsig sehr wenig. Von den wenigen neueren Biographien ist diejenige des Portugiesen Latino Coelho völlig kritiklos, während das Werk Henry E. J. Stanleys: The three voyages of Vasco da Gama and his viceroyalty from the Lendas da India of Gaspar Correa, London 1869, als einzige Quelle die Darstellung eines portugiesischen Historikers benutzt, eine Darstellung, die mit älteren Berichten „und zwar solchen, die als unmittelbarer Niederschlag der Ereignisse gelten müssen", vielfach im Widerspruch steht.*) Von diesen Berichten stellt der Verfasser für die Entdeckungsfahrt in erste Linie den 1838 zuerst publizierten „Roteiro da viagem de Vasco da Gama em 1497." In der Anlage I des Buches sucht der Verfasser ausführlich den Nachweis zu führen, dafs auf diesem Reiseberichte eines Teilnehmers der Fahrt die Darstellungen aller grofsen Historiker des sechzehnten Jahrhunderts ausgenommen Correa fufsen. Die Quelle des letzteren ist nach den Schlufsfolgerungen des Verfassers als eine „absolut unbrauchbare, apokryphe" zu bezeichnen. Die Anlagen II und III des Werkes geben eine deutsche Übersetzung jenes Roteiro und eine noch ungedruckte Quelle zur zweiten Indienfahrt des Vasco da Gama, nämlich den Brief eines italienischen Kommis, der die Reise mitmachte und seinem Prinzipal diesen Bericht über den Hergang derselben von Moçambique aus erstattet hat. Der auf die Ergebnisse der hier angedeuteten wissenschaftlichen Untersuchungen gegründete eigentliche Text des Buches bietet eine anschaulich geschriebene lebendige Darstellung der Thaten des grofsen Entdeckers und eine ungefährte Schilderung seines Charakters. Besonders in die eng an den Roteiro sich anschliefsende Schilderung der ersten Fahrt ist viel von der frischen Unmittelbarkeit des die Ereignisse miterlebenden Erzählers übergegangen. Wenn eine „Biographie im eigentlichen Sinne mit dem heute vorhandenen Materiale zu schreiben" nicht möglich war, so finden wir im vorliegenden Buche doch alles, was, abgesehen von den Reisen, durch die neueren Untersuchungen portugiesischer Gelehrter über das Leben da Gamas bekannt geworden ist. Die Schrift ist mit einer Photogravüre geschmückt, die nach einem alten, vermutlich noch zu Lebzeiten des Entdeckers gemalten Bilde aufgenommen ist. Md.

*) Vergl. die erheblichen Abweichungen in den Darstellungen der ersten Indienfahrt des Vasco da Gama bei Peschel und S. Ruge, von denen letzterer sich wesentlich auf das oben angeführte Werk von Stanley stützt.

Druck von Carl Schünemann in Bremen.

Heft 2. Deutsche Band XXII.

Geographische Blätter.

Herausgegeben von der

Geographischen Gesellschaft in Bremen.

Beiträge und sonstige Sendungen an die Redaktion werden unter der Adresse **Geographische Gesellschaft in Bremen** erbeten.

Jajce, die alte Königsstadt Bosniens.

Von Dr. **Martin Bräfs.**

Keine Stadt Bosniens oder der Herczegovina ist an geschichtlichen Erinnerungen und archäologischen Schätzen, aber auch an landschaftlichen Reizen so reich, als Jajce, die alte Königsstadt. Malerisch liegen die kleinen türkischen Häuser an den Abhängen einer Bergkuppe, die gekrönt wird von dem mächtigen Mauerwerk der Königsburg. Trotzig schaut diese hinab in die tief eingeschnittene Schlucht des Vrbas, mit dem sich die Pliva in donnerndem Sturz vereinigt. Dieser Fall ist die berühmteste Naturschönheit Jajces; man mag ihn betrachten im strahlenden Sonnenglanz oder beleuchtet vom milden Licht des Mondes, immer wird sein Anblick jeden Fremden überwältigen. Am erhabensten erscheint uns das Naturspiel, wenn wir auf dem sog. „Rudolfs-Ausblick“ stehen, einer Terrasse auf der rechten Seite des Falls, geziert mit eisernem Pavillon. Das ist ein wunderbares Farbenspiel des weifsen Wassergischtes, ein Donnern und Brausen der kochenden Massen! Dreifsig Meter hoch stürzt sich die Pliva hinab in die Vrbasschlucht; dabei teilen mehrere überhängende Felsstücke den Fall in sieben gröfsere und eine Menge kleinere Arme; ein Felskolofs aber ist hinabgestürzt in die Tiefe, er fängt einen Teil des Wassers auf und schnellt es meterhoch wieder empor. Hinter dem Fall haben sich in der porösen Tuffsteinwand mächtige Grotten gebildet: man erreicht sie auf sicherem Wege. Überall sind sie grün ausgekleidet mit Farnmoos (Hypnum filicinum), welches beständig tropft vom durchsickernden Nafs: vor uns aber stürzt mit donnerndem Getöse die riesige Wassermasse in die Tiefe: ein wahrhaft erhabenes Schauspiel! An den Felswänden, an jeder Grasspitze, überall funkelts in allen Farben

des Prismas, und ein dichter Staubschleier zieht beständig hinauf ans gegenüberliegende Vrbasufer, die Bäume und Sträucher zu netzen, die dort am Bergeshange im jungen Stadtpark stehen. Ein leichter Steg oberhalb der Fälle führt uns hinüber. Der Anblick von hier aus, dem Fall gerade gegenüber, ist wohl der schönste; denn unser Auge überschaut hinter den kämpfenden Wassern die ganze Ortschaft, wie sie sich friedlich anlehnt an den Burgberg, der die Gegend beherrscht. Fünf oder sechs schlanke Minarets und das echt italienische Campanile einer Kirchenruine verleihen dem lieblichen Städtebild einen besonderen Reiz.

Steigen wir hinauf zur altersgrauen Feste! Wie still und friedlich ists hier oben, und wie haben doch einst die feindlichen Gewalten getobt vor den Mauern und Türmen; wie oft sind die Scharen der Türken und die christlichen Heere hier auf einander gestürzt wie unten im Thal die entfesselten Massen des Elements! Wird es nicht auch drunten einst ruhig und still werden nach Jahrtausenden, wenn der Fels gewichen im ungleichen Kampf? Dann gleitet das Wasser sanft dahin im geebneten Bett, und nur der zernagte Stein des Ufers erzählt dem Forscher von der Gewalt der unbezwinglichen Flut, wie uns hier oben auf der Burg das graue Gemäuer von heifsem, blutigem Ringen zu berichten weiss, während die vereinzelt vorgefundenen Kapitäle einer kunstvollen venetianischen Gotik auch von dem Glanz zu uns reden, der einst über der Stätte des Männerkampfes lag, dem Sonnenstrahl vergleichbar, der den tosenden Fall vergoldet.

Den Grundstein zum Kastell legte Herzog Hrvoja in den ersten Jahren des 15. Jahrh., als sich auch die Stadt auf der felsigen Landzunge zwischen Pliva und Vrbas zu bilden begann. Durch spätere Zubauten hat aber die Feste so viele Veränderungen erfahren, dafs die ursprüngliche Form nicht mehr zu erkennen ist; so sind von dem prächtigen Palast, den der Herzog wohl den venetianischen Patrizierhäusern seiner Hauptstadt Spalato nachzubilden suchte, sogar die Grundmauern spurlos verschwunden. In den Türkenstürmen ist er vollständig zerstört und seine Trümmer sind verbaut worden zu neuen Befestigungswerken. Besonders mächtig erscheinen die Mauern, die ein Oval von 200 m Länge und 100 m Breite einschliefsen. Sie sind stellenweise noch über 10 m hoch; ihre ursprüngliche Stärke betrug 2,40 m, doch hat man später, wohl vom Jahre 1463 an, als sie sich den Mörsern und Kanonen gegenüber zu schwach zeigten, in einer Entfernung von 3 m eine zweite Mauer aufgeführt, den Zwischenraum aber mit Gesteinsschutt ausgefüllt,

sodafs der neue Wall eine Mächtigkeit von 6 m erhielt*). An der Nordseite ward er verstärkt durch eine Bastei, während die Ecken mit Türmen versehen waren, die heute verfallen sind. Von dem runden Turm der Südseite sowohl, dem Kerkerturm (Hapsahana), wie von dem viereckigen Uhrturm (Sahat-Kula) ist nur das erste Stockwerk noch erhalten. Zwei Thore führten in die Feste. Das Wappen über dem vermauerten Plivathor zeigt eine dreizackige Lilienkrone, mit einem Helme geschmückt, auf dem sich dieselbe Krone befindet. Es ist das Wappen, dessen sich alle Könige Bosniens bedienten und das wohl König Stefan Tomašević anbringen liess, als er sich im alten Königssitz Bobovac wegen der Türkeneinfälle nicht mehr sicher hielt und deshalb hier seine Residenz aufschlug. So ward Jajce die Metropole Bosniens; in den stürmischen Zeiten, die nun folgten, bildete es mit seiner festen Burg den wichtigsten strategischen Punkt des Landes.

Im Jahre 1463 brach das Verhängnifs herein über das Volk und über seinen König. Das mächtige Heer des Sultans Mahommed II. hatte die Grenze überschritten. Bobovac fiel durch Verrat. Mahmud Pascha setzte über den Vrbas und erschien vor Jajce. Der König war aber geflohen nach der Felsenfestung Ključ, die uneinnehmbar auf senkrecht abfallenden Wänden am Sannaflufs erbaut ist. Ein Bosniak, so heifst es, verriet dem Pascha diese Zufluchtsstätte seines Königs um einen Kuchen. Doch gegen Felsentürme konnte die türkische Reiterei nichts ausrichten, und an ein Aushungern der Burg war nicht zu denken. Da suchte der Feldherr den König durch schlaue Überredungskünste zur Kapitulation zu bewegen, und als man ihm alles Mögliche versprochen, auch schriftlich und eidlich versichert hatte, sein Leben zu schonen, da ergab sich der Verfolgte und liefs sich in des Sultans Lager führen, der unterdefs vor den Thoren der Königsstadt erschienen war. Als die Besatzung der Burg Jajce ihren König gefangen sah, ergab sie sich.

Der Eid aber, den Mahmud Pascha dem Gefangenen geleistet hatte, war nicht nach dem Sinne des Sultans. Der König sollte sterben. Zuvor aber bewog der Sultan durch allerlei Versprechungen seinen irregeleiteten Gefangenen, dafs er an alle Städte seiner Herrschaft den Auftrag ergehen liefs, sie hätten sich ohne Widerstand den Türken zu ergeben. So fielen siebzig befestigte Ortschaften mit einem Schlage in die Hände der Eroberer. Nun konnte die

*) Vergl. Dr. Truhelka. Archäolog. Forschungen auf der Burg von Jajce (Wissenschaftl. Mitteilungen aus Bosnien und der Herczegovina. II. Bd. 1894, S. 87 ff).

Tragödie ihren blutigen Abschluss finden. Hatte der Sultan nicht schon früher geschworen, den König zu töten, sobald dieser in seiner Hand sei, und was ging ihn die Zusage eines seiner Diener an! Auf dem Carevopolje bei Jajce ward der König geköpft.

Sein Grab war bis in die neuste Zeit unbekannt, obgleich der Volksmund eine Stelle auf der rechten Vrbasseite am Humgebirge als „Kraljevski grob“ bezeichnete. Dieser Umstand, sowie ein Bericht, nach welchem der Tote an dem Punkt begraben ward, wo der Anblick der Burg von Jajce dem Leichenzug hinter einer sanften Erhöhung gerade entschwunden sei, führten im Juni 1888 den Custos des Landesmuseums in Sarajevo, Dr. Truhelka*) zur Entdeckung des Grabes und der Überreste des gemordeten Königs, die nun in der Kirche des neuerbauten Franziskanerklosters von Jajce eine würdigere Ruhestätte fanden, wo sie jedem Fremden gezeigt werden. Ein Glassarg birgt das Skelett; er trägt die Bezeichnung: „Stepan Tomašević 1461—1463. 8. Juni 1888.“

Das bosnische Königtum war kaum zusammengebrochen, als Matthias Corvinus, der ungarische König, noch in demselben Jahre vor Jajce erschien: trotz hartnäckigsten Widerstands der Belagerten nahm er die Burg ein, auch brachte er die angrenzende Landschaft mit 26 Städten in seine Gewalt. Aber schon im nächsten Jahre (1464) rüstete der Türke ein neues Heer und zog vor Jajce. Kaum konnte sich die Besatzung halten. Die türkischen Mörser hatten bereits eine Bresche in die Mauer geschossen, ja ein Türke hatte schon den Wall erstiegen und den oben erwähnten Kerkerturm erklettert, das Festungsbanner herabzureifsen; aber einer der königlichen Trabanten hinderte ihn daran, fest umklammert stürzten beide in den schauerlichen Abgrund. Da, im entscheidenden Augenblick hiefs es, König Matthias sei im Anzuge, und so hob der Sultan die Belagerung auf.

Nun begann der ungarische König die eroberten Landesteile, die arg gelitten hatten, zu organisieren; er teilte sie in zwei Banate und ernannte, um das Andenken des einstigen Königreichs zu erhalten, den Banus von Maćva, Nikolaus von Ujlaky i. J. 1472 zum König von Bosnien: Jajce blieb die Hauptstadt des Landes. Noch oft hat sie in den folgenden Zeiten Türkenheere vor ihren Mauern gesehen, aber immer ward die Gefahr abgewendet. Als Ujlaky starb, ward kein König mehr gewählt; sondern ungarische

*) Dr. Ćiro Truhelka. „Geschichte und Denkwürdigkeiten von Jajce“, Sarajevo 1888.

Bane regierten Bosnien weiterhin. Ihre Macht aber währte nicht lange; denn schon bald nach dem Tode des Königs Matthias gelang es den Türken, ein Stück Landes nach dem andern zu entreifsen. Nur Jajce widerstand. Die Verteidigung der Stadt durch den greisen Peter Keglević ist das letzte Ehrenblatt der ungarischen Herrschaft in Bosnien.

Nach langer Belagerung hatten sich die türkischen Truppen unter Usref Pascha scheinbar zurückgezogen; sie lagen aber in den Wäldern und Schluchten der Umgebung und warteten auf den günstigen Augenblick, die — wie sie meinten — arglose Stadt zu überfallen. Da entsandte der Kommandant der Feste auch einen Teil seiner Truppen in die Wälder; es glückte ihnen, sich unbemerkt hinter den Feind zu lagern. Am Vorabend eines Festtages aber schickte Keglević die Mädchen und Frauen hinaus auf die Königswiese — dorthin, wo sich jetzt fruchtbare Felder ausbreiten am linken Ufer des tief eingeschnittenen Vrbasbettes: hier sollten sie zur Gusla singen und tanzen wie in den Zeiten des Friedens. In der Nacht kamen die Feinde hervor aus ihrem Versteck, und als sie die sorglosen Frauensleute erblickten, vergafsen sie die Belagerungswerke und, statt auf die Burg drangen sie auf die Frauen und Mädchen ein. In diesem Augenblick aber stürmt Keglević mit seinem Häuflein von der Feste herab, aus dem Walde bricht der Hinterhalt hervor, selbst die mutigen Frauen greifen zu den Waffen, und es entkommen nur wenige Türken dem blutigen Handgemenge.

Aber der Feind ist zäh. Usref Pascha erscheint mit einem neuen Heere vor Jajces Thoren. Minen werden angelegt, alle Wege und Burgen der Umgebung besetzt. Anderthalb Jahre schon währt die Belagerung, und schreckliche Hungersnot wütet in der Stadt. Aber tapfer wehrt sich Keglević mit seiner heldenmütigen Mannschaft gegen den doppelten Feind. Da unternimmt der edle Graf Krsto Frankopan im Frühjahr 1525 seinen denkwürdigen Feldzug von der Ofner Königsburg her, die bedrängte Stadt zu befreien. In Kroatien ward das Herr, das ihm der König gegeben, verstärkt; doch zählte es nur 6000 Mann. Die beiden Bane dieses Landes schlossen sich der Expedition an, dazu viele Magnaten Ungarns und Kroatiens; ganz Europa begleitete die Christenschar mit Segenswünschen. Am 7. Juni setzten sie über die Save, und schon nach wenig Tagen kamen sie trotz harter Kämpfe gegen den Feind, der ihnen den Weg verlegen wollte, in Jajces Nähe. Dem kühnen Peter Kružić gelang es, mit einer kleinen Abteilung den türkischen Kordon zu durchbrechen und den Belagerten Vorräte und Munition zu

bringen. Da ward der Mut des christlichen Heeres zu solcher Begeisterung angefeuert, dafs die feindliche Übermacht erlag. Und der Erfolg des glänzenden Sieges? Wohl jagten die Türken in wilder Flucht davon, ihre Geschütze wurden sämtlich erbeutet, das kostbare Zelt Usref Paschas, eine Menge von Fahnen fiel in die Hände der Sieger — doch das Schicksal der Stadt: drei Jahre kaum ward es aufgehalten.

Unter dem Donner der türkischen Kanonen war 1526 der ungarische Staat in der Schlacht bei Mohacs zusammengebrochen: König Ludwig war gefallen, und nun stritt der rechtmäfsige Erbe, Ferdinand von Österreich mit Zapolya, dem Woiwoden Siebenbürgens, um die Stephanskrone, die dieser als Geschenk aus der Hand des Sultans angenommen hatte. Die Macht der Türken wuchs von Tag zu Tag. Da sah auch Usref Pascha den Augenblick gekommen, die Scharte auszuwetzen. 1527 erschien er wieder vor der Stadt, und nur zehn Tage währte die Belagerung. Die deutsche Besatzung, die Ferdinand in die Feste gelegt hatte, mufste, unerfahren mit der türkischen Kriegführung, dem Pascha die Thore öffnen. Die Hochburg Bosniens fiel in der Osmanen Hände, und Jajce sank nun schnell herab von stolzer Gröfse in jahrhundertlange Vergessenheit. In der That, Jahrhunderte lang! Wer hörte noch etwas von der einstigen Königsstadt! — Nur noch einmal donnerten die Geschütze vor der Burg, vor zwanzig Jahren, als die österreichisch-ungarischen Okkupationstruppen unter Herzog Wilhelm von Württemberg die um und in Jajce aufgestellten Insurgenten zersprengten. Nach zähem Widerstand ward am 7. August 1878 Burg und Stadt besetzt, und die 10. Kompagnie des 53. Infanterieregiments zog ein in die vielumkämpfte Feste. —

Verhallt ist das Feldgeschrei, geheilt sind die Wunden, die der Krieg geschlagen. Still liegt die anmutige Gegend mit dem freundlichen Jajce im Abendglanz der untergehenden Sonne zu unsern Füfsen — ein Bild des Friedens. Das ganze Städtchen mit seinen engen, am Berge aufsteigenden Gassen und Gäfschen, mit den einstöckigen Häusern von quadratischem Grundrifs, weifsgetüncht und schindelbedeckt, macht einen durchaus türkischen Eindruck, wie auch seine Bewohner nicht nur in der äufseren Tracht, sondern auch in ihrem Charakter orientalisches Wesen zur Schau tragen. Der Türke hat es eben allezeit verstanden, dem unterjochten Volke seinen Typus aufzuprägen. So empfängt uns echt morgenländisches Leben, wenn wir hinabsteigen zur Čarsija, welche wie in allen gröfseren Ortschaften der Türkei der Verkehrsmittelpunkt auch unsers Bezirks-

städtchens ist. Sie besteht aus einer ganzen Anzahl kleiner Gäfschen mit nach der Strafse zu offnen Läden, in welchen der Handwerker seiner Beschäftigung nachgeht oder der Kaufmann fast regungslos sitzt mit gekreuzten Beinen von früh an, bis ihm beim Sonnenuntergang der Muezzin vom Minaret Akschâm verkündet und ihn zum Gebet in die Džamija ruft. Hier ist ein Bäcker, auf niedrigen Tischen hat er seine kuchenartigen Brote ausgebreitet, dort der Barbier, der hinter durchsichtigem Tüllvorhang sein Geschäft treibt, und hier wieder ladet der Kaffeewirt uns ein, das schwarzbraune Getränk zu kosten, das er in kleinen Schalen serviert, mit dem schlammigen Satz auf dem Grunde. Natürlich fehlt es auch nicht an Kleidungsstücken, an Wirtschaftsgegenständen, an Efswaren, besonders Gemüse und gebratenem Hammelfleisch, an Tabak und Cigaretten; der Geruch des edlen Krauts erfüllt neben andern zweifelhafteren Düften die engen Gäfschen; der Bosniak raucht ja den ganzen Tag, selbst Kinder von vier und fünf Jahren haben wir sich ihre Cigarette kunstgerecht wickeln sehen.

Und doch, trotz dieses durchaus türkischen Lebens und Treibens zählt die Stadt unter ihren 3929 Einwohnern nur 1644, also bei weitem nicht die Hälfte, die sich zum Islam bekennen, während 1982*) der römisch-katholischen Kirche angehören, die gerade in diesem Teile Bosniens sehr viele Anhänger zählt, da sie im Franziskanerkloster Jajces, im Jesuitenkollegium zu Travnik, im Trappistenkloster „Maria Stern“ bei Banjaluka und andern Anstalten starke Stützpunkte gefunden hat. Der kleine Rest der Bewohner ist teils orientalisch-orthodox (245), teils sind es Juden (57). Man mufs schon ziemlich vertraut sein mit den Sitten und Gebräuchen der Leute, wenn man die verschiedenen Religionen oder Konfessionen an gewissen kleinen Merkmalen erkennen will. Der katholische Bauer deckt sein Haupt mit dem Fez, um den er den meist roten Turban schlingt, gleich dem Mohammedaner; er trägt wie dieser die sackartigen Pluderhosen von blauem Tuch, die nur dem Unterschenkel straff anliegen. Die Hüften werden mit einem Shawl aus buntblumiger Leinwand umgürtet, der eine Länge von acht oder mehr Metern besitzt, und über das Hemd zieht man ein buntes Leibchen oder eine farbige, reich verschnürte Jacke. Der Katholik Bosniens kauert beim Sitzen mit gekreuzten Beinen wie der Mohammedaner, ja selbst beim Beten in der Kirche vollzieht er ähnliche Leibesübungen wie dieser; man könnte glauben in einer Moschee zu sein. Erhebt der Priester die Monstranz, so berührt die ganze Schar den

*) Nach der letzten Volkszählung vom 22. April 1895.

Steinboden mit der Stirn, spricht er den Segen, so strecken alle die Hände in die Höhe. Nur die katholischen Weiber sind auf den ersten Blick zu erkennen. Sie tragen faltenreiche, meist lichte Gewänder mit bunten Streifen und Blumen; der weite Rock teilt sich unterhalb der Knie in Beinkleider, die an dem Fufsgelenk zusammengebunden sind, während die Mohammedanerin auf der Strafse ihre ganze Gestalt in einen schwarzblauen sackartigen Mantel hüllt, aus dem nur die plumpen, safrangelben Stiefel hervorschauen und das weifs verschleierte, oder besser gesagt vermummte Gesicht: denn dichte Leinwand verhüllt die unteren Partien desselben bis zu den Augen und berührt beinahe das Tuch, welches die Stirn bedeckt. In diesem Aufzuge machen die mohammedanischen Frauen aller bosnischen Städte einen geradezu peinlichen Eindruck. Dazu kommt ihre anerzogene Scheu vor jedem Fremden in Mannskleidern: sie weichen uns aus, wo sie nur können, indem sie in einer Seitengasse oder in einem Thore verschwinden, oder sie bleiben stehen und lassen uns vorüber, das Gesicht abgewandt und gesenkt. Kommt aber ein Wagen uns entgegen, auf dem sich eine Mohammedanerin befindet, so ruft der Kutscher uns schon von weitem zu, den Blick nach der andern Seite zu richten.

Aber noch zwei Eigentümlichkeiten der katholischen Landbevölkerung müssen wir hervorheben, die uns in der Umgebung Jajces, namentlich auch in dem nahen Travnik besonders aufgefallen sind. Fast jeder Bauer rasiert seinen Schädel und lässt nur rückwärts einen langen Strähn Haare stehen, den er bisweilen sogar in einen Zopf flechtet; diese auffallende Haartracht, verbunden mit der oft kupferbraunen Hautfarbe, wie sie die südliche Sonne erzeugt, und dem meist üppigen, verwilderten Schnurrbart, verleiht dem Gesicht einen geradezu martialischen Ausdruck. Dazu kommt die weitverbreitete Sitte des Tätowierens, die allerdings zumeist vom weiblichen Geschlecht geübt wird. An der Brust, den Armen und Händen bis herab zu den Fingergliedern ist fast jede Bäuerin tätowiert, in einzelnen Fällen sogar auf der Stirn. Auch in Travnik fiel uns diese Verunstaltung des Körpers ganz besonders auf. Unter den hundert katholischen Mädchen, die in den Sälen der Tabakfabrik daselbst bei fröhlichem Gesang die Päckchen und Cigarettenhülsen stopften, befanden sich kaum ein paar, denen die Tätowierung gänzlich fehlte. Ein mit Guirlanden und andern Verzierungen umrahmtes Kreuz bildet gewöhnlich das wichtigste Zeichen. Die Methode des Tätowierens ist hier eine andere, als sie sonst in Europa üblich. Die Tinten werden aus gewöhnlichem Rufs oder aus Kienrufs hergestellt,

selten aus Schiefspulver. Ist dann die schwarze Pasta mit einem zugespitzten Holzstäbchen in der gewünschten Zeichnung auf der Haut aufgetragen, so wird dieselbe mittels einer Nadel, um die bis nahe zur Spitze ein Faden gewickelt ist, bis zur Blutung durchstochen. Die Stelle wird verbunden und nach drei Tagen abgewaschen. Als Tätowierer fungieren meist ältere Frauen. Da nur schwarze Tinten angewandt werden, ist die Zeichnung immer einfarbig, und zwar blau mit einem Stich ins Grünliche. Die orientalisch-orthodoxe Bevölkerung tätowiert sich unvergleichlich seltner, der Mohammedaner überhaupt nicht. Der Grund, warum die Sitte gerade bei den Katholiken Eingang gefunden, ist der, weil die katholischen Priester in dem fast unverwischbaren Einprägen des christlichen Kreuzeszeichen ein Mittel sahen, den vor Zeiten so häufigen Übertritt aus ihrer Kirche zum Islam zu beschränken. Denn wollte ein tätowierter Katholik seinen Glauben abschwören, so musste er vor allem die Kreuze auf seiner Haut entfernen, eine recht schmerzhafte Prozedur, die aufserdem den Körper erheblich entstellt und allezeit den Proselyten verraten haben würde. Gegenwärtig wird die Sitte nur noch geübt aus Gewohnheit; denn Übertritte dürften kaum noch zu befürchten sein.*)

Wie friedlich heute die verschiedenen Religionsgenossen neben einander leben — wir sprechen nur von dem zentralen Bosnien — das hat uns ein Blick in die allgemeine, vom Staate erhaltene Schule gelehrt, wo der junge römisch-katholische Bosniak neben dem Mohammedaner auf einer Bank sitzt; auch ein paar orientalisch-orthodoxe und spaniolische Kinder sind unter ihnen. Hier ist vollkommen neutraler Boden. Aufs Strengste sind die Lehrer angewiesen, sich aller Äufserungen über den Glaubensunterschied zu enthalten: der Religionsunterricht wird von den geistlichen Vertretern der verschiedenen Religionsgemeinden erteilt. Einen Schulzwang kennt das ganze Okkupationsgebiet nicht, und doch besuchen etwa ²/₃ der Kinder von 7 bis 13 Jahren den Unterricht — wenigstens hier in Jajce und anderen Städten. Dieser Bruchsatz ist allerdings bei den mohammedanischen Bosniaken nur halb so grofs: doch besitzen die Vakufgemeinden an jedem Ort eigene Elementarschulen, die Mektebs. Hier lernen die Kleinen vom Hodža vornehmlich die Hauptlehren des Korans und die Anfangsgründe im Lesen und Schreiben der türkischen Schrift, um hierauf — wenigstens in den Städten —

*) Vergl. Dr. Glück, die Tätowierung der Haut bei den Katholiken Bosniens und der Herzegovina. (Wissenschaftl. Mitteilgn. aus Bosnien und der Herzegovina. II. Bd. Wien 1894. S. 455 ff.)

mit 8 oder 9 Jahren die staatliche Elementarschule bis zum 14. Jahre zu besuchen. Auch zahlreiche rein „serbische“ d. h. orient.-orth. Schulen — etwa 100 — giebt es noch im Lande, die von serbischen Fonds erhalten werden; sie lehren die Kinder noch die alte cyrillische Schrift, und nur cyrillische Bücher werden benutzt. In der staatlichen Schule wird der Unterricht „bosniakisch“ erteilt, nur in der letzten Klasse zum Teil auch deutsch, sodafs die Kinder wenigstens das Notwendigste deutsch schreiben und lesen lernen; besonders Begabte machen auch im deutsch Sprechen erfreuliche Fortschritte. Die Lehrer werden auf der Lehrerbildungsanstalt zu Sarajevo, die neuerdings ihren Kursus auf vier Jahre ausgedehnt hat, vorgebildet; doch leidet schon seit Jahren das Land so stark an Lehrermangel, dafs mehr als ein Drittel der Schullehrer aus Kroatien und dem Banat, aus Dalmatien, ja selbst einige aus dem benachbarten Serbien zugezogen sind; dennoch steht manche Schule leer, obgleich der Gehalt des Lehrers im Okkupationsgebiet ein höherer ist, als in den angrenzenden Ländern. Natürlich hat die Regierung im letzten Jahrzehnt viele neue und schöne Schulhäuser erbauen müssen*); auch die stattliche Schule von Jajce macht einen guten Eindruck. Neben dem ärarischen Hôtel, in welchem der Fremde vorzügliche Aufnahme findet, und dem neuen Bahnhofsgebäude vor dem altertümlichen Stadtthor gehört das Schulhaus zu den wenigen Gebäuden Jajces, die ein modernes europäisches Gepräge tragen.

Aber noch zwei der ältesten Bauwerke, die sich in unmittelbarer Nähe des stattlichen Schulhauses befinden, nehmen unser Interesse in Anspruch: die Ruinen der Lukaskirche und die sogenannten Katakomben. Der Turm der Kirche ist noch wohl erhalten; er verleiht dem ganzen Städtebild den reizvollsten Schmuck. Den vier Wänden ist in den oberen drei Stockwerken je ein breites Fenster eingefügt, das durch zwei mit Bogen verbundene Säulen gar zierlich dreigeteilt wird. Die Kirche, wahrscheinlich im 14. Jahrhundert erbaut, ward nach der Besitzergreifung der Stadt durch die Türken in eine Moschee umgewandelt, später aber verlassen, als eine Feuersbrunst das Gotteshaus eingeäschert hatte. Lukaskirche ward sie genannt, weil ihre Mauern eine zeitlang die Gebeine des heil. Lukas bargen, der, wie eine naive Sage berichtet, hier in Jajce die letzte Zeit seines Lebens zubrachte, malte und starb. Interessanter aber, als diese Tradition ist der Heiligenschacher, der mit dem angeblichen Leichnam des Apostels thatsächlich getrieben worden

*) Es giebt gegenwärtig ca. 220 staatliche Elementarschulen.

ist, ein recht erbauliches Sittenbild aus der Zeit der Türkenkriege. Dem Könige Stefan Tomašević hatte seine Gemahlin Mara die Gebeine des Heiligen als kostbare Mitgift zugebracht; sie wurden in der Kirche aufbewahrt. Als 1463 der unglückliche König flüchten mufste und jeder rettete, was zu retten war, bemächtigten sich die Franziskaner der heiligen Reliquie, um sie nach Ragusa zu bringen. Der Vojvode Jvaniš, der Königin ergeben, hinderte sie aber daran, und so sehr auch die Ragusaner schriftlich und durch eine Gesandtschaft baten, ihnen den heiligen Leichnam zu überlassen, von dem sie Schutz vor den Einfällen der Türken hofften, er schlug es ihnen ab und bot im Auftrage der Königin die Reliquie der Republik Venedig zum Kaufe an. Diese verhielt sich aber ablehnend, weil die dortigen Franziskaner die Echtheit in Frage gestellt hatten. Der Briefwechsel, den die Königin in dieser Angelegenheit mit den Vätern der Republik führte, schlofs mit den ärgerlichen Worten, die Signorie sei „wohl grofs und klug, aber sehr geizig, obwohl reich.“ Sie konnte diesen Ton anschlagen, da sie unterdessen im König Matthias von Ungarn einen Käufer gefunden hatte, der ihr drei oder vier Kastelle dafür in perpetuum zusagte. Dieser Handel scheint aber nicht zustandegekommen zu sein, vielmehr mögen die Venetianer, als sie von dem Konkurrenten erfuhren, sich eines Besseren besonnen haben. Jedenfalls werden die Gebeine des hl. Lukas bis auf den heutigen Tag in der Basilika San Marco in Venedig gezeigt und neben einem eigenhändig von dem Apostel gemalten Bilde der Madonna verehrt.*)

Nicht weit von der Kirchenruine, in einer Felswand unterhalb der Burg befindet sich, halbversteckt im Gebüsch, der Eingang zu einer der originellsten Baulichkeiten ganz Bosniens. Es sind die sogenannten Katakomben, die jedoch mit den unter gleichem Namen bekannten Bauwerken von Rom, Neapel und andern Orten nur die unterirdische Lage und das Material, in welchem sie ausgehöhlt sind, ein weiches, leicht zu bearbeitendes, klüfte- und höhlenreiches Sedimentärgestein gemeinsam haben. Jajces Katakomben stellen ein christliches Gotteshaus dar, welches, nach einheitlichem Plane im anstehenden Felsen ausgearbeitet, einigermafsen an einen alten indischen Felsentempel erinnern dürfte. Die Einteilung des Baus entspricht derjenigen aller älteren Kirchen romanischen Stils. Die eiserne Aufsenthür läfst uns in den Narthex, das ist die Vorhalle eintreten; an dieselbe schliefst sich das Baptisterium und die eigentliche Kirche, die in Kreuzesform von dem Sanktuarium überquert

*) H. Renner, Durch Bosnien und die Herzcegovina, Berlin 1896, S. 384.

wird: im Hintergrunde befindet sich der Altar. Leider fehlt jede ornamentale Ausschmückung den kahlen Räumen, Säulen, Kapitäle und dergl.; nur an den Wänden der Vorhalle sind drei ziemlich grofse Flachornamente eingemeifselt, deren Entdeckung und Beschreibung wir gleichfalls Dr. Truhelka verdanken.*) Durch seine Forschungen hat sich das Dunkel gelichtet, welches über dem ganzen Bau lag, den merkwürdigerweise keine geschichtliche Aufzeichnung erwähnt. Das eine der Ornamente stellt ein Wappen dar mit schwertbewehrtem Arm; es kann kein anderes sein, als das des schon genannten Hrvoja, des Grofsvojvoden von Bosnien, zugleich Herzogs von Spalato. In den Jahren 1411 und 1412, das steht urkundlich fest, weilte Hrvoja in Jajce; man wird kaum fehlgehen, in ihm den Erbauer der Katakomben zu sehen und in die genannte Zeit die Entstehung des merkwürdigen Baues zu verlegen. Wahrscheinlich beabsichtigte Hrvoja, für sich und die Seinen hier die letzte Ruhestätte zu errichten, wenigstens deuten die Sarkophage an den Wänden des Hauptschiffes und besonders die Krypta unter der Kirche darauf hin. Von den Schicksalen der Felsenkirche ist fast nichts bekannt: einst soll sie als Kerker gedient haben, auch in den Zeiten des Kampfes nicht selten als Zufluchtsstätte für Weiber und Kinder, zuletzt aber, als a. 1878 die k. und k. Truppen in Jajce einmarschierten, legte ein findiger Mohammedaner hier einen Bierkeller an — und verzapfte damals wohl das erste Bier im Städtchen. Seit zehn Jahren etwa haben Kenner des Landes die Aufmerksamkeit auf dieses merkwürdige Denkmal bosnischer Vergangenheit gelenkt, das nun für jeden Fremden die gröfste Sehenswürdigkeit bildet.

Die Fackel eines Dieners, den die Bezirksbehörde mit unserer Führung betraut hat, erhellt die unterirdischen Räume. Aus der Vorhalle, die abgesehen von den erwähnten Ornamenten, nichts Bemerkenswertes bietet, treten wir durch eine niedrige Thür in die eigentliche Kirche; ihre Gesamtlänge beträgt 13,22 m, ihre gröfste Höhe 4,15 m. In der Nische rechts vom Eingange befindet sich eine aus dem Fels gehauene Bank mit drei schüsselförmigen Vertiefungen, die wahrscheinlich zur Aufnahme der Gefäfse mit dem Weihwasser gedient haben. Weiterhin nimmt die Seitenwände des Hauptschiffs zur Linken wie zur Rechten je ein Rundgewölbe ein, dessen Rückwand mit einem in den Felsen eingeschnittenen Doppelkreuze verziert ist: an den Seiten dieser Kreuze sind in der Höhe

*) Dr. Ciro Truhelka, Die Katakomben von Jajce (Wissenschaftl. Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegovina, Wien 1894. S. 94 ff.).

zwei runde Löcher eingemeifselt, welche wohl Sonne und Mond darstellen sollen; unter den Rundbögen aber befindet sich je eine Gruft. Ein flaches Deckengewölbe überspannt das Kirchenschiff; in der Mitte wird es unterbrochen von einem höheren, sorgfältig geglätteten Spitzbogen. Haben wir das Sanktuarium überschritten, so stehen wir vor dem niedrigen, breiten Altar. Die Apsis, in welcher der Opfertisch aufgestellt ward, ist von einem gotischen Spitzbogen überwölbt. Links und rechts von ihr sind ähnliche, aber kleinere Nischen in den Felsen geschlagen: wahrscheinlich hatten sie höheren geistlichen Würdenträgern, die dem Sakramente beiwohnen wollten, als Ehrenplätze zu dienen. Wie es scheint, ist der Bau unvollendet geblieben, so hat man z. B. nur eben erst angefangen, den Chor auszumeiseln, der wie in anderen romanischen Kirchen den Altar umgürten sollte.

Einige Stufen führen uns aus dem Schiff der Kirche hinab in einen engen Raum, die Krypta, deren Mitte ein bis zur niedrigen Decke reichender Altar einnimmt. Auch er ist mit dem Doppelkreuz verziert, mit Sonne und Mond. Der Aufenthalt hier unten ist sehr unangenehm; die Finsternis, von den qualmenden Fackeln nur notdürftig erhellt, die drückende Atmosphäre, dazu das Gefühl, als könnte das weiche ausgehöhlte Gestein zusammenbrechen und uns begraben, wirkt beängstigend, und froh sind wir, wenn sich hinter uns die Pforte schliefst und goldener Sonnenschein uns umflutet.

Nur unser Führer ist nicht zufrieden. Wir hatten seinen romantischen Erzählungen von den eingekerkerten Gefangenen, die in den Aushöhlungen jener Felsenbank am Eingange der Kirche gefesselt safsen und von dem Wasser tranken, das ihnen Rinnen im Gestein zuführten, zu wenig Glauben geschenkt; wir hatten seine, der örtlichen Tradition entsprechende Angaben bezweifelt, dafs hier bosnische Könige und Volkshelden ihre letzte Ruhe gefunden: auch konnten wir seine Meinung nicht teilen, als rühre der Bau her aus der ersten Zeit des Christentums, da die Bekenner der neuen Lehre in den dunklen Schofs der Erde flüchteten, ihre Gottesdienste zu feiern: denn die ganze Anlage des Baues und seine Ausführung deutet unverkennbar auf das Mittelalter hin, ja die Anwendung rein gotischer Formen neben dem romanischen Stil auf den Ausgang dieser Zeitperiode.

Wer könnte von Jajce scheiden, ohne der herrlichen Umgebung des lieblichen Städtchens einige Ausflüge gewidmet zu haben! Der lohnendste Besuch gilt dem kleinen mohammedanischen Dörfchen Jezero, malerisch gelegen am oberen Plivasee. Durch das Travniker Thor

verlassen wir die alte Königsstadt und folgen der Strafse, die am Ufer der Pliva hinaufzieht. Das Bett des Flusses ist mit Felstrümmern übersät und gepflastert mit Klippen, über die in schäumenden Kaskaden das Wasser seinem jähen Sturze in den Vrbas zueilt. Da breitet sich quer durch die Thalenge ein Felsenriff aus; tosend fällt das Wasser herab: es ist der Abfluss des unteren Plivasees. Dieser wird von einem zweiten, 3½ km langen See gespeist, aus dem das Wasser gleichfalls in schäumenden Kaskaden herabstürzt. Die Seen mit ihren Wasserfällen sind ein herrlicher Schmuck der Landschaft. Tiefgrün erscheint das Wasser mit goldigglänzendem Uferrand, dabei ist es so klar, dafs die hohen Thallehnen mit ihren Wäldern und schroffen Felswänden ein Spiegelbild von entzückender Schönheit geben und die reiche unterseeische Vegetation in der Tiefe deutlich sichtbar wird. Lachse und Forellen spielen in der Flut, unbekümmert um die Fischer im kleinen Kahn, der lautlos dahingleitet auf der ruhigen Fläche; Wildenten und Teichhühner brüten am schilfbedeckten Ufer, und hoch vom Felsengrat schaut die verfallene Burg Zaškopolje herab, der ehemalige Stammsitz Kulins, des Bans von Bosnien (1180—1204). Am oberen Ende des Sees, in der Hut eines kegelförmigen Berges liegt das liebliche Jezero; der kleine Ort zählt 600 Einwohner, die in den malerischsten türkischen Holzbaracken hausen. Nur ein paar Gebäude, von freundlichen Obstgärten umgeben, verraten eine gewisse Wohlhabenheit; vornehme Begs haben sich diese Sommersitze eingerichtet, um hier idyllischer Ruhe zu pflegen. Aber auch für den Fremden ist gesorgt. Am Rande des Sees erhebt sich, von der Landesregierung erbaut, ein Touristenhaus mit ein paar Zimmern zum Übernachten und mit der Holzveranda über dem Wasser, wo sich's so gut ruhen läfst beim Schälchen Mokka, den niemand so trefflich bereitet, wie der hockende Türke dort am glimmenden Holzfeuer.

Hohen Genufs gewährt auch eine Wanderung das schöne Vrbasthal aufwärts, welches sich sehr bald zu einem viele Kilometer langen Défilé verengt, sodass mehrere Tunnels für die Eisenbahn, die hier im Thal nach Dolnji-Vakuf führt, gebrochen werden mufsten. 13 km aufwärts von Jajce zeigen sich am rechten Ufer des Flusses auf 1035 m hohem Kegel die ausgedehnten Ruinen der Burg Vijenac; es ist das Stammschlofs der ungarischen gräflichen Familie Keglević. Am Fufse des Berges, unmittelbar neben der Strafse öffnet sich das Kalkgestein zu einer engen Felsenspalte. Wir sehen, wie zwei mohammedanische Weiber sich hindurchzwängen, während ihre jugendlichen Begleiter am Eingange hocken und sich, das Gesicht gegen

Osten gerichtet, in ihren Gebetsübungen durch unser Kommen nicht im geringsten stören lassen. Weit und breit herrscht nämlich der Glaube, dafs Frauen, welche durch diese Felspalte kriechen, in kurzer Zeit guter Hoffnung entgegengehen; sie müssen nur einige Kreuzer oder „Sechserl“ als Opfer in den Felsenritzen verschwinden lassen und dann am Ausgange ihre Gebete verrichten. Übrigens hilft die Ceremonie auch christlichen Frauen.

Nur mit Schwierigkeit an der steilen Lehne emporkletternd, erreichen wir die ausgedehnten Burgtrümmer und erfreuen uns an dem herrlichen Ausblick über das friedliche Thal und seine waldreichen Hänge. Vor dem Burghof belehren uns eine Menge niedriger Steinsäulen, dafs wir auf einem türkischen Friedhof stehen. Eins der Gräber ist eingezäunt; hier ruht der mohammedanische Volksheld Aodo Torlak, der mit Marko Kraljević in jahrelanger Fehde lebte. Auf beflügeltem Pferde, so erzählen uns die Leute, verfolgten sie einander, bis es endlich dem Christen gelang, seinen Feind zu erwischen, als er am Vrbasufer bei Babinoselo sein Gebet verrichtete; mit einem Streich schlug er dem Ahnungslosen das Haupt ab. Aber schnell entschlossen nimmt Aodo seinen Kopf unter den Arm, schwingt sich aufs Flügelrofs und fliegt hinauf zur Burg. Hier tritt ihm seine Schwester entgegen. „Wo hast du den Kopf?“ ruft sie entsetzt. Da erst kommt Aodo zu sich; er lässt den Schädel fallen, dass er hinabrollt ins Thal, und tot sinkt der Held vom Pferde. Nun war Marko der alleinige Gebieter des Landes; von ihm erzählt sich das Volk gleichfalls manche Sage.

Auch das Vrbasthal abwärts von Jajce ist von geradezu überwältigender Schönheit. Hier führt in bisher unzugänglicher Gebirgsschlucht die neue Strafse nach Banjaluka. Man hat sie die Via mala Bosniens genannt, und mit Recht. Wer die berühmtesten Engpässe der erhabenen Alpenwelt durchwandert, wer die Schauer des Hochgebirgs durchlebt hat: hier in den bosnischen Bergen empfängt er neue Eindrücke einer wahrhaft grofsartigen Natur, die sich ebenbürtig den alten Bildern anreihen können. Ehe wir aber die 72 km lange Fahrt antreten, kehren wir noch einmal zurück an unsern ersten Standpunkt und nehmen Abschied vom mächtigen Wasserfall und dem friedlichen Städtchen in der Hut der altersgrauen Königsburg.

Die Entdeckungs-, Besiedelungs- und Entwicklungsgeschichte Canadas und seiner Grenzgebiete.

Von Dr. W. Nederkorn.

II. Die Entdeckung und Besiedlung des Landinnern. [1])

Mit Jacques Cartier beginnt eine neue Epoche der Geschichte Canadas: Die Erforschung des Landinnern und die ersten Anfänge einer Kolonisation.

In Frankreich safs damals Franz I. (1515—47) auf dem Thron. Seine Eifersucht auf Spanien, das unter Karl I. in der Entdecknngsgeschichte jener Tage eine so hervorragende Rolle spielte, hatte ähnliche Pläne in ihm wachgernfen und im Jahre 1524 die Fahrt Verrazanos zum Ostgestade der Neuen Welt veranlafst. Nach dem Abschlusse dieses Unternehmens, das für Frankreich ohne Folgen blieb, schien das Interesse des Königs für weitere Bestrebungen in dieser Richtung erlahmt zu sein, als wenige Jahre später auf Betreiben des Admirals der französischen Flotte, Philippe de Chabots, Franz I. von neuem sich der Frage zuwandte und Jacqnes Cartier [2]) mit der Erforschung der westlichen Halbkugel beanftragte.

Mit zwei Schiffen verliefs Cartier am 20. April 1534 den Hafen von St. Malo, erreichte im Mai die Ostküste von Neufundland bei Bonavista und bog dann, nach Norden der Küste entlang fahrend, in die Belle Isle Strait ein. Hier traf Cartier einige Fischerboote aus La Rochelle, die auf der Heimreise nach Brest begriffen waren. Cartier wandte sich weiter nach Südwesten, segelte an den „Iles Oiseaux“ (Bird Islands) vorüber zur Ile Brion und erreichte eine Bucht, die er wegen der dort herrschenden hohen Julihitze „Baie des Chaleurs“ nannte. Die Erwartung, hier eine Durchfahrt zu finden, bestätigte sich nicht. Cartier traf dort mit Indianern zusammen, nahm zwei derselben mit auf sein Schiff und kehrte dann, an Cape Gaspé vorübersteuernd, nach Frankreich zurück. Im September erreichte er St. Malo.

In Frankreich fand Cartier an dem Vice-Admiral Charles de Mouy, Seigneur de la Maillerage, eine wirksame Stütze für die Durchführung

[1]) P. de Charlevoix: Histoire et description générale de la Nouvelle France avec le journal historiqne d'un voyage fait par ordre du roi dans l'Amérique septentrionale. Paris 1744, 5 vol. – L. Dussieux: Le Canada sons la domination française d'après les archives de la Marine et de la gnerre. Paris 1862, 1 vol. — H. Kingsford: The History of Canada. Toronto 1888–95. 8 vol. — Bourinot: Constitutional history of Canada. Montreal 1888. — S. E. Dawson: North America. Vol. I. Canada and Newfonndland. London 1897.

[2]) J. des Longrais: Jacques Cartier, docnments nouveaux. Paris 1888.

einer zweiten Fahrt, die er am 19. Mai 1535 antrat. Im Juli erreichte er die Nordspitze von Neufundland, ging nach Westen und gelangte am 10. August in eine Bucht, die er zu Ehren des Heiligen, dessen Fest man an diesem Tage gerade feierte, Golphe de St. Laurent nannte. Die zwischen Anticosti Island und der Nordküste befindliche Durchfahrt erhielt die Bezeichnung „Fleuve de St. Laurent“.[3]) Cartier erforschte die von den Indianern Naticostek genannte Insel und gab ihr am 15. August die Bezeichnung „Ile de l'Assomption“, ein Name, den später die Engländer, unter Anlehnung an das „Naticostek“ der Eingeborenen, in Anticosti Island umwandelten. Auf seiner Weiterfahrt entdeckte er die Mündung des Saguenay River und stiefs auf eine Insel, die er wegen der vielen Haselsträuche „Ile aux Coudres“ nannte. Weiter südlich traf er auf eine grofse, mit wildem Wein bewachsene Insel; Cartier gab ihr den Namen „Ile de Bacchus“.[4]) Am 2. Oktober erreichte Cartier mit drei Begleitern den indianischen Marktflecken Hochelaga, wo er freundliche Aufnahme fand. Den Berg, auf dem die Ansiedlung lag, nannte er Mont-Royal, eine Bezeichnung, die bald auf die ganze Insel überging und in dem heutigen Montreal wiederzuerkennen ist. Hier gebraucht Cartier zuerst den Namen Canada,[5]) den er für das Flufsufer des St. Lawrence von Anticosti Island bis Montreal anwendet. Da die Stromschnellen ihn am weitern Vordringen hinderten, so wandte er sich wieder nach Nordosten und überwinterte in der Nähe des heutigen Quebec, am St. Charles River. Im Juli 1536 war Cartier wieder in St. Malo.

Diese Fahrten bewogen den französischen König bald zu neuen Unternehmungen. Am 15. Januar 1540 erhielt der pikardische Edelmann François de la Roque, Seigneur de Roberval, einen Freibrief für die von Cartier entdeckten Gebiete. Er sandte Cartier im Mai des folgenden Jahres mit 5 Schiffen aus. Dieser landete bei Cape

[3]) Erst später findet der Name Golphe et Fleuve de St. Laurent auf das Mündungsgebiet und den Lauf des heutigen St. Lawrence River, der bei Cartier stets als der „grand fleuve de Hochelaga“ erscheint, Anwendung.

[4]) Die heutige Isle of Orleans.

[5]) Charlevoix teilt im 1. Bd., pag 12—13. seines Werkes mit, die Spanier seien, einer alten Überlieferung zufolge, längst vor Cartier in die Chaleur Bay gedrungen und hätten, als sie die hier erwarteten Edelmetalle nicht angetroffen, Acá Nada. d. i. Hier giebt's nichts, ausgerufen. Diese Worte hätten die Indianer sich angeeignet und Cartier gegenüber gebraucht, der sie als Landesbezeichnung aufgefafst habe. Vgl. damit Charlevoix' Fufsnote. Bd. I, pag. 13: Quelques'uns dérivent ce nom du mot iroquois Kannata, qui se prononce Can a da, et qui signifie un amas de cabannes.

Rouge, oberhalb Quebecs, schickte hier zwei seiner Schiffe zurück und ging mit den übrigen bis zu den heutigen Lachine Rapids. Gold und Edelsteine zu finden war sein Trieb. Ihm folgte ein Jahr später Roberval selbst, um die geplante Kolonisation ins Werk zu setzen. Mitte April 1542 verliefs dieser La Rochelle, erreichte im Juni Neufundland und traf hier mit Cartier zusammen, der ihm Gold und Diamanten vorzeigte, die sich aber als wertlose Quarzstücke und als Schwefelkies erwiesen. Dem Befehle Robervals, wieder nach Cape Rouge, wo man 1541—42 in dem dort erbauten Fort Charlesbourg Royal überwintert hatte, zurückzukehren, wich Cartier dadurch aus, dafs er heimlich während der Nacht mit seinen Schiffen nach Frankreich zurückkehrte.

Roberval ging unterdes nach Cape Rouge, überwinterte hier und wandte sich, nachdem er in Fort Charlesbourg Royal eine kleine Besatzung zurückgelassen hatte, zum Saguenay. Hier läfst uns der Bericht L'Escarbots[6]) in Stich; wie weit er gelangte und was er erreichte, wissen wir nicht.

Der in diese Zeit fallende Beginn der Religions- und Bürgerkriege in Frankreich beeinflufste nicht unbedeutend die Geschichte Canadas. Die letzten Regierungsjahre Franz I. sind gekennzeichnet durch eine Reihe der grausamsten Protestantenverfolgungen, die auch unter Heinrich II. (1547—59) und seinen drei schwachen Söhnen und Nachfolgern andauerten.

Immerhin blieb allerdings ein Konnex mit Canada bestehen. So wurden 1578 nicht weniger als 150 französische Schiffe nach Neufundland gesandt. Pontgravé, ein Handelsherr aus St. Malo, machte wiederholt Reisen dorthin und gelangte bis Three Rivers. Jedenfalls war Tadoussac ein wohlbekannter Handelsplatz für Pelzwerk. Doch erst mit der Beendigung der inneren Unruhen in Frankreich unter Heinrich IV. (1589—1610) wandte man Canada ein erhöhteres Interesse zu.

Am 12. Januar 1598 erhielt ein Edelmann aus der Bretagne, Marquis de la Roche, vom Könige dieselben Zugeständnisse wie Roberval. Noch in demselben Jahre unternahm de la Roche seine Fahrt, deren Einzelheiten uns L'Escarbot hinterlassen hat. Da es für das Unternehmen an Freiwilligen fehlte, wurde der Mangel durch Sträflinge ergänzt, von denen de la Roche 40 auf der Ile de Sable zurückliefs. Wie es scheint, kehrte er bald ohne Erfolg wieder nach Frankreich zurück.

---

[6]) Marc L'Escarbot: Histoire de Nouvelle France. Paris 1612.

Zwei Jahre später folgte ein Unternehmen, das von Chauvin, einem Kapitän aus Rouen, und dem bereits erwähnten Pontgravé gemeinsam ausgeführt wurde. Unter der Bedingung, eine Kolonie zu gründen, erhielten beide ein Monopol auf Pelzhandel. Man erreichte Tadoussac, gewann eine Schiffsladung Pelzwerk und kehrte, nachdem man 16 Mann zurückgelassen, wieder um.

Noch zwei Reisen unternahm Chauvin in den folgenden Jahren, deren einziger Zweck Pelzhandel war. Auf seiner letzten Fahrt starb er, ohne eine Kolonisation erreicht zu haben.

Es tritt uns jetzt die Gestalt eines Mannes entgegen, dessen Geschick auf das innigste mit der Geschichte desjenigen Landes verknüpft ist, dem er fast alle seine Kräfte und nahezu die Hälfte seines Lebens opferte: Samuel Champlain. Moncornet hat uns sein Bildnis hinterlassen, Sagard und L'Escarbot, die ihn persönlich kannten, verdanken wir manche wertvolle Einzelheiten über ihn. Den besten Mafsstab aber für seine Gröfse und Bedeutung geben uns seine Werke, die er zum Teil selbst herausgab und 1633 in einer Gesamtausgabe, die vielfach Interpolationen und Entstellungen zeigt, von unbekannter, wahrscheinlicher jesuitischer Hand veröffentlicht wurden.[7]) Mit staatsmännischem Scharfblick erkannte er die Bedeutung Canadas für Frankreich in politischer wie kommerzieller Hinsicht. Mit Recht sagt Kingsford von ihm: „The leading idea of Camplain was to establish the value of Canada to France.“ Erst sein letzter Gedanke war, die Indianer für die katholische Kirche zu gewinnen, wenn auch die Herausgeber seiner Werke vom Jahre 1633 ihm die Worte in den Mund legen, die Bekehrung eines Ungläubigen habe gröfseren Wert als die Eroberung eines Landes und die Unterwerfung eines ganzes Volkes. Champlains Politik ist aus einem Briefe an Kardinal Richelieu vom 15. Aug. 1635 deutlich ersichtlich; daselbst heifst es: »Il ne faut que cent vingt hommes armez à la legère pour esviter les fleches, ce que ayant avec deux ou trois mille sauvages de guerre nos alliez dans un an on se rendra maîstres absolus de tous ces peuples en y apportant l'ordre requis et cela augmentera le culte de la religion et un traffic incroyable . . . . . . Le tout pour la gloire de Dieu.“

Champlain wurde im Jahre 1567 in Brouage in Saintonge als Sohn eines Schiffskapitäns geboren. Er that anfänglich unter Heinrich IV. Dienste als maréchal de logis, schied aber nach der

[7]) Voyages et découvertes faites en la Nouvelle France. Paris 1633. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften veröffentlichte 1870 Laverdière in 6 Bd. Quebec, Laval University Edition.

Eroberung der Bretagne i. J. 1598 aus dem Heeresdienste aus. Mit seinem Oheim ging er bald darauf nach Spanien, wurde Kapitän und besuchte als solcher Spanisch Amerika, wo er sich über zwei Jahre aufhielt. Nach Frankreich zurückgekehrt, erregte er durch einen Bericht über seine Fahrten so sehr die Aufmerksamkeit des Königs, dafs dieser ihm eine Pension gewährte.

Bis dahin war für Canada mehr als ein vorübergehendes Interesse nicht gezeigt worden. Cartier hatte dargethan, dafs es nicht das erwartete Goldland war, er hatte die klimatischen Verhältnisse als höhst ungünstige geschildert und dadurch auf weitere Kolonisationsversuche immerhin hemmend eingewirkt.

Erst wenige Monate war Champlain wieder in Frankreich, als ein neues Unternehmen ins Leben gerufen wurde. Nach dem Tode Chauvins hatte Pontgravé sich mit Amar de Chastes aus Dieppe, der bei Heinrich IV. in hohem Ansehen stand, in Verbindung gesetzt, und durch dessen Verwendung beim Könige dahin gewirkt, dafs ihm und einer Reihe Rouener Kaufleuten ein Patent auf Pelzhandel in Canada gewährt wurde. Dieser Gesellschaft schlofs auch Champlain sich an. Dem Unternehmen stand Sully wenig freundlich gegenüber: „Je mets au nombre des choses faites contre mon opinion, la colonie qui fut envoyée cette année en Canada. Il n'y a aucune sorte de richesse à espérer de tous les pays du nouveau monde qui sont au delà du 40ième degré de latitude.“

Im Frühjahr 1603 traten Champlain und Pontgravé die Fahrt an. Sie gelangten nach Tadoussac, befuhren den unteren Soauenay und erreichten am Tage Peter und Paul oberhalb Three Rivers die seenartige Erweiterung des St. Lawrence, die man „Lac de St. Pierre“ nannte. Nach Erforschung des Unterlaufs des Richelieu River ging Champlain weiter nach Süden bis über Hochelaga hinaus, wo er von einem Indianer Kunde von einem grofsen Wasserfall (grandissime courant d'eau) und von weiter gegen Westen gelegenen Seen erhielt. Von hier kehrten beide um und erreichten im Spätherbst desselben Jahres wieder Frankreich.

Bei seiner Rückkehr legte Champlain dem Könige eine Karte über die neuen Gebiete vor, die uns nicht mehr erhalten ist. Heinrich IV. versprach seine Unterstützung, und es bildete sich eine neue Gesellschaft, an deren Spitze an Stelle des verstorbenen De Chastes ein gewisser Pierre du Gast, Sieur de Monts, trat. Er war Hugenotte und hatte bereits unter Chauvin eine Fahrt nach Canada gemacht. Der Umstand, dafs Tadoussac wegen des rauhen Klimas für eine Ansiedlung wenig günstig schien, lenkte de Monts' Augenmerk auf

das südlichere Akadien (Nova Scotia). Am 17. April 1604 verliefs man mit zwei Schiffen, 150 Handwerkern und einigen Adligen, darunter de Poutrincourt und Hebert, Havre de Grace und erreichte Mitte Mai Cape de la Have. Während Pontgravé und Poutrincourt die Ostküste der Halbinsel erforschten, wandte sich Champlain mit de Monts nach Süd-Westen zu der Bucht, die Neuschottland vom heutigen Neubraunschweig trennt; man nannte sie „Grande Baie Française*). Man gelangte zur Nordspitze von Long Island, kehrte um und traf auf der Rückfahrt zum Port Mouton Pontgravé und Poutrincourt, mit denen man wieder zur Fundy Bay sich wandte. Sie entdeckten und benannten Port Royal (Annapolis Basin), stiegen hinauf zur Chignecto Bay und erreichten, der Küste von Neubraunschweig entlang nach Süden fahrend, die Mündung des St. John River. Dann ging man zum Schoodic (St. Croix) River, entdeckte und benannte die Ile de St. Croix (Neutral Island) und legte dort ein Fort an. Während hier Champlain und de Monts überwinterten, kehrten Pontgravé und Poutricourt, welch letzterem de Monts Port Royal zur Anlage einer Ansiedlung in aller Form abgetreten hatte, nach Frankreich zurück. Im Frühjahr 1605 verliefs Champlain das Winterlager, wo der Skorbut ihm mehr als die Hälfte seiner Mannschaft geraubt hatte, und fuhr der Küste entlang nach Süden. Unterdes waren Pontgravé und Poutrincourt im Juni zurückgekehrt: bald traf auch Champlain, der auf seiner Fahrt die Unterläufe des Penobscot und Kennebec erforscht hatte und bis zum Nantucket Island gelangt war, wieder ein. Nunmehr beschlofs man, Port Royal als Ansiedlungsplatz zu wählen. De Monts und Poutrincourt wandten sich nach Frankreich, Pontgravé und Champlain blieben zurück, ersterer, um die Anfänge der jungen Kolonie zu leiten, letzterer, um seine Entdeckungen weiter zu verfolgen. 1605—1606 überwinterte man in Port Royal, wo der Skorbut wiederum seine Opfer fordorte. Im Juni 1606 kam Poutrincourt aus Frankreich zurück, und die Bebauung des Bodens begann. Champlain war inzwischen von neuem wieder aufgebrochen, hatte St. Croix besucht und von dort sich nach Süden gewandt. Zu Anfang des Winters war er wieder in Port Royal. Hier traf im Mai des folgenden Jahres die überraschende Nachricht ein, dafs der König infolge der immer dringender werdenden Klagen der Fischer über die Beschränkung ihrer alten Fischereirechte von seiten der neuen Kolonisten das Monopol

*) Der moderne Name Bay of Fundy geht auf Fond de la Baie zurück, eine Bezeichnung, welche ältere französische Karten für den nördlichsten Teil der Bucht anwandten.

de Monts' zurückgezogen habe. So mufste man die junge Kolonie verlassen und im Oktober 1607 die Heimreise antreten.

Mit Champlain entwarf de Monts bald neue Pläne. Akadien wollte man aufgeben; dagegen schien der St. Lawrence um so mehr für eine Kolonisasion und einen gewinnbringenden Handel geeignet zu sein, als hier, im Gegensatz zu den vorgeschobenen und rege besuchten Küsten Neuschottlands, ein Wettbewerb weniger zu befürchten war. So ging Champlain mit Pontgravé 1608 zum St. Lawrence und liefs sich in dem aufserordentlich günstig gelegenen Indianerflecken Quebec nieder[9]). Während Pontgravé im Herbst nach Frankreich zurückkehrte, blieb Champlain und vollendete die ersten Anfänge der Ansiedlung. Im Juni 1609 trafen beide in Tadoussac zusammen, und hier wurde zum ersten Male über die Stellungnahme zu den Indianern beraten.

Von den in den nördlicheren Teilen Amerikas wohnenden Eskimo und den westlich vom Mississippi ansäfsigen Sioux abgesehen, bewohnten damals Canada im engeren Sinne drei Indianerstämme, die Irokesen, Huronen und Algonkin. Das Gebiet der Irokesen[10]) erstreckte sich vom Hudson River, oberhalb Schenectadys am Mohawk, bis zum Lake Ontario (Niagara), im Norden reichte es ungefähr bis Crown Point (Südspitze des Lake Champlain). Sie waren geistig begabt, besafsen ein entwickeltes Regierungssystem, zeichneten sich durch sorgfältige Anlage ihrer Felder aus und bauten Mais, Kürbisse, Melonen und Tabak. Sie waren den Franzosen als die Iroquois, den Engländern in nachmaliger Zeit als die Five Nations bekannt und zerfielen in die Mohawk, Oneida, Onondaga, Cayuga und Seneca, denen die französischen Bezeichnungen Agniers, Onneyuts, Onnentagnés, Goyogouias und Tsonnontouans entsprachen[11]).

Die Huronen[12]), sie selbst nannten sich Wyandot, gehörten zur westlichen Gruppe der Irokesen und wohnten nördlich vom Huron,

[9]) Quebec, in der Algonkinersprache Quebeio, d. h. „Verengung" (des St. Lawrence River). Siehe den Brief von Charlevoix an die Herzogin von Lesdiguières vom 28. Oktober 1720. 5. Bd.

[10]) Ihren Namen erklärt Charlevoix aus Hiro oder Hero, d. h. „ich habe gesagt", das der Irokese am Schlufs einer jeden Rede zu gebrauchen pflege, ähnlich wie der Lateiner sein „dixi", und dem häufig angewandten, bald Trauer, bald Freude verratenden Ausruf Koue. Ihr eigentlicher Name sei Agonnonsionni, d. i. Hüttenbauer.

[11]) Ihre gröfste Macht erreichten sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch die Besiegung der Algonkin und der Huronen, sowie durch die Aufnahme der 1712 von Barnwood geschlagenen Tuscarora. Von da ab erscheinen sie in der englischen Geschichte als die „Six Nations".

[12]) Der Name ist französisch und stammt von den ersten Ansiedlern, die, über die seltsame Haartracht der Eingeborenen verwundert, ausriefen: quelles hures!, welche Schweinsköpfe! Reste von ihnen finden sich heute nur noch in Jeune-Lorette bei Quebec, in der Grafschaft Essex (Prov. Ontario) und in der Quapau Reservation des Indianerterritoriums.

Erie und Ontario Lake. Wie diese, lebten sie gleichfalls in geordneter Verfassung, waren intelligent, arbeitsam und trieben Ackerbau und Jagd.

Die dritte und stärkste Gruppe bildeten die Algonkin, die sich wieder zusammensetzten aus den Stämmen der Abenaki, Nipissing, Montagnai, Etechemin, Micmac, Outaouai, Miami und Illinois. Sie bewohnten ursprünglich den Osten zwischen Virginia und Canada, waren später über den St. Lawrence gegangen und hatten sich zum Teil auf Allumette Island (Ottawa River) niedergelassen, zum Teil in die benachbarte Seenregion nach Nordwesten ausgebreitet. Auch safs noch ein Rest im Nordosten der heutigen Vereinigten Staaten; es waren dies die Etechemin. Die Abenaki wohnten zwischen Kennebec River und der atlanischen Küste, die Micmac im heutigen Neuschottland.

Die von Champlain gegründete Ansiedlung lag im Gebiete der Algonkin. Damals bestanden gerade Jagdstreitigkeiten zwischen den Irokesen und den mit den Algonkin befreundeten Huronen.[13]) Champlain, der wohl wufste, welche Bedeutung die Freundschaft und das Bündnis des Stammes, auf dessen Boden er sich niedergelassen hatte, für die Ansiedlung und die Durchführung seiner Pläne haben würde, ergriff die Partei der letzteren und wandte sich mit ihnen, den Rivière des Iroquois[14]) und den Lac Champlain aufwärts steigend, gegen die Irokesen, mit denen man in der Gegend des heutigen Crown Point Ende Juli zuerst zusammenstiefs. Welch blutige Verwicklungen dieser kleine Kampf in der nachfolgenden Zeit hervorrufen würde, das ahnte freilich Champlain damals noch nicht.

Er kehrte noch in demselben Jahre nach Ablauf seines Patentes nach Frankreich zurück und erstattete dem Könige zu Fontainebleau ausführlichen Bericht über den Stand der Dinge in La Nouvelle France, wie die Kolonie von jetzt ab stets genannt wurde. Im März 1610 wandte Champlain sich wieder nach Canada, besuchte Tadoussac und Quebec und erfuhr hier zum erstenmal vom Vorkommen des Kupfers.

Der unerwartete Tod des Königs erheischte von neuem die Anwesenheit Champlains in Frankreich. Der Bestand der Kolonie schien in Frage gestellt zu sein. Mit Heinrichs Ermordung war ihr der einflufsreichste Gönner geraubt worden. Ludwig XIII., sein Nach-

[13]) Charlevoix, 3. Bd. pag 201 ff.

[14]) Dieser Flufs, das Einfallsthor der Irokesen nach Canada, trug nacheinander die Namen: R. des Iroquois, R. de Richelieu und R. de Sorel. Die zweite Bezeichnung hat gesiegt und gilt auch heute noch.

folger, war noch ein Kind; von Maria von Medici, der Regentin, war wenig zu hoffen. Dennoch treffen wir Champlain und Pontgravé im Mai 1611 wieder in Quebec. Während dieser nach Tadoussac zurückging, wandte jener sich stromaufwärts. Er benannte den Grand Sault de St. Louis (Lachine Rapids), besuchte die Süd- und Westküste der Ile Royale und beschlofs auf seiner Rückkehr, an der Stelle des heutigen Montreal eine neue Ansiedlung anzulegen. In Frankreich machte Champlain an der Hand einiger Proben von Eichenstämmen auf die Güte des canadischen Holzes und seine vielseitige Verwendbarkeit aufmerksam. Mit einem gewissen Recht sagt daher Kingsford von ihm: „Even at this early date, Champlain saw before him the future timber trade of the country.“

Einen neuen Förderer seiner Pläne fand Champlain in Charles de Bourbon, Grafen von Soissons, dem die Königin den Titel eines Gouverneurs von Neu-Frankreich verlieh. Nach dem unerwarteten Tode desselben wurde am 22. November 1612 der Prinz von Condé, Henri de Bourbon, der damals Gouverneur von Guyenne war, zum Nachfolger ernannt. So war Champlain wieder in gesicherter Stellung und wandte sich von neuem nach Canada. Er besuchte die Ile d'Allumette im Grande Rivière[15]), weilte einige Zeit in Quebec und war im Oktober 1613 wieder in St. Malo, wo sich während seiner Abwesenheit aus einer Reihe reicher Handelsherrn dieser Stadt und von Rouen eine Gesellschaft mit dem Monopol für Pelzhandel in Canada gebildet hatte.

Im Anfange des folgenden Jahres trat Champlain durch die Vermittlung des Direktors der Salzwerke von Brouage, Louis Houel, mit den Franziskanern zwecks Überlassung einiger Missionare für die Kolonie in Verbindung. Die Handelsgesellschaft von Rouen und St. Malo, die zum gröfsten Teil aus Calvinisten bestand, verpflichtete sich, „d'assister lesdits Peres de leur pouvoir et les entretenir à l'advenir de leur nourritures.“ Mit drei Priestern und einem Laienbruder verliefs Champlain im April 1615 Honfleur und traf bereits im Mai in Tadoussac ein. In Quebec wurde eine kleine Kirche erbaut, und die Missionare begannen von hier aus mit Eifer ihr Bekehrungswerk. Champlain selbst wandte sich nach Süden in der Absicht, den längst gelegten Plan, die Huronen dauernd zu gewinnen und mit ihrer Hilfe die französische Macht in Canada zu befestigen, zur Ausführung zu bringen. Den Ottawa und Mattawa River auf-

[15]) Der heutige Ottawa, der anfänglich nach dem seine Ufer bewohnenden Indianerstamm auch Rivière des Outaonais hiefs. (Näheres darüber siehe bei J. J. Egli, Nomina Geographica, pag. 680).

wärts steigend, ging er über Lake Nipissing den French River hinab zur Georgian Bay, wandte sich der Ostküste entlang nach Süden und erreichte die Matchedash Bay, den Wohnsitz der Huronen, wo bereits der Pater Le Caron thätig war und eine Kirche erbaut hatte. Von Dorf zu Dorf eilend, ging Champlain über Lake Simcoe und Lake Sturgeon den Trent River hinab zur Bay of Quinté nnd erblickte als erster den Lake Ontario.[16]) Hier setzte er mit einer Schar huronischer Krieger über, erreichte in der Nähe des heutigen Oswego das südliche Ufer und wurde vier Tagereisen südlicher bei einem Angriff auf eine Ansiedlung der Seneca blutig zurückgewiesen. (Oktober 1615).

Champlain überwinterte bei den Huronen, besuchte die Stämme der Petun und Cheveux Relevés und wandte sich im April 1616 wieder nach Osten. In demselben Jahre noch kehrte er mit Le Caron über Quebec nach Frankreich zurück und legte hier als Beweis für die Fruchtbarkeit des Landes einige Proben canadischen Getreides vor.

Champlains Bericht über seinen Aufenthalt in Canada im Jahre 1618 wirft ein interessantes Streiflicht auf die damaligen Zustände der Kolonie. Quebec hatte um diese Zeit bereits 60 französische Ansiedler. Die Bebauung des Bodens hatte erfreuliche Fortschritte gemacht; besonders waren es die Gärten, Wiesenkulturen und Weinanpflanzungen eines gew. de Hebert, die Champlains Bewunderung und Freude hervorriefen. Tadoussac war Mittelpunkt für den Pelzhandel. Algonkin, Montagnais und Huronen kamen auf vielfach langen, beschwerlichen Wegen dorthin, um Pelzwerk und Tabak gegen europäische Erzeugnisse einzutauschen. Auch Trois Rivières hatte sich zu einem kleinen blühenden Handelsplatze entwickelt. In gleichem Mafse hatte die seelsorgerische Thätigkeit der Franziskaner an Umfang gewonnen. Alljährlich waren neue Missionare vom Mutterlande herübergeschickt worden, und in Tadoussac, Quebec, Trois Rivières, im Huronenlande, bei Gaspé und im Port St. Jéan Miscou an der Baie des Chaleurs bestanden überall von den Indianern rege besuchte Missionen. Durch eifriges Studium war auch bereits der Grund zu einer Grammatik und einem Wörterbuch der huronischen und algonkinischen Sprache gelegt worden.

Doch auch schwere Zeiten blieben der jungen Kolonie nicht erspart. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich im Herbst 1618 fand Champlain die Lage der Dinge etwas verschoben, Der Prinz Condé

[16]) Der moderne Name Ontario stammt aus dem irokes. Oniatariio = schöner See. Champlain selbst nennt ihn Entouhoronon. Vorübergehend führte er auch die Bezeichnungen Lac de Saint-Louis, L. des Iroquois und Lac Frontenac.

war wegen politischer Umtriebe gefangen gesetzt und, nachdem de Themines vorübergehend seine Stelle eingenommen hatte, de Montmorency zum Gouverneur ernannt worden. Kurze Zeit darauf trat ein neuer Wechsel ein; der alten Handelsgesellschaft wurde ihr Monopol genommen und einer neuen gegeben, an deren Spitze Emeric und Guillaume de Caen standen. 1622 bereits aber traten beide Unternehmungen zusammen und verschmolzen zu einer Genossenschaft, die bald den Plänen Champlains in der feindseligsten Weise entgegenarbeitete. Die engherzige Krämerpolitik, die sich schon unter der ersten Compagnie gezeigt hatte, machte sich jetzt in noch weit stärkerem Mafse geltend. Den Bestrebungen Champlains, Quebec zu befestigen und Tadoussac und Trois Rivières eine kleine militärische Besatzung zu geben, setzten die Mitglieder der Gesellschaft, deren ganzes Interesse nur auf einen gewinnbringenden Pelzhandel gerichtet war, den gröfsten Widerstand entgegen. Hinzu kamen noch religiöse Verwicklungen zwischen Katholiken und Calvinisten, die sich noch vermehrten, als Henri de Levis, Herzog von Ventadour, der Nachfolger de Montmorencys, die Jesuiten zur Unterstützung der Franziskaner im Jahre 1625 nach Canada sandte.

Diese Zustände, welche den Bestand der Kolonie in ernstester Weise zu gefährden drohten, liefsen es dem damaligen Minister Richelieu geraten erscheinen, eine Wandlung zu schaffen. So wurden den beiden Caen ihre Rechte genommen und im April 1627 die „Compagnie des Cent Associés“ ins Leben gerufen. Unter Anerkennung der Hoheitsrechte des Königs wurde ihr das Gebiet von Florida bis zur Hudson Bay abgetreten und ein Handelsmonopol auf alle Erzeugnisse des Landes — den Fischfang ausgenommen — für die Dauer von 15 Jahren gewährt. Dafür übernahm die Gesellschaft die Verpflichtung, Handwerker jeder Art in gröfserer Zahl anzusiedeln, sie für die nächsten drei Jahre zu bekleiden, zu beherbergen, zu beköstigen und ihnen Land zur Bebauung und die nötige Saat anzuweisen. Der Ansiedler durfte nur ein Franzose und Katholik sein. Zugleich war die Compagnie gehalten, die Unterhaltungskosten für die zur Bekehrung der Indianer angestellten Missionare zu tragen. Der König selbst stellte zwei Schiffe dem neuen Unternehmen zur Verfügung; eine gröfsere Transportflotte unter de Roquemont sollte bald folgen.

Unter Champlains Leitung ging man mit Eifer an die Arbeit. In der Wahl der Ansiedler war man recht vorsichtig; man nahm nur erprobte, rechtschaffene Leute, meist Arbeiter aus der Normandie und Bretagne. Besondere Aufmerksamkeit

wandte man den Indianern zu, suchte sie zu christianisieren und zu französieren[17]).

Um diese Zeit war England schon seit mehreren Jahrzehnten als Rivale Frankreichs in Nordamerika aufgetreten. Jakob I. (1603—25) hatte, dem Beispiele Heinrich IV. von Frankreich folgend, zwei Gesellschaften das Gebiet zwischen 33—46° N. als „Virginia" zu Kolonisationszwecken abgetreten, und 1607 war Jamestown gegründet worden. Weitere Schenkungen folgten bald; 1620 wurde New England gegründet und seine Grenzen zwischen 40—48° N. festgelegt. Ein Jahr später gab der englische König das Gebiet zwischen St. Croix und Gaspé unter dem Namen Nova Scotia dem Earl of Stirling, Sir William Alexander. Unter diesen Umständen waren ernste Verwicklungen unausbleiblich 1613 bereits war von Jamestown aus eine Flotte von drei Schiffen unter Samuel Argall vor Port Royal erschienen und hatte diese von de Biencourt, einem Sohne de Poutrincourts, geleitete französische Kolonie zerstört, ohne dafs von Frankreich aus energische Gegenmafsregeln getroffen worden wären. Bald folgten neue Angriffe. Die Belagerung der Hugenotten in La Rochelle im Jahre 1628 gab den Engländern Veranlassung, David Kirke mit sechs Schiffen nach Port Royal zu schicken und die Ansiedlung zum zweiten Male zu vernichten[18]). Von hier wandte Kirke sich nach Tadoussac, zerstörte die Ansiedlungen am Cape Tourmente und liefs Quebec zur Übergabe auffordern (Juli 1628). Wenige Tage darauf fiel den Engländern die reich beladene Transportflotte de Roquemonts in die Hände. Kirke überwinterte auf Neufundland, erschien aber am 19. Juli des folgenden Jahres vor Quebec. Die entmutigende Nachricht von Roquements Niederlage, eine schlechte Ernte und drohende Hungersnot zwangen die Franzosen zur Übergabe. Champlain selbst ging als Gefangener nach London, wurde aber bald freigelassen und erreichte Ende Dezember 1629 Dieppe.

Für Richelieu, den eifrigen Förderer französischer Kolonialpolitik, war der Verlust Canadas ein harter Schlag. Bereits 1629

[17]) Jeder bekehrte Indianer galt als französischer Bürger. So lautet der Artikel 17 des Freibriefes der Compagnie: Les Sauvages qui seront amenés à la connoissance de la foi et en feront profession seront censés et réputés naturels François, et comme tels pourront venir habiter en France, quand bon leur semblera, et y acquérir, tester, succéder et accepter donations et légats, tout ainsi que les vrais régnicoles et originaires François, sans être tenus de prendre aucunes lettres de déclaration ni de naturalité.

[18]) Kirke pflanzte hier schottische Kolonisten an, ohne die zahlreichen kleineren französischen Ansiedlungen auf der Halbinsel, wie die eines gewissen Charles de la Tour bei Cape Sable, im geringsten zu beunruhigen.

trat er mit dem Londoner Hofe zwecks Wiederherausgabe der eroberten Gebiete in Unterhandlungen, die erst drei Jahre später im Frieden zu St. Germain en Laye ihren für Frankreich sehr günstigen Abschlufs fanden. England verzichtete auf Canada und Akadien.[19])

Über die Zeit der englischen Okkupation stehen uns keine Berichte zur Verfügung. Champlain wurde am 1. März 1632 zum Gouverneur ernannt und erreichte Ende Mai Quebec, das die Engländer bis zum 14. Juli noch besetzt hielten. Die Stadt bot einen traurigen Anblick; die meisten Wohnungen waren infolge einer Feuersbrunst eingeäschert worden. Hinzu kam noch der Mangel an dem nötigen Getreide infolge einer Reihe von Mifsernten und der in den letzten Jahren vernachlässigten Bebauung des Bodens. Mit frischem Mute ging Champlain wieder an seine Arbeit. Neue Bauten wurden unter seiner Leitung ausgeführt, der Grundstein zu einer Pfarrkirche gelegt und die ersten Schritte zur Anlage einer Befestigung von Trois Rivierès, das mehr und mehr an Bedeutung gewonnen hatte und Tadoussac als Handelsplatz für Pelzwerke bereits zu überflügeln begann, unternommen. In gleicher Weise waren die Jesuiten rührig; die beiden Patres Breboeuf und Daniel begleiteten im September 1634 huronische Pelzhändler in ihre Ansiedlungen und errichteten hier, wo Le Caron bereits gewirkt hatte, Missionsplätze. So entstanden allmählich die Kirchspiele von St. Joseph, Saint Louis, St. Ignace und Ste. Marie in der Nähe und an den Ufern des Huron Lake.[20])

Inmitten dieser rastlosen Thätigkeit starb Champlain am Weihnachtstage 1635 in Quebec, von allen betrauert. Kingsford sagt treffend von ihm: „There is no character known to us in the British or French history of the American Continent to modern days, which can advance higher claims to honourable fame. One only can be ranged by his side — Wolfe.“ Mit staatsmännischem

[19]) Was England zur Herausgabe der Eroberungen veranlafste, zeigt das Schreiben Karls I. von England an seinen damaligen Gesandten in Frankreich, Sir Isaac Wake, vom 12. Juni 1631. Aus diesem Briefe, der durch Brymner in der Harleian Collection des British Museum entdeckt und 1884 zum 1. Male in dem Report of Canadian Archives veröffentlicht wurde, geht hervor, dafs die Hälfte des Heiratsgutes der Henriette Maria, der Gemahlin Karls I., von Frankreich noch nicht ausgezahlt worden war und dafs der englische König erst nach Erfüllung dieser Pflicht ohne jede weitere Entschädigung in die Herausgabe Canadas an Frankreich einwilligte.

[20]) Der See erscheint anfänglich unter dem Namen Mer Douce, auf einer spätern, dem Cavelier La Salle zugeschriebenen Karte als Mer Douce des Hurons.

Scharfblick erkannte er die Bedeutung des St. Lawrence für die Besiedlung des Landinnern und legte an den in militärischer wie kommerzieller Hinsicht wichtigsten Punkten dieses Stromes kleine Plätze an, die bald zu den mächtigsten Handelsemporien des amerikanischen Kontinents sich entwickeln sollten. Durch seine Leutseligkeit und die Offenheit seines Charakters wurde er bald der Freund und Vertraute des Indianers, mit dessen Hilfe es ihm möglich wurde, in verhältnismäfsig kurzer Zeit grofse Ländergebiete des wilden Canadas zu erforschen, die Hilfsquellen des Landes kennen zu lernen und auf seine Bedeutung hinzuweisen. Mit Recht verdient er den Namen eines Vaters von Canada, ein Ehrentitel, den Charlevoix dem kühnen Entdecker zuerst beilegte.

Am 10. März 1635 wurde Charles Huault de Montmagny von der Compagnie zum Nachfolger Champlains ernannt. Die Zeit seiner Thätigkeit als Gouverneur reicht bis zum Jahre 1648. Für den Ausbau Quebecs, das damals 240 Einwohner zählte, und die Befestigung Trois Rivières trug Montmagny in umfassender Weise Sorge. Unter ihm wurde auch bereits eine Art Gerichtshof eingeführt, der kleinere Streit- und Rechtsfälle abzuurteilen hatte und sich aus dem Gouverneur, dem Jesuitenoberen und einem Vertreter der Bürgerschaft zusammensetzte. Daneben rief der Eifer für Religion und das Interesse an der Bekehrung der Indianer eine Reihe segensreichster Schöpfungen ins Leben. Im Dezember 1635 wurde durch den Marquis de Gamache in Quebec das Jesuitenkolleg gegründet. Zwei Jahre später legte Noël Brûlart de Sillery den Grund zu der christlichen Indianeransiedlung Sillery bei Quebec. Die Herzogin von Aiguillon, die Nichte Richelieus, schuf 1639 das Hospital von Quebec und eröffnete damit den Ursulinerinnen ein neues Feld für ihre Thätigkeit. Von ungleich gröfserer Bedeutung war die Gründung von Montreal. In Frankreich hatte sich unter Leitung des Steuereinnehmers aus La Flèche, Jérome le Royer de la Dauversière, und eines Geistlichen namens Jacques Olier eine Gesellschaft gebildet, die sich Société de Notre Dame de Montreal nannte und, durch namhafte Geldzuwendungen unterstützt, nichts geringeres als die Gründung einer der Gottesmutter gewidmeten Stadt auf der zuerst von Cartier besuchten Insel im St. Lawrence bezweckte. Paul de Chomedey, Sieur de Maisonneuve, wurde an die Spitze des Unternehmens gestellt, und trotz Abratens de Montmagnys im Mai 1642 mit dem Bau der Ansiedlung begonnen.[21])

[21]) Die Stadt hiefs anfänglich Ville Marie, nahm später den Namen des Inselbergs Mont Royal an, der noch in Dokumenten von 1690—1700 vorkommt, dann aber, unbekannt wie und durch wen, in die jüngere Form überging.

Was de Montmagny veranlasste, sich gegen eine Besiedlung der Insel auszusprechen, waren die von Jahr zu Jahr an Umfang und Häufigkeit zunehmenden Einfälle der Irokesen. Champlain hatte bereits zu wiederholten Malen mit ihnen Zusammenstöfse gehabt. Die Triebfeder ihres Handelns ist vielfach falsch gedeutet und als ein Racheakt gegen Champlains Vorstöfse hingestellt worden.[22]) Ganz andere Gesichtspunkte leiteten ihre Politik; sie fürchteten für ihre Sicherheit und Selbständigkeit, suchten jede fremde Ansiedlung in oder in der Nähe ihres Gebietes zu verhindern und richteten, die hilflose Lage der Franzosen wohl erkennend, ihre Überfälle zunächst gegen die Huronen. Den Richelieu River (Rivière des Iroquois) hinabsteigend, lagerten sie auf den der Mündung dieses Flusses vorliegenden Inseln und lauerten hier den Booten der nach Trois Rivières und Quebec fahrenden huronischen Pelzhändler auf Um dies zu verhindern, hatte Montmagny im Jahre 1642 Fort Richelieu angelegt; ohne Erfolg allerdings, denn der Francis River bildete ein ebenso günstiges Einfallsthor nach Canada. Entscheidendes vermochte man nicht gegen sie zu unternehmen, dazu fehlte den Franzosen die genügende Streitmacht. Auch das Mutterland konnte nicht helfen, denn hier waren es die Unruhen der Fronde und die im Laufe des dreifsigjährigen Kriegs entstandenen Verwicklungen mit Spanien, die Ludwigs XIV. Interesse für Canada vorläufig nicht aufkommen liefsen. So war es nicht zu verwundern, dafs die Irokesen bald kühner vorgingen und unter de Aillebout, dem Nachfolger de Montmagnys, innerhalb weniger Jahre das ganze Gebiet der Huronen verwüsteten, 27 blühende Missionsplätze einäscherten und eine grofse Zahl eifriger Glaubensboten in grausamster Weise zu Tode marterten. Bis auf einen kleinen Rest, den der Jesuit Ragueneau bei Quebec ansiedelte, war der ganze Stamm der Huronen im Jahre 1650 vernichtet. Der einzige Erfolg, den die unter so vielversprechenden Anfängen unternommenen Huronenmissionen davontrugen, war die Erforschung des Lake Superior.[23]) Nach der Besiegung ihres ersten Gegners, der Huronen, lenkten die Irokesen ihre Angriffspolitik auf die Franzosen selbst und ihre Ansiedlungen im Thale des St. Lawrence. Unter de Lauson, der seit Oktober 1651 Gouverneur war, wurde das damals etwas über 100 Einwohner

---

[22]) So zuerst bei Charlevoix.

[23]) Der See erscheint anfänglich als Grand Lac, nach der Bezeichnung der Odschibwa, die ihn Kichi Gummi = grofser See nannten. Der Name Lac Superieur, der neben den Bezeichnungen L. Tracy u. L. Condé oft angewandt wurde, begegnet zuerst auf der Karte Joliets vom Jahre 1673.

zählende Trois Rivières häufig von Irokesen beunruhigt, selbst die Umgegend Quebecs war nicht selten der Schauplatz nächtlicher Überfälle. Die Missionare aber hielten diese nur zeitweise durch lockere Friedensverträge unterbrochenen Kriegszüge nicht ab, die Irokesen in ihren Gebieten aufzusuchen und ihnen zu predigen. Le Moyne nimmt in dieser Hinsicht die hervorragendste Stelle ein. Er war der erste, der den St. Lawrence bis zu den Thousand Islands hinabfuhr, den Lake Ontario auf der Ostseite durchquerte und die Onondaga besuchte.[24])

Nach dem Rücktritt des 73jährigen Lauson übernahm der jugendliche Vicomte d'Argenson die Leitung der Kolonie, für die jetzt eine Reihe schwerer Tage anbrach. Zu den äufsern Wirren, den Angriffen der Irokesen, gesellten sich Gährungen im Innern: die Geltendmachung kirchlicher Vorrechte dem Staate gegenüber.

Durch die Verwendung der Jesuiten beim Erzbischofe von Rouen, dem Canada in geistlicher Beziehung unterstand, war der Abbé de Montigny, François de Laval, im Jahre 1658 zum Grofs-Vikar von Quebec ernannt worden. Von seltener Begabung, dabei aber intolerant, hatte de Laval im Juni 1659 sein Amt angetreten, gleich aber schon durch kleinlichen Rangesstolz und allzu grofse Hervorkehrung seiner Würde als Kirchenfürst zwischen sich und dem Gouverneur einen Konflikt herbeigeführt, der bald einen ernsten Charakter annahm und den Frieden der Kolonie zu untergraben drohte.[25])

Neue Schwierigkeiten brachte die Erörterung der Branntweinfrage unter dem Gouverneur Baron du Bois d'Avangour (1661—63). Schon früh hatte der Branntwein im Pelzhandel eine grofse Rolle gespielt.[26]) Für den französischen Pelzhändler war er eine Quelle reichsten Gewinnes geworden; er bediente sich desselben, um günstige Handels-

[24]) Kingsford sagt darüber: „His journey was in every way remarkable. It was the commencement of that influence which the French obtained over the Iroquois, eventually to wean them from an alliance with Albany; and, moreover, it was the foundation of the experience which led them so successfully to deal with the Indian races of the West."

[25]) So verweigerte Laval dem Gouverneur in der Kirche den Ehrenplatz, dem dieser von jeher eingeräumt worden war. (Siehe die darauf bezüglichen Berichte in den »Relations des Jésuites« vom 28. XI. 1660 u. 21. II. 1661.)

Protestantism was an abomination to him . . . . and his querulous and unsatisfied longings threw difficulties in the way of the progress of the Colony. (Kingsford.)

[26]) Mit Recht weist Kingsford den Vorwurf zurück, dafs die Engländer während der dreijährigen Okkupation den Handel mit Branntwein eingeführt hätten. Das widerlege schon ein diesbezügliches Verbot Champlains. Der Engländer habe nur ein System weiter fortgeführt, das er bereits vorgefunden habe.

abschlüsse zu erzielen. Der Indianer liebte den Branntwein leidenschaftlich, er trank ihn, um betrunken zu werden. Diesem Mifsbrauch suchte de Laval auf das entschiedenste entgegenzutreten. Exkommunikation sollte jeden gewissenlosen Händler treffen. Die Berichte der damaligen Zeit sagen nichts darüber, wie das Verbot von der Bevölkerung aufgenommen wurde. Jedenfalls wagten es wenige, demselben entgegenzuhandeln, was die Thatsache beweist, dafs binnen kurzer Frist der Handel gänzlich lahmgelegt war.[27])

Wichtige Wandlungen brachten die folgenden Jahre. Schon längst war die Compagnie der Einhundert von ihrer ursprünglichen Höhe und Bedeutung herabgesunken und hatte zur Genüge ihre Unfähigkeit, die Geschicke Canadas zu lenken, gezeigt. Ihr leitender Gesichtspunkt war Entfaltung des Pelzhandels gewesen und in diesem einen Gedanken hatte sie jedes andere Interesse für das Land beiseite gesetzt. Bald hatte dieser einseitige Standpunkt seine Nachteile gezeigt. Infolge der ununterbrochenen Einfälle der Irokesen war das Land unsicher geworden, der Ansiedler blieb innerhalb der schützenden Mauern der Stadt oder seines Anwesens, und der handeltreibende Indianer, dessen mit Pelzwerk beladene Boote sonst die Ströme Canadas belebten, wagte sich nicht mehr dorthin, wo Verlust seiner Habe und sicherer Untergang ihm drohten. So ging der Handel mehr und mehr zurück. Dazu kam, dafs die Compagnie schwere Verpflichtungen, die an den Besitz des Monopols geknüpft waren, zu erfüllen hatte. Das Unhaltbare ihrer Lage einsehend, wandte sie sich durch Pierre Boucher in einer Denkschrift an den König mit der Bitte um Hilfe.[28]) Die Verhandlungen darüber zogen sich hin bis zum März 1663 und endeten mit der Auflösung der Compagnie der Einhundert und der Einverleibung ihres Gebietes an Frankreich als königliche Provinz.

[27]) Das Verbot war 16 Jahre später der Anlafs zu einer an Colbert gerichteten Denkschrift um Aufhebung dieser den Handel so schädigenden Verordnung. Der Bitte wurde entsprochen.

[28]) Bouchers Denkschrift verdient umsomehr Interesse, als sie uns ein klares Bild über die damalige Lage der Kolonie giebt und Einblick in die kleineren Verhältnisse gewährt. Über Montreal erfahren wir an dieser Stelle zum erstenmale Genaueres. Die Umgebung dieser Stadt habe äufserst fruchtbaren Boden, sei reich an wertvollen Nutzhölzern, besonders an Eichen, und wildem Wein; doch es fehle an den nötigen Arbeitspferden und Arbeitern. Getreide gediehe vorzüglich, würde aber wenig angebaut, da die Irokesen, die neben den Moskitos und dem strengen Winter die gröfsten Feinde des Ansiedlers wären, Aussaat und Ernte verhinderten. So seien die Preise für Getreide recht hoch. Rechnungsmünze war das livre Tournois = 20 sols, Goldmünze der Louis d'or; an Silbergeld gab es 60-, 30-, 15-, 10- und 5-Sousstücke. Der Wert des Geldes war in Canada um 25% höher als in Frankreich.

Rasch folgten jetzt unter Colbert, dem damaligen Finanzminister Frankreichs, eine Reihe der wichtigsten und durchgreifendsten Reformen und Neuerungen auf dem Gebiete der Justiz, der Verwaltung, des Handels und Verkehrs. Bis dahin hatte in Canada ein streng geregeltes Gerichtswesen noch nicht bestanden. Das Edikt des Königs vom April 1663 schuf völlige Wandlung und bestimmte die Einrichtung eines für die ganze Kolonie geltenden obersten Gerichtshofes, des Conseil Souverain, dem zugleich auch die Regelung der Verwaltungsangelegenheiten oblag. Er war zusammengesetzt aus dem Gouverneur als Vorsitzenden und Stellvertreter des Königs, dem Bischof[29]), einem Intendanten und vier Räten (conseillers). Die Ernennung oder Wiederwahl der letzteren sollte alljährlich geschehen nnd zwar vom Gouverneur und Bischof gemeinsam. Für das Justizverfahren sollte der in Frankreich geübte Gebrauch mafsgebend sein. Neben diesem Obergerichtshof, dessen Sitz in Quebec war, bestanden noch in Trois Rivières und Montreal je ein Untergericht (justice subalterne) mit einem Lieutenant Général als Vorsitzenden.

Im September 1663 traf der neuernannte Gouverneur de Mésy in Quebec ein; kurze Zeit darauf konstituierte sich der Conseil Souverain. Der Intendant war Louis Gaudais, der vom König den Auftrag erhalten hatte, über die Lage der Kolonie, die Ertragfähigkeit des Bodens, über Bevölkernng, Handel und Verkehr eingehend Bericht zu erstatten. Nur wenig scheint Gaudais seiner Verpflichtung nachgekommen zu sein, denn bereits 1½ Monate später wurde der hochbefähigte Jean Baptiste Talon zu seinem Nachfolger ernannt.

Die erste Aufgabe, an deren Lösung man mit Eifer ging, war die Erhöhung der Bevölkerung. Canada hatte damals 2500 Einwohner; 800 davon entfielen anf Quebec. Einen stattlichen Zuwachs hatte die Kolonie bereits im Jahre 1663 erfahren; infolge des Berichtes Bouchers waren unter Dumont über 200 Ansiedler und 100 Soldaten nach Canada gesandt worden. Allein das Anwachsen der Seelenzahl ging recht langsam von statten. So griff man zu einem eigentümlichen Mittel. In der Zeit von 1665—70 wurden über 1200 junge Mädchen, die meist der Landbevölkerung angehörten, nach Canada geschickt, und die unverheirateten Kolonisten in jeder Weise, teils durch Androhung von Strafen,

---

[29]) De Laval war von Ludwig XIV. bereits längst als Bischof anerkannt worden. Erst unter Papst Clemens X. wurde Quebec Bischofsitz (am 1. Oktober 1674).

teils durch in Aussicht gestellte Belohnungen, angehalten, zu heiraten.[30])

So war es kein Wunder, dafs die Bevölkerung rasch anwuchs. Montreal, das 1666 nur 582 Einwohner hatte, besafs 1672 bereits eine Seelenzahl von 1500, und ganz Canada brachte es infolge dieser seltsamen Besiedlungspolitik bis zum Jahre 1688 auf über 11000 Einwohner.

Ein weiteres Ziel Colberts war die Zusammenfassung der von Tadoussac bis nach Montreal hin zu beiden Seiten des St. Lawrence zerstreuten Bevölkerung. Mit richtigem Blick erkannte Colbert die Gefahren, die in einer solchen Zersplitterung für die Kolonie bestanden. „L'une des choses", sagt er in einem Briefe an Talon, „qui a apporté le plus d'obstacle à la peuplade du Canada a été que les habitants ont fondé leurs habitations où il leur a plu, et sans avoir eu la précaution de les joindre les unes les autres, pour s'aider et s'entresecourir. C'est la volonté du Roi que doresnavant il ne seroit plus fait de défrichement que de proche en proche, et que l'on réduiroit nos habitations en la forme de nos paroisses, autant que cela seroit possible." Es war dies eine Bestimmung, die unbeachtet blieb und nicht durchgeführt werden konnte. Das eigene Interesse bewog den Kolonisten, sich isoliert anzubauen; denn so brauchte er den Wettbewerb im Pelzhandel, der sich innerhalb eines gröfseren Gemeinwesens rasch entwickelte und den Gewinst beträchtlich schmälerte, nicht zu befürchten.

Ein neues und weites Feld wurde dem arg zurückgegangenen Handel der Kolonie eröffnet infolge der Züchtigung der kriegerischen Irokesen durch den neuen Gouverneur Daniel de Remi, Seigneur de Courcelles, und durch Alexandre de Prouville, Marquis de Tracy.[31]) Der letztere hatte unmittelbar nach seiner Ankunft in der Kolonie am Richelieu River drei Befestigungswerke errichten lassen, Fort Sorel, Fort St. Louis[32]) und Fort Ste. Therèse. Gleichzeitig war de

[30]) So wurde solchen, die sich weigerten, eine Ehe einzugehen, das Recht zum Pelzhandel, zur Jagd und Fischerei entzogen, eine Mafsregel, welche die jungen heiratsscheuen Leute vielfach veranlafste, ihren Besitz aufzugeben und sich in kleineren oder gröfseren Scharen zusammenzuthun, um als Waldläufer (coureurs de bois) auf eigene Faust Pelzhandel zu treiben. Anderseits erhielten junge Mädchen, die mit 16 Jahren, und junge Männer, welche zwischen dem 18. und 20. Lebensjahre heirateten, als Belohnung das „Présent du Roi" = 20 livres. Familienvätern mit 10 Kindern wurde eine Prämie von 300, solchen mit 12 eine Belohnung von 400 livres gewährt.

[31]) Er war 1664 zum Vizekönig der überseeischen Besitzungen Frankreichs ernannt worden und im Juni 1665 mit vier Regimentern nach Canada gekommen.

[32]) Das nachmalige Fort Chambly.

Courcelles nach Süden bis in die Gegend des heutigen Schenectady vorgedrungen, um die Irokesen, die ihre räuberischen Einfälle in den letzten Jahren gegen Montreal und weiter nach Westen gerichtet hatten, in ihrem eigenen Lande anzugreifen.[33])

Während de Courcelles unverrichteter Sache wieder umkehren mufste, gelang es de Tracy im Winter 1666, eine Reihe irokesischer Dörfer einzuäschern und eine grofse Menge aufgespeicherter Getreidevorräte zu vernichten. Die Folge war, dafs im Frühjahr 1667 Abgesandte aller fünf Stämme nach Quebec kamen, ihre Unterwerfung anboten und um Missionare baten.

So hatte man endlich Ruhe in der Kolonie, und Colbert konnte die geplanten Reformen im Handel endlich zur Ausführung bringen. Manche seiner Neuerungen erwiesen sich allerdings bald als recht unbrauchbar. Im Mai 1664 war die Compagnie des Indes Occidentales ins Leben gerufen und ihr für die Dauer von 40 Jahren das Monopol auf den Pelzhandel in Neu-Frankreich gewährt worden. Der Händler war zu schweren Abgaben ihr gegenüber verpflichtet.[34]) Die dadurch hervorgerufene Unzufriedenheit veranlafste wenige Jahre später Talon, bei Colbert vorstellig zu werden und ihn um Aufhebung dieser den Handel so schädigenden Bestimmungen zu veranlassen. Doch Talon hatte keinen Erfolg, und die Compagnie blieb bis zum Jahre 1674 im Besitze ihrer Vorrechte. Fabriken durften anfänglich in Canada nicht gebaut, alle Bedürfnisse der Kolonie mufsten aus Frankreich selbst bezogen werden. Colbert betrachtete die überseeischen Besitzungen als Marktplätze, wo das Mutterland sich mit den für seine Industrie erforderlichen Rohprodukten und Erzeugnissen des Bodens, die das eigene Land nicht hervorbrachte, versah.

Anderseits erwarb Colbert sich um die Hebung des Ackerbaus, der Holzindustrie und der Fischerei bedeutende Verdienste.

Der Ansiedler, der neuen Boden urbar machte, war für die ersten fünf Jahre von jeder Abgabe befreit. Der reiche Holzbestand Canadas wurde zu einer Quelle reichsten Gewinnes. Schiffe wurden

[33]) So hatten die Irokesen in der Zeit von 1654—57 die im Süden des Erie Lake ansässigen Erie fast völlig vernichtet. Die Erie lagen mit Vorliebe der Jagd auf „Wildkatzen“ (Erie-Katzen) ob. Man hat in dieser Wildkatze den Waschbär jener Gegend vermutet. Dieser Indianerstamm gab dem See, der 1679 zuerst von La Salle befahren wurde, seinen Namen. Er erscheint anfänglich bei den Franzosen als der Lac des Chats, bei den Engländern als Lake of the Chats. Die ältesten franz. Karten nennen ihn Lac Erié.

[34]) Die Compagnie forderte ¼ der zum Verkauf gebrachten Biberpelze, $^1/_{10}$ von dem übrigen Pelzwerk.

in Quebec erbaut und grofse Ladungen von Bauholz nach Frankreich abgeführt. Talons Thätigkeit in dieser Hinsicht ist höchst beachtenswert. Es ist sein Verdienst, dafs er die Flachskultur in Canada einführte und den Anstofs zur Gründung von Seifen-, Pottaschefabriken und Gerbereien gab. Auch gründete er, um den Branntweinverbrauch einzuschränken, die erste Brauerei. 1668 sandte er einen gew. Nicolas Perrot zum Lake Superior mit dem Auftrage, genaue Untersuchungen über das Vorkommen des Kupfers und die Möglichkeit eines lohnenden Abbaues anzustellen. Doch der Mangel an Verkehrsstrafsen liefsen Untersuchungen in dieser Richtung hin vorläufig nicht zur Entwicklung kommen. 1670 wurde auch das erste Gestüt angelegt und dadurch einem lange schon empfundenen Bedürfnis abgeholfen. Mit Eifer hatte man sich bereits den Wegebauten zugewandt. 1665 war die erste Strafse von Montreal nach Chambly angelegt worden; wenige Jahre später verbanden fahrbare Landstrafsen Chambly und Sorel einerseits, Montreal, Three Rivers und Quebec anderseits.

Für die Erziehung und den Schulunterricht, die beide viel zu wünschen übrig liefsen und in den Händen der Jesuiten lagen, wurden gleichfalls die ersten Schritte zu einer Neuregelung gethan. 1668 wurde in Quebec die erste Knabenschule errichtet. Die Erziehung und der Unterricht der bekehrten Indianermädchen lag in den Händen der Ursulinerinnen. Durch die Gründung einer Handwerkerschule bei Cape Tourmente erwarb sich de Laval hohe Verdienste.

Unter Colberts Verwaltung wurde auch eine feste Norm bezüglich des Erwerbs von Grundbesitz in der Kolonie eingeführt. Der König verlieh an Personen, die meist dem Adel angehörten, Lehen (seigneuries) mit erblichem Nutzungsrechte.[35]) Dafür leistete der Vasall (seigneur) dem Könige den Eid der Treue mit der gleichzeitigen Verpflichtung, das ihm von der Krone gegebene Lehen innerhalb der ersten zwei Jahre zu bebauen und zu besiedeln. Über die auf seinem Lehen ansässigen Kolonisten (censitaires) hatte der Seigneur das Recht der „cens et rentes“ und das der „lods et ventes“. Für die Nutzniefsung des Bodens bezahlte der Kolonist an seinen Herrn jährlich die geringe Pacht von 2–4 Sous für den Morgen Landes. Das Getreide mufste auf der Mühle des Grundherrn gemahlen und

[35]) Als erste derartige Lehnsherrschaft ist anzusehen die im Jahre 1626 vom frz. König an die Jesuiten gemachte Schenkung von Notre Dame des Anges bei Quebec. De Hebert war der zweite Seigneur; er erhielt in der Zeit von 1626–32 zu Lehen die Gebiete von Saint Joseph, Ste. Roche, Sasseville und Sault-au-Matelot im Thale des St. Lawrence River.

diesem als Mahlgebühr der 14. Teil des gewonnenen Mehles überlassen werden. Bei jedem Verkauf fiel dem Seigneur der zwölfte Teil des Erlöses zu. Einmal im Jahre schuldete der Pächter seinem Herrn einen Arbeitstag (journée de corvée), doch konnte er sich von dieser Verpflichtung mit 40 Sous loskaufen. Innerhalb seines Lehens besafs der Seigneur eigene Gerichtsbarkeit. Sie zerfiel in die Haute Justice und Basse Justice, erstere für schwere Verbrechen, letztere für leichtere Vergehen. Berufung gegen die Entscheidung des Lehnsherrn waren beim Conseil Souverain in Quebec zulässig.[36])

Während so der innere Ausbau der Kolonie unter der umsichtigen Leitung des Intendanten und Gouverneurs mehr und mehr vollendet wurde, hatte man sich zugleich mit Eifer auf die Erforschung neuer Gebiete geworfen. Dollier de Casson und de Gallinée waren in der Zeit von 1669—70 am Erie Lake, Detroit River und Huron Lake thätig gewesen, und der Jesuit Albanel war 1672 auf beschwerlichem Wege zur Hudson Bay gelangt.[37]) Noch unter Talon war Louis Jolliet zu einer Erforschung des Mississippi angeregt worden. Erst unter Louis de Buade Frontenac, Conte de Palleau, dem Nachfolger de Courcelles', traten Jolliet und der Jesuit Jacques Marquette von St. Ignace, wo dieser eine Huronenmission gegründet hatte, im Mai 1673 ihre Reise an. Sie fuhren den Fox River hinauf bis zum Winnebago Lake, den der Jesuit Allouez bereits 1669 erreicht hatte, wandten sich von hier zum Wisconsin und erreichten am 17. Juni bei Prairie du Chien den Mississippi,[38]) den sie bis zum Arkansas River befuhren. Hier bewog die drohende Haltung der Indianer sie zur Umkehr. Den Illinois aufwärts fahrend, gelangten sie im September wieder zur Green Bay.

Die Kunde von ihrer Entdeckung veranlafste bald ein neues Unternehmen in dieser Richtung unter Robert Cavelier, Sieur de la Salle. Die Geschichte seiner sich über einen Zeitraum von 14 Jahren erstreckenden Wanderzüge im Gebiete der Grofsen Seen und des Mississippi sichert ihm unter den Pionieren des amerikanischen Westens unstreitig einen der ersten Plätze. Am 2. November 1643 zu

[36]) So entstanden in dem Zeitraume von 1663—1763 nicht weniger als 210 Feudalherrschaften. Im Pariser Frieden, der Canada zu britischem Besitz machte, verpflichtete sich England, das franz. Feudalsystem bestehen zu lassen. Erst 1856 wurde es durch die canadische Regierung endgiltig aufgehoben.

[37]) Albanels Reise, ihre Veranlassung und Bedeutung, wird uns im Verlauf unserer Darstellung später noch beschäftigen.

[38]) Der Strom hat seinen Namen von dem indianischen miche sepe = grofser Flufs. Jolliet nannte ihn Colbert zu Ehren Fleuve de Colbert, eine Bezeichnung, die sich nicht einbürgerte.

Rouen geboren, war de la Salle mit 23 Jahren nach Canada gegangen und seit 1667 am Lake St. Louis bei den Lachine Rapids als Seigneur ansässig. 1669 hatte er an der Expedition Dolliers de Casson teilgenommen, das Gebiet der Seneca erforscht und hier von einem grofsen Flufs im Westen gehört. Nachdem la Salle von Colbert ein Handelsmonopol auf Buffalohäute erhalten hatte, begann er in Begleitung von de Tonty, de la Motte und dem Jesuiten Hennepin im Nov. 1678 seine erste Erforschungsreise. Man wandte sich der Nordwestküste des Ontario Lake entlang zu den Niagara Falls,[39]) fuhr von hier mit dem „Griffon" durch den Erie Lake und Detroit River und erreichte am 12. August den Lac de Ste. Claire.[40]) Den Lake Huron hinaufsegelnd, durchfuhr man die Mackinaw Strait, durchquerte den Lake Michigan im Norden und gelangte zur Green Bay.[41]) Während hier der „Griffon" mit einer grofsen Ladung von Häuten und Pelzen befrachtet und zurückgesandt wurde, ging la Salle in Booten den St. Joseph River hinauf, bog hier nach Westen ab und folgte dem Lauf des Illinois River bis in die Gegend des heutigen Peoria. Hier kehrte er zurück, machte aber im folgenden Jahre auf die Nachricht hin, dafs de Tonty, der an der Green Bay zurückgeblieben war und mit den Illinois Handelsbeziehungen angeknüpft hatte, durch Irokesen arg bedrängt würde, eine neue Reise. Auf seiner 1681—82 unternommenen Expedition gelang es dem kühnen Entdecker, am 9. April 1682 die Mündung des Mississippi zu erreichen. Dieser glänzende Erfolg liefs in la Salle den Gedanken an die Gründung eines neuen, neben Canada bestehenden Kolonialreiches im Stromgebiet des Mississippi reifen. Den Plan unterbreitete La Salle dem Könige, der seine Zustimmung gab und dem Unternehmen vier Schiffe zur Verfügung stellte. Im August 1684 verliefs man La Rochelle, erreichte im Herbste den Golf von Mexiko und begann hier die Erforschung, die eine ununterbrochene Kette schwerster Enttäuschungen und Verluste darstellt und ein überaus beklagenswertes Ende nahm. Eine tückische, aus der Reihe seiner eigenen Leute entsandte Kugel bereitete den Plänen des kühnen Pfadfinders

[39]) Niagara = Wasserdonner, aus dem irokes. jorakahre = lärmen, tosen. Hennepin beschreibt zuerst die Fälle, die Champlain 1612 bereits in seine Karte eingezeichnet hatte.

[40]) Der See wurde der hl. Klara zu Ehren benannt. Die engl. Schreibung Lake St. Clair ist wegen des fehlenden e ungenau.

[41]) La Salle nannte sie „La Grande Baie", Marquette „La Baie des Puans". Die frischgrüne Farbe des Wassers gab der Bucht ihren heutigen Namen.

ein vorschnelles Ende. Nur fünf seiner Begleiter sahen ihr Vaterland wieder.

Die Vorstöfse von La Salle und seiner unmittelbaren Vorgänger hatten schon bald für den Handel der Kolonie die günstigsten Folgen. Die Ottawa vom Lake Superior und die zahlreichen am oberen Mississippi ansässigen Indianerstämme belebten jetzt mit ihren Kanoes die Gewässer des St. Lawrence und eröffneten mit Montreal einen gewinnbringenden Tauschhandel. Anderseits aber machte sich die Konkurrenz der Engländer im Südosten der französischen Ansiedlungen mehr und mehr geltend. Dem Indianer, der bereits während vieler Jahre seine Jagdbeute auf dem Markte zu Montreal feilgeboten, konnte es nicht unbekannt bleiben, dafs der Engländer in Albany das Pelzwerk weit besser bezahlte, als es der Franzose that. Den Waldläufern war diese wichtige Thatsache auch nicht entgangen; in Montreal bezahlte man ihnen das Pfund Biberfell mit 2 Franks, in Albany erzielte er für seine Ware das doppelte. Diese Umstände waren es, welche Frontenac bewogen, zum Schutze des Handels das Fort Cataraqui[42]) am Ontario Lake zu erbauen.

Neue Verwicklungen brachten die sich wieder mehrenden Einfälle der kriegerischen Irokesen unter Frontenacs Nachfolger, Le Fèvre de la Barre.[43]) Sie hatten Privathändler beraubt und ermordet, die mit den Franzosen verbündeten Illinois angegriffen und das zum Schutze der letztern am Illinois River von de la Salle errichtete Fort zu nehmen gesucht. Mit Fleifs reizten die Engländer die Irokesen zu weitern Angriffen, denen der neuernannte Gouverneur de Dénonville endlich ein Ende zu machen beschlofs. Mit einer Streitmacht von nahezu 2000 Mann fiel er 1687 in das Gebiet der Seneca ein und zerstörte eine Reihe ihrer Dörfer, ohne allerdings im geringsten sie von neuen Überfällen abschrecken zu können. Der von den Irokesen im Oktober desselben Jahres noch unternommene Rachezug gegen Montreal Island und das Blutbad von Lachine im Jahre 1689 war ein empfindlicher Schlag für die Kolonie, von dem sie sich nur allmählich wieder erholte.[44])

---

[42]) Von den Franzosen wurde es Fort Frontenac genannt. Es lag östlich vom heutigen Kingston

[43]) De Frontenac war mit Duchesneau, dem Intendanten, in Streitigkeiten geraten, die von seiten Lavals eifrig geschürt wurden. Infolge dessen wurden beide abberufen und de la Barre und de Menlles an ihre Stellen gesetzt.

[44]) Einblick in jene trüben Tage canadischer Geschichte gewährt der von Gédéon de Catalogne verfafste „Recueil de ce qui a passé en Canada au sujet de la guerre tant des Anglois que des Iroquois, depuis l'année 1682.“

Veröffentlicht in den Quebec Documents, Bd. I., pag. 551 ff.

Mit dem Anbruch der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beginnt für die Geschichte Canadas eine Zeit bedeutsamer Wandlungen: neben Frankreich tritt England auf den Plan. In diese Periode fallen die ersten Keime ernsterer Zwietracht und Streitigkeiten, die im Laufe weniger Jahrzehnte die beiden wetteifernden Kolonialmächte in einen Kampf verwickeln, der mit der Niederlage Frankreichs und dem Sturze seiner Herrschaft auf dem nordamerikanischen Kontinente seinen Abschlufs findet.

Seit dem Frieden zu St. Germain, in welchem Canada und Akadien von England als französische Besitzungen anerkannt worden waren, hatten die englischen Kolonien in Nordamerika einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die seit 1614 am Hudson River ansässigen Holländer hatten im Frieden zu Breda (1667) ihre Ansprüche auf Amerika aufgegeben; Neu-Holland wurde britisch, und so war England der Nachbar Frankreichs geworden. Verwicklungen waren unausbleiblich. Aber noch ehe hier ein Zusammenstofs stattfand, hatten französische und englische Interessen sich bereits längst an anderer Stelle gekreuzt — in Akadien. Bis zum Jahre 1649 blieb dieses Gebiet von englischen Angriffen verschont. De Poutrincourt und de Biencourt, sowie die beiden de la Tour, Vater und Sohn, waren hier die ersten Pioniere gewesen. 1632 gelangte Isaac de Razilly als Gouverneur nach Akadien. Mit seinen beiden Begleitern, Nicholas Denys, Sieur de Fronsac, und Charles d'Aulney, sowie dem im Süden bei Cape Sable ansässigen Charles de la Tour begann de Razilly mit wenigen Kolonisten die Besiedlung des Gebietes. Razilly liefs sich bei La Hève, La Tour an der Mündung des St. John River nieder. Denys[45]) gründete am Port Rossignol, dem heutigen Liverpool, eine Fischerei und legte die Kolonie Chedabucto (Guys borough) an.

Nach dem Tode Razillys entstanden zwischen de Charnisey und de la Tour Streitigkeiten, im Verlaufe derer de la Tour, welcher vom Earl of Stirling zur Zeit der englischen Okkupation Canadas zum Baronet von Nova Scotia ernannt worden war, sich nach Boston um Hülfe wandte. Eine englische Flotte unter Sedgwicke vertrieb die Ansiedler vom Penobscot und entrifs ganz Akadien den Franzosen. John Severett wurde englischer Gouverneur und liefs sich in Post Royal nieder. 1656 überliefs Cromwell dem Sir Thomas Temple, William Crowne und de la Tour das Gebiet von Lünenburg abwärts bis zu den Neuenglandstaaten.

[45]) Er besiedelte auch Cape Breton Island und legte hier die ersten Kohlenbergwerke an.

Bis zum Frieden von Breda (1667) blieb England im ungestörten Besitz der Eroberung. Nachdem nach langen Verhandlungen Akadien im März 1669 endgültig wieder an Frankreich abgetreten worden war, begann unter Hubert d'Aubigny de Grand-Fontaine von neuem die Besiedlnng. Am Penobscot wurde Fort Pentegoet angelegt, und unter Talon von Quebec aus die erste Strasse zu dieser neuen Ansiedlung erbaut. Das Gebiet hatte damals 400 Bewohner, von denen 360 allein auf Port Royal entfielen. Unter de Chambly wurde Pentegoet aufgegeben, wenige Zeit später aber vom Baron de Saint Castin von neuem besiedelt. De la Vallière wandte der Fischerei sein ganzes Interesse zu. Unter ihm bildete sich 1676 eine Vereinigung von Kaufleuten aus La Rochelle und Paris zwecks Ausbeute der reichen Fischgründe an der Küste. Daneben wurden auch Wein, Obstbänme und Getreide angepflanzt. Aber infolge des Seeräuberunwesens, das englische Schiffe aus Salem und Boston in den akadischen Gewässern in umfangreicher Weise betrieben, entwickelten sich die französischen Ansiedlungen nur recht langsam. 1684 wurde Perrot Gouverneur. Unter ihm begannen die Jesuiten ihr Bekehrungswerk bei den Abenaki. Die Gegensätze zwischen den Franzosen und Engländern, welche de Vallière und Perrot auszugleichen versucht hatten, wurden unter de Meneval von neuem zugespitzt, und den Engländern der Zutritt zu den Fischereien auf Akadien streng untersagt.[46])

Während dieser Zeit war die Grenzfrage zwischen Akadien und den englischen Kolonien der Gegenstand heftiger Zwistigkeiten geworden. Verwicklungen hatten sich schon im Frieden zu Breda gezeigt, wo Temple nur La Hève und die Besitzungen an Cape Sable den Franzosen hatte herausgeben wollen. Diese Meinungsverschiedenheiten waren es, welche bald beide Rivalen in einen erbitterten Kampf hineinzogen. 1688 zerstörten die Engländer die Besitzungen de Castins bei Pentegoet, wofür dieser die Abenaki zu verheerenden Einfällen in das englische Gebiet veranlafste.

So fand de Frontenac[47]) die Lage vor, als er im September 1689, zum zweitenmale zum Gouverneur ernannt, in Quebec eintraf:

[46]) De la Vallière hatte 1676 mit Genehmigung des Intendanten de Meulles den englischen Schiffen gestattet, gegen eine Abgabe von 5 pistoles in Akadien den Fischfang zn betreiben.

[47]) Nach dem Sturze der Stuarts vom englischen Thron war England in der Wiener Allianz auf die Seite der Feinde Ludwigs XIV. getreten, der nunmehr beschlofs, England in Amerika anzugreifen. Frontenac sollte diesen Plan ausführen. — Siehe dazu die „Instructions à Mons. de Frontenac sur l'entreprise contre les Anglais“ vom 7. Juni 1689. Abgedruckt in den Quebec Documents, I., pag. 455—461.

Canada von den Irokesen überschwemmt, Akadien durch die Vorstöfse der Engländer arg gefährdet. Gegen diese richtete Frontenac zunächst seine Waffen. Der Überfall der englischen Ansiedlungen von Corlaer (Schenectady), Falmouth an der Casco Bay (das heutige Portland) und an den Salmon Falls veranlafste die Einnahme von Port Royal durch den Engländer William Phips im Mai 1690 und sein Erscheinen vor Quebec im Oktober desselben Jahres. Mufste auch Phips nach wenigen Tagen unter schweren Verlusten, die ihm Sturm und Krankheiten zufügten, den St. Lawrence verlassen, so begannen jetzt die Irokesen gegen die zerstreuten französischen Ansiedlungen einen blutigen Vernichtungskrieg, der Canada sechs Jahre lang in Angst und Schrecken hielt und erst durch Frontenacs Rachezug in das Gebiet der Oneida, Onondaga und Seneca und den im Verein mit den Abenaki von d'Iberville in Akadien unternommenen erfolgreichen Angriffen auf die englischen Besitzungen vorläufig sein Ende fand. Der am 23. September 1697 zu Ryswick geschlossene Friede, welcher in Europa den Kämpfen Ludwigs XIV. Einhalt that, gab auch den amerikanischen Kolonien eine kurze Ruhe. Frankreich behielt seine Besitzungen, und England gab seine Ansprüche auf die Hudson Bay auf.[48])

Dennoch barg der Artikel 8 des Friedensvertrags, der eine baldige Regulierung und Festsetzung der französischen und englischen Interessensphäre in Aussicht stellte, den Keim späterer Verwicklungen in sich.

Frontenacs Verdienst ist es, Canada, das er am Rande der Erschöpfung vorfand, durch eine Reihe glücklicher Kriegsoperationen neu gestärkt, die Huronen und Ottawa, die zu den Irokesen überzugehen gedroht hatten, für Frankreich gewonnen und dem schwer geschädigten Handel neuen Impuls gegeben zu haben. Man hat ihn als den Urheber der Kriegsgreuel hingestellt, welche die Kampfesweise der folgenden Jahrzehnte in der Geschichte Canadas kennzeichnen. Doch mit Unrecht! Von Charakter edel und milde, stand Frontenac einer solchen Kriegsführung völlig fern. Sie lag zum Teil begründet in der Härte der Kriegsgesetze damaliger Zeit; zum Teil, und wohl zum gröfsten, war sie verschuldet durch die Irokesen und ihre Bundesgenossen, die Engländer, selbst. Als Frontenac am 28. November 1698 zu Quebec starb, ging mit ihm einer der bedeutendsten Männer der Kolonie zu Grabe. Treffend würdigt Charlevoix

[48]) d'Iberville hatte an den Hudson Bay mit Erfolg gegen die dort ansässigen Engländer operiert. Seine Kämpfe werden an anderer Stelle und im andern Zusammenhange dargestellt werden.

seine Bedeutung mit den Worten: „Après tout, la Nouvelle France lui devoit tout ce qu'elle étoit à sa mort, et l'on s'aperçut bientôt du grand vuide qu'il y laissoit.“ [49])

Frontenacs Nachfolger war de Callières. Es gelang ihm, am 8. September 1700 mit den Irokesen einen Neutralitätsvertrag abzuschliefsen und im September des folgenden Jahres auf einer von über 1200 Indianern besuchten Versammlung zu Montreal einen allgemeinen Frieden zwischen den Irokesen, Abenaki, Algonkin, Huronen, Ottawa, Illinois, Miami und andere Stämmen zustande zu bringen. Für de Callières bedeutete dieser Vertrag einen grossen Erfolg; es war ein glänzender Sieg der französischen Politik über die englische. 1701 wurde von La Mothe Cadillac das Fort Detroit erbaut, und unter de Callières' Leitung Quebec befestigt. Mitten in seiner Thätigkeit starb de Callières am 20. Mai 1703. Charlevoix nennt ihn „le général le plus accompli qu'eut encore en cette colonie, et l'homme dont elle avoit reçu de plus importants services.“

Die Amtszeit des folgenden Gouverneurs de Vaudreuil ist die längste, welche die canadische Geschichte kennt. Sie umspannt die Zeit von 1703 bis 1725, eine Periode reich an Wechselfällen, Kämpfen und Erfolgen.

Der zu Ryswick geschlossene Friede war nur von kurzer Dauer; die zu Beginn des 18. Jahrhunderts schwebende Frage der spanischen Erbfolge führte zu neuen Verwicklungen und bewog am 4. Mai 1702 den Londoner Hof zur Kriegserklärung an Frankreich.

Schon gleich zu Anfang zeigten sich die Wirkungen des von Callières mit den Indianern abgeschlossenen Friedens- und Neutralitätsvertrags: der Versuch der Engländer, die Irokesen zu einem Angriff auf Canada zu bewegen, scheiterte. Die ersten Kämpfe spielten sich auf englischem Boden ab, wo die mit den Franzosen verbündeten Abenaki unter Hertel de Rouville im Februar 1704 Deerfield [50]) zerstörten. Der 1707 von den Engländern auf Port Royal unternommene Angriff wurde zurückgewiesen, drei Jahre später aber von Nicholson von neuem gemacht. Am 16. Oktober 1710 ergab sich Port Royal unter de Subercase, und damit fiel ganz Akadien für immer in englische Hände. Der Untergang eines grofsen Teiles der von Walker und Hill befehligten Flotte bei den Seven Islands im August 1711 und die Niederlage der Foxes bei Fort Detroit im folgenden Jahre waren die letzten Ereignisse des Krieges. der durch den Frieden zu Utrecht am 31. März 1713 b endet

[49]) II. Bd., Cap. XVII., pag. 237.

[50]) Deerfield, an der Nordgrenze von Massachusetts gelegen.

wurde. Frankreich trat an England die Gebiete an der Hudson Bay, Akadien (Nova Scotia) und Neufundland ab. Cape Breton (Ile Royale) und die Inseln im St.-Lawrence-Busen blieben in französischem Besitz. Auch wurde den Franzosen das Recht der Fischerei an den Küsten Neufundlands zugesprochen.

Während dieser Vorgänge hatte Canada auch in seinem inneren Leben eine Reihe von Wandlungen durchgemacht. Die Zahl der Räte des Conseil Souverain, welche ursprünglich auf vier festgesetzt worden war, hatte durch ein königliches Dekret vom 16. Juni 1675 eine Erhöhung um weitere drei erfahren. Im Gegensatz zu früher sollte die Ernennung derselben von jetzt ab durch den König geschehen. 1703 traten zu den 7 Conseillers noch 5 hinzu mit der Bestimmung, dafs einer derselben ein Geistlicher (conseiller clerc) sein müsse, der die Interessen der Kirche zu wahren hatte. Der Name Conseil Souverain wurde in Conseil Supérieur umgeändert.

Der Versuch der französischen Regierung, den Handel der Kolonie durch Gesellschaften, denen sie Monopole verlieh, zur Entwicklung zu bringen, hatte sich längst als verfehlt erwiesen. Nach der Auflösung der „Einhundert“ im Jahre 1664 war der Compagnie Occidentale gegen eine jährliche Abgabe von einer Million Pfund Biberpelze an die Krone das Handelsmonopol verliehen worden. Sie gedieh anfänglich und unterhielt in der ersten Zeit ihres Bestehens über 100 Schiffe. Im Jahre 1674 ging sie bankrott mit Hinterlassung einer Schuld von 3523000 livres. Das Monopol erhielt unter denselben Bedingungen die Oudiette Compagnie, welche nach dem Austritt ihres Leiters Oudiette in zwei neue Handelsgesellschaften sich auflöste, die beide schon bald ihre Zahlungen einstellten. Es folgte die „Compagnie des Fermiers généraux de France“, welche 1700 das Schicksal ihrer Vorgängerinnen teilte. Ebenso erging es den beiden folgenden Gesellschaften, bis 1718 ein gewisser Law, der seit 1713 bereis das Handelsmonopol in Louisiana besafs, ein bis zum 31. Dezember 1742 laufendes Patent für den Pelzhandel in Canada erhielt. Der Ruin dieser Handelsgesellschaften war kein Wunder; er lag begründet in der engherzigen Handelspolitik Ludwigs XIV. und dem scharfen Wettbewerb der englischen Händler in Albany.[51])

[51]) Dafs der Engländer weit bessere Preise bezahlte als die französischen Compagnien wurde bereits erwähnt. Dazu kam, dafs der Absatz der Pelzwerke in Frankreich sehr gering war und die Compagnie infolge des Verbots, Pelzwerke nicht auf ausländischen Märkten abzusetzen, in ihren Warenhäusern ein unbrauchbares, totes Kapital anhäufte.

Pelzhandel war und blieb die Haupterwerbsquelle des Landes. Am meisten geschätzt war das Fell des Bibers, von dem es zwei Arten gab, die der Canadier als castor sec und castor gras unterschied, je nachdem sie noch ungebraucht waren oder nicht. Daneben bildeten der Büffel, der Bär, der Hirsch, der Wolf und Fuchs die beliebteste Jagdbeute des Indianers. Auch Hasen, Kaninchen, Wildschweinen und einer Marderart, die Charlevoix Enfants du diable nennt, eine Bezeichnung, welche der Canadier ihnen wegen ihres unangenehmen Geruches gab, wurde eifrig nachgestellt.

Erst seit dem Utrechter Frieden begann Canada mit einem regelmäfsigen Export seiner Erzeugnisse. Getreide, Holz, Stockfisch und Fischöl gelangten alljährlich in grofsen Ladungen nach Frankreich. In spätern Jahren wurde der Ginseng ein gewinnbringender Ausfuhrartikel.[52]) Er wurde anfänglich zu 40 Sous das Pfund verkauft, 1751 aber durch das Monopol der Compagnie wesentlich verteuert. 1752 führte man für 500 000 livres aus. Schlechter Anbau führten bald ein rasches Sinken des Preises und einen starken Rückgang seiner Ausfuhr herbei, bis er im Laufe kurzer Zeit gänzlich aus der Reihe der Handelsartikel verschwand. Grofses Verdienst um die Hebung der Industrie im Innern des Landes erwarb sich der seit 1712 thätige Intendant Bégon.

Unter ihm entwickelte sich die Fabrikation der Leinen- und Manufakturwaren; Gerbereien und Sägemühlen wurden gegründet, Eisenminen abgebaut und der Pferdezucht ein erhöhtes Interesse zugewandt.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung ging auch die Besiedlung und Zunahme der Bevölkerung. 1713 hatte Canada 18 000 Einwohner; bei Vaudreuils Tode im Jahre 1725 war die Seelenzahl auf über 29 000 angewachsen.

Ein anschauliches Bild von dem Canada der damaligen Tage entrollt uns Charlevoix in seinen Briefen an die Herzogin von Lesdiguières.

Quebec, als Sitz der Regierung und Mittelpunkt der Industrie, hatte sich zu einem blühenden Gemeinwesen entwickelt: in der Unterstadt wickelte sich der Verkehr ab, in der Oberstadt, dem

[52]) Die bei Kingsford sich findende Angabe, dafs diese Pflanze von Ostasien nach Nord-Amerika als Kulturpflanze eingeführt wurde, ist irrig. Es handelt sich um die Wurzeln von Panax quinquefolium, eine Art, die in den Wäldern der Alleghany Mountains weite Verbreitung hat und deren billigere Wurzeln noch jetzt von dort nach China ausgeführt und neben denen der eigentlichen chinesischen Kraftwurzel (Panax Ginseng) gebraucht werden.

Sitze der Beamten, der Geistlichkeit, der Vornehmen und Reichen, herrschte modernes, grofsstädtisches Leben und Treiben. Montreal, in überaus fruchtbarer und schöner Gegend gelegen, hatte annähernd dieselbe Bevölkerungszahl wie die Hauptstadt.

Auch die kleineren Ansiedlungen des Landes, die Seigneurien und die im Thale des St. Lawrence bis nach Detroit hin sich ausbreitenden Missionsplätze trugen das Gepräge der Wohlhabenheit und die Bürgschaft einer glücklichen Zukunft. Der Indianer war mehr und mehr sefshaft geworden; die christliche Lehre, an deren Ausbreitung Jesuiten wie Franziskaner erfolgreich thätig waren, hatte die Rauhheit seiner Lebensweise und die Härte seiner Sitten gemildert. Arge Verwüstung aber hatte der Branntwein angerichtet, ein Übel, dem nicht zu wehren war und gegen das Missionare selbst bei den christlichen Indianern vergeblich ankämpften.[53])

Kirche und Staatsgewalt arbeiteten im Gegensatz zu früher jetzt versöhnlich nebeneinander. Waren auch unter dem neuen Bischof de Saint Vallier kleinere Streitigkeiten nicht ganz verschwunden, so waren doch seine Amtsjahre im Vergleich zu denen seines Vorgängers friedliche und ruhige. Unter ihm wurde Canada in 14 kirchliche Bezirke eingeteilt; an der Spitze eines jeden Bezirks stand ein Pfarrer, dessen Gehalt 500 livres jährlich betrug.[54]) 1717 gewährte der König ein Kapital, dessen Zinsen im Dienste ergrauten Pfarrern als Ruhegehalt zugute kommen sollten.

Ernste Schwierigkeiten hatte die Geldfrage hervorgerufen. Für die französischen Besitzungen in Amerika bestanden seit Februar 1670 eigene Geldsorten. Dadurch hervorgerufene Störungen veranlafsten den König bereits am 18. November 1672 zu der Bestimmung, dafs auch die in Frankreich geltenden Münzen in Canada Kurs hätten mit dem Zusatz, dafs der Geldwert hier um ein Viertel höher sein solle als im Mutterlande. Infolge dieser letzteren Verordnung kam es besonders bei der Bezahlung der Offiziere und Truppen in der Kolonie zu wiederholten Irrtümern und Mifslichkeiten. Hinzu kam, dafs das unregelmäfsige und verspätete Eintreffen neuer

[53]) L'eau-de-vie que les Européens leur ont portée, pour laquelle ils ont une fureur, qui passe tout ce qu'on peut dire, et qu'ils ne boivent que pour s'enyvrer, a achevé de les perdre, et n'a pas peu contribué au dépérissement de toutes ces Nations, qui se trouvent aujourd'hui réduites à moins que la vintième partie de ce qu'elles étoient, il y a cent cinquante ans. Si cela continuë, on les verra disparoître entiérement.

Charlevois an die Herzogin von Lesdiguières, 31. Juli 1721.

[54]) In Frankreich erhielt der Pfarrer nur 150—200 livres.

Geldsendungen von Frankreich aus die gröfsten Störungen hervorrief und die Verwaltung sowohl wie den Händler und Kaufmann vielfach behinderte, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Um diesen Übelständen vorzubeugen, war man unter dem Intendanten de Meulles dazu geschritten, Wechsel einzuführen, die im Falle Geldmangels in Zahlung gegeben werden konnten und die einzulösen die Bank in Frankreich sich verpflichtete. Solange letzteres geschah, behielten die „billets“ ihren Wert. Als aber einige Jahre vor dem Utrechter Frieden Frankreichs Geldmittel erschöpft waren und dasselbe die „billets“ nicht einzulösen im stande war, sanken sie rasch im Werte. Da beschlossen im Jahre 1713 die in arge Zahlungsverlegenheiten geratenen Kaufleute Canadas, dem Könige den Vorschlag zu machen, die in der Kolonie kursierenden „billets“ gegen die Hälfte ihres Wertes einzulösen. Das Anerbieten wurde genehmigt und die „billets“ abgeschafft.[55]) Da sich auch die Hoffnung, dafs durch die Erhöhung des Geldes um ein Viertel seines Wertes dasselbe in der Kolonie bleiben würde, nicht bestätigt hatte, wurde diese Bestimmung ebenfalls aufgehoben.

Wir sind in unserer Darstellung den Ereignissen zum Teil vorausgeeilt. Während das Thal des St. Lawrence und die Gebiete der Grofsen Seen mehr und mehr erschlossen wurden und weiter nach Süden England sich längs der Küste des Atlantischen Ozeans ausbreitete und zu einem gefahrdrohenden Rivalen Frankreichs geworden war, hatten sich auch schon längst im hohen Norden beider Nationen Interessen gekreuzt.

Engländer waren die ersten, welche die Hudson Bay erforschten und besiedelten. 1610 hatte Hudson dieses grosse Binnenmeer entdeckt, 1612 Kapitän Button in Port Nelson überwintert, und 19 Jahre später hatte James dieselben Gegenden besucht. Zachary Gilham erbaute an dem von ihm zu Ehren des Prinzen Rupert benannten Rupert River im Jahre 1667 Fort Charles, und 1669 liefs sich Kapitän Newland am Port Nelson nieder. Was diese Unternehmungen veranlafst hatten, war die Auffindung der Nordwestpassage gewesen. Bald aber hatte man dieses Ziel, dessen Erreichung unmöglich schien, fallen gelassen; ein anderes Projekt reifte und gelangte zur Ausführung. Am 2. Mai 1670 wurde unter Karl II. von England die „Company of adventurers of England trading into Hudson Bay“ gegründet und dieser Gesellschaft in einem Königlichen Freibrief

[55]) Bis zum Jahre 1717 wurden diese „billets“ eingelöst. Es stellte sich heraus, dafs bis 1714 für nicht weniger als zwei Millionen Livres derartige „billets“ in Umlauf waren. Vgl. Kingsford, II. Bd., pag. 500 ff.

das Recht zugestanden, in allen die Hudson Bay umgebenden Ländern ausschliefslich Pelzhandel zu treiben und gewisse Hoheitsrechte auszuüben.[56]) An der Spitze der Gesellschaft stand Prinz Rupert[57]): bedeutende Männer, wie der Herzog von Albemarle, Lord Craven, Lord Arlington und andere unterstützten das Unternehmen.

Um diese Zeit war es, wo auch Frankreich sein Augenmerk auf das Gebiet lenkte. Im August 1671 ging der Jesuit Albanel in Begleitung eines gew. de Saint Simon und mehrerer Indianer von Quebec aus den Saguenay River hinauf zum Lake St. John, überwinterte hier, wandte sich im folgenden Jahre zum Lake Mistassini und erreichte am 5. Juli die Gewässer der Hudson Bay, wo er ein englisches Schiff antraf und zwei leere Wohnungen erblickte.[58]) Im Auftrage der Compagnie du Nord unternahmen des Grossellier und Radisson in den Jahren 1682 und 1684 auf demselben Wege zwei neue Reisen nach Norden. Entscheidendes geschah erst, als 1685 de Denonville von dem Gouverneur von Michillimackinac[59]), de la Durantaye, erfuhr, dafs zwei Franzosen von der Hudson Bay aus über den Abittibi und Ottawa River zum Lake Temiscaming und von dort zum Fort Michillimackinac gelangt seien. Unter der Leitung de Troyes' drang eine Schar von 100 Mann zur Hudson Bay vor und entrifs den Engländern im Jahre 1686 Fort Hayes, Fort Rupert und Fort Albany. Unter dem damaligen von Frank-

[56]) „Der Inhalt dieses Vorrechtsbriefes ist so umfafsend als möglich, und gleichsam als wenn sie die Zudringlichkeit anderer zu ihren Besitzungen befürchteten, die an diesem herrlichen Handel teilnehmen wollten, so sind die heftigsten Strafen mit Verlust des Eigentums auf jeden gelegt, der ihre Küsten besuchen oder dort handeln wollte“. Edw. Umfreville: Über den gegenwärtigen Zustand der Hudsonsbay, der dortigen Etablissements und ihres Handels. Übersetzt von E. Zimmermann, Helmstädt 1791, pag 46.

[57]) Es war der dritte Sohn des Kurfürten Friedrich V. von der Pfalz und der Elisabeth von England, trat später in englische Dienste, wurde Admiral und Gouverneur von Windsor und zeichnete sich in militärischer wie wissenschaftlicher Hinsicht vielfach aus.

[58]) Die Behauptung, dafs ein gew. Jean Bourdon bereits 1658 die Hudson Bay erreicht habe, widerlegen die „Relations des Jésuites“ aus demselben Jahre. — Dablon gelangte 1661 nur bis 50° N. Auch die von de Callières stammende Mitteilung, dafs der Franzose Couture, Sénéchal von Beaupré, im Jahre 1663 bis zur Hudson Bay vorgedrungen sei, ist sehr fragwürdig und durch kein Dokument bestätigt.

[59]) Michillimackinac, heute gekürzt zu Mackinaw = grosse Schildkröte, ind. Name für eine zwischen Michigan und Huron Lake liegende, einer Schildkröte ähnelnde Insel. Das Fort wurde 1679 von La Salle erbaut und war lange der Sitz eines ausgedehnten Pelzhandels. Erst durch die Erbauung von Detroit verlor der Platz seine frühere Bedeutung.

reich abhängigen englischen König Jakob II. wurde kein Protest gegen diese Wegnahme erhoben, und die Franzosen blieben ruhig im Besitze des Gebietes. Erst nach dem Frieden zu Limerick (1691), der den Wirren in Irland ein Ende machte, und der Vernichtung der französischen Flotte bei La Hogue im Mai 1692 wandte England dem Gebiet von neuem sein Interesse zu. Kapitän Grinningham wurde ausgesandt und nahm den Franzosen 1693 die drei Forts. Die Engländer erbauten in demselben Jahre Fort York, wurden aber bereits im Oktober 1694 durch d'Iberville aus allen ihren Besitzungen dort verjagt. Im August 1696 setzten sich die Engländer wieder in den Besitz der vier Plätze. Von neuem erschien d'Iberville, nachdem er Pemaquid und St. John's zerstört und sich in Placentia, dem einzigen französischen Besitz auf Terre Neuve (Neufundland) in damaliger Zeit, mit fünf französischen Schiffen vereinigt hatte, in der Hudson Bay und eroberte im Mai 1697 Fort York. Der Friede zu Ryswick beendete diese Kämpfe und machte mit Ausnahme des Fort Albany, das englisch blieb, alles französisch. So blieb es bis zum Utrechter Frieden, in dem Frankreich seine Ansprüche auf jene Gebiete aufgeben mufste.

Neufundland hatte bis jetzt wenig zu einer Kolonisation gereizt. Seit den frühesten Zeiten war die Insel der Sammelpunkt europäischer Fischer gewesen, dauernde Niederlassungen waren vor der Hand aber nicht gegründet worden. Einen vorübergehenden Versuch hatte 1583 Sir Humphrey Gilbert bei St. John's gemacht. 1610 war die „London and Bristol Company" („Guy's Association") ins Leben gerufen worden und hatte das Gebiet von Cape St. Mary bis Cape Bonavista vom Könige zum Besitz erhalten. John Guy, der an der Spitze des Unternehmens stand, liefs sich an der Conception Bay nieder. Dieser Versuch und eine Reihe anderer gingen fehl, bis im Jahre 1623 Sir George Calvert im Südosten der Insel eine Ansiedlung gründete, die er Avalon nannte. Erst 1682 betraten die Franzosen das Gebiet, nahmen und befestigten Placentia und machten es zum Sitz eines Gouverneurs Ununterbrochene Streitigkeiten zwischen den französischen und englischen Ansiedlern, im Verlaufe derer 1708 St. John's genommen und zerstört wurde, zogen sich hin bis zum Jahre 1713, wo der Utrechter Friede die Insel zu englischem Besitz machte.

Nach dem Abschlusse dieses Friedens wandte England sein Augenmerk zunächst auf das neuerworbene Nova Scotia. Man hatte den französischen Einwohnern die Wahl gelassen, entweder englische Unterthanen zu werden, oder im andern Falle innerhalb einer bestimmten Frist ihren Besitz zu veräufsern und das Gebiet zu verlassen.

Anderseits suchte die französische Regierung ihre in Akadien und Neufundland ansässigen Unterthanen zu der Frankreich verbliebenen Ile Royale (Cape Breton) herüberzuziehen. Doch der französische Kolonist, der sich in Akadien durch seiner Hände Fleifs Grund und Boden erworben hatte, wollte die Mühen und Entbehrungen, denen er sich bei der Gründung seines Anwesens unterzogen hatte, nicht noch einmal durchkosten. Er zog es vor, in Neuschottland zu bleiben, wo seit 1717 Doucette als Vertreter des zum Gouverneur ernannten Richard Philipps die Leitung der Geschäfte übernommen hatte. Vergeblich aber verlangte dieser die Leistung des Treueides, umsonst machte sein Nachfolger Lawrence Armstrong (1725—39) den Londoner Hof auf das Treiben der Abenaki aufmerksam, die von den seit 1720 in Louisbourg auf Ile Royale ansässigen Franzosen mit Waffen unterstützt und zu Angriffen auf die englischen Ansiedlungen gereizt wurden.[60]) Wenn es auch Armstrong gelang, im Jahre 1730 die französischen Ansiedler zur Leistung des Treueides zu bewegen, so dauerten diese versteckten Angriffe unter seinem Nachfolger Mascarene ungeschwächt fort. Zugleich war französischer Einflufs auch im heutigen Maine thätig; hier hatte sich der Jesuit Rasle in Narantsouack (Norridgewock) am Kennebec niedergelassen und agitierte im Verein mit dem Gouverneur von Ile Royale, Sainte Ovide, gegen England. So wurde Norridgewock der Ausgangspunkt zahlreicher von Abenaki gegen die Besitzungen der Engländer ausgeführter Raubzüge und Überfälle, bis die letztern im August 1724 den Platz zerstörten und zwei Jahre später die Abenaki[61]) zu einem Frieden bewogen, den die französische Regierung durch Intriguen zu vereiteln suchte.[62])

[60]) In den Instruktionen an de Vaudreuil, datiert vom 18. Januar 1724 aus Versailles, heifst es: Les François ne doivent pas paraitre entrer dans cette guerre; mais ils doivent sous mains inspirer aux autres nations d'aider l'Abénakis. en leur faisant connaitre que l'idée des Anglois est de se rendre maîtres de tout le continent.

[61]) Die Abenaki betrachteten den Kennebec als Grenze zwischen französischem und englischem Besitz und wurden in dieser Ansicht auch von den Franzosen trotz der Bestimmung des Utrechter Friedens bestärkt. — Siehe dazu: Mémoire sur les limites de l'Acadie envoyé à Monseigneur le duc d'Orleans par le père Charlevoix. Quebec, le 29 octobre 1720. Quebec Documents, III, pag 49—54.)

[62]) In dem Brief des französichen Ministers vom 13. Mai 1726 an den Gouverneur von Canada, de Beauharnois, heisst es: „J'écris au Père Du Parc. Supérieure des Missions, de recommander à ses confrères de fomenter le plus qu'ils pourront la guerre contre l'Anglois. Je vous prie de leur accorder toute la protection dont ils ont besoin, et de ne laisser échapper de votre part aucune occasion pour exciter ces Sauvages à ne point discontinuer leurs courses.“ (Quebec Documents, III, pag 133.)

Unterdes erfreute sich Canada eines ziemlich ungestörten Friedens. Am 10. Oktober 1725 war de Vaudreuil gestorben, und im August des folgenden Jahres der neue Gouverneur Charles de Beauharnois in Quebec eingetroffen. Streitigkeiten zwischen ihm und dem Intendanten Dupuy, welche gleich zu Anfang ausbrachen, führten zur Amtsentsetzung des letztern (1726) und erst fünf Jahre später zur Ernennung Hocquarts als Nachfolger.

In der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten hatte sich auch ein Wechsel vollzogen. Nach der Gründung des Hôpital Général de Quebec[63]) war der Bischof de Saint Vallier am 26. Dezember 1727 gestorben. Duplessis de Mornay war seit 1713 sein Coadjutor „cum futura successione“ gewesen, wegen Kränklichkeit aber 1729 durch Dosquet ersetzt worden. 1734 wurde Dosquet Bischof, ging jedoch schon 1735 krank nach Frankreich und erhielt de Lauberivière zum Nachfolger. Erst 28 Jahre alt, betrat dieser 1740 den Boden Canadas, um bald zu sterben. 1741 wurde de Pontbriand Bischof; er blieb es bis zum Jahre 1760.

Handel und Gewerbe der Kolonie erfuhren während des Friedens vielseitige Förderung und neue Anregung. 1727 hatte sich am obern Mississippi eine Handelskompanie gebildet. Man hatte am Lake Pepin[64]) Fort Beauharnois erbaut und hier mit den Sioux einen lebhaften Tauschhandel eröffnet. Handelsbeziehungen waren selbst zwischen Montreal und Albany angeknüpft worden und wurden eifrig gepflegt. Bei Trois Rivières baute man mit Erfolg Eisenerze ab; Talon hatte 1667 bereits darauf aufmerksam gemacht. 1730 erhielt hier de Francheville eine Konzession auf 20 Jahre, starb aber, ehe er sein Unternehmen beginnen konnte. Sieben Jahre später trat die Compagnie des Forges in Franchevilles Rechte. Doch trotz einer Unterstützung von 100 000 livres von seiten der französischen Regierung erzielte man keinen Erfolg. 1743 wurde die Gesellschaft aufgelöst, und nunmehr liefs der Staat selbst die Minen ausbeuten[65]) Am Lake Nipissing, am Ottawa River und Lake Superior gewann man Kupfer, an der Baie de St. Paul Silber und Blei. Tabak wurde mit Erfolg angebaut, Getreide in grofsen Ladungen alljährlich nach Frankreich ausgeführt. Besonders war es der Intendant Hocquart, der sich in

[63]) Das heute noch bestehende Monastère de Notre Dame des Anges.

[64]) Lake Pepin = Kernsee, so genannt nach seiner Gestalt von 30 km Länge und 5 km Breite, eine seenartige Erweiterung des Mississippi, unterhalb St. Paul. Hennepin entdeckte ihn 1680 und nannte ihn Lac des Pleurs. (Nomina Geographica, pag 708.)

[65]) Dies geschah bis zum Jahre 1883, wo die Gruben ganz erschöpft waren.

dieser Hinsicht grofses Verdienst erwarb. Er legte eine Pflanzensammlung an, sandte Proben von Tabak, Kupfer und Blei nach Frankreich und trug dadurch nicht wenig zur Hebung der Landwirtschaft und zu einer erhöhten Ausbeute der Schätze des Bodens bei.

Die Pflege der Bildung und des Unterrichts lag noch immer in den Händen des Klerus. Eine Presse gab es noch nicht[66]; Bücher wurden aus Frankreich importiert.

Wie die Amtszeit de Beauharnois' für die Entwicklung im Innern der Kolonie zahlreiche Erfolge zu verzeichnen hatte, so war sie in weit gröfserem Mafse noch nach aufsen hin von weittragendster Bedeutung: durch kühne Pfadfinder wurden der Herrschaft Frankreichs neue und unbekannte Gebiete erschlossen. Hier tritt vor allem der Name de la Verendryes glänzend hervor.

Gröfseres Interesse hatte das Gebiet im Westen des Superior Lake erst kurze Zeit nach dem Utrechter Frieden in Frankreich wachgerufen. Durch die Unternehmungen d'Ibervilles in dem von de La Salle begründeten Louisiana und durch die Erbauung von Nouvelle Orléans an der Mündung des Mississippi durch de Bienville im Jahre 1718 war de Vaudreuil zum ersten Male der Frage einer Erforschung des Innern Nordamerikas näher getreten. Schon damals war bekannt, dass Waldläufer seit langer Zeit den Lac des Assiniboines (Lake Winnipeg) besuchten und dafs ein Voyageur namens de Noyon im Jahre 1686 am Lac des Christinaux (Lake of the Woods) überwintert hatte. So hatte man beschlossen, in diesem Gebiet Forts anzulegen; doch der König hatte dem Plan seine Genehmigung versagt. Um diese Zeit war es nun, wo Charlevoix seine Reise nach Amerika unternahm, den Mississippi hinabfuhr und über Florida nach Frankreich zurückkehrte.[67] Hier riet Charlevoix zu einer Erforschung und Besiedlung des Missouri.

Pierre Gaultier de Varennes de la Verendrye war es vorbehalten, diesen Plan auszuführen. Geboren zu Trois Rivières hatte er den gröfsten Teil seiner Jugendzeit in Frankreich zugebracht, war bei Malplaquet schwer verwundet worden und dann wieder nach Canada zurückgekehrt. Hier erhielt er als Commandant an der

[66]) Die Quebec Gazette, deren erste Nummer am 21. Juni 1764 erschien, war das erste Erzeugnis der Buchdruckerkunst in Canada.

[67]) Seine Reise fällt in die Zeit von 1721—23. Er hatte ursprünglich den Plan, den Missouri hinaufzusteigen und bis zum Stillen Ozean vorzudringen; doch eine plötzlich eingetretene Krankheit hinderte ihn an seinem Vorhaben. „It is to be pitied", sagt Kingsford, „that Charlevoix did not ascend the Mississippi. He would have explored the Missouri; and proceeding to the western limit of lake Superior, he would have anticipated the discoveries of de la Verendrye".

Nipigon Bay (Superior Lake) durch handeltreibende Indianer Kunde von einem grofsen See und drei Strömen im Westen. De la Verendrye reichte de Beauharnois eine Denkschrift ein, infolge derer dieser ihm ein Handelsmonopol für die noch zu entdeckenden Gebiete im Westen gewährte. Die Regierung, von welcher er eine pekuniäre Unterstützung erhofft hatte, für seinen Plan zu gewinnen, gelang ihm nicht. So brach de la Verendrye im Juni 1731 mit wenigen Begleitern von Montreal auf, ging über Michillimackinac zur Westecke des Lake Superior und erreichte Mitte Juli des folgenden Jahres den Abflufs des Rainy Lake, wo er Fort St. Pierre erbaute. Er ging von hier den Rainy River hinab und legte an der Stelle, die heute als North-West-Angle (Lake of the Woods) bekannt ist, Fort St. Charles als zweiten Handelsposten an Während er selbst sich wieder nach Montreal zurückwandte, verfolgten seine beiden Söhne den Lauf des Winnipeg River[68]) und errichteten an seiner Mündung das Fort Maurepas. Nach einem zweiten Aufenthalt in Montreal traf de la Verendrye 1738 in Fort Maurepas ein, ging nach Süden den Red River und Assiniboine River hinauf und baute an diesem Flusse zwei neue Posten, da, wo heute Prairie la Postage liegt, Fort Rouge und weiter stromaufwärts, an der Mündnng des Souris River, Fort de la Reine. Während er selbst von hier aus das Gebiet der Mandan Indianer aufsuchte und dort freundliche Aufnahme fand, erforschte sein Sohn den Manitoba Lake[69]) und legte an der Mündung des Mossy River in den Lake Winnipegosis Fort Dauphin, am Ausflusse des Saskatchewan in den Cedar Lake Fort Bourbon an. De la Verendrye sandte im April 1749 seinen Sohn auf eine neue Erforschungsreise nach Westen aus mit dem Auftrage, die Küste des Stillen Ozeans zu erreichen. Dieser besuchte die seinem Vater befreundeten Mandan, entdeckte die Gens des Chevaux, die Beaux Hommes und die Nation de la belle rivière und kehrte von hier nach Canada zurück, ohne das gesteckte Ziel erreicht zu haben.[70])

[68]) Winnipeg. d. h. Schlammwasser, aus ind. cree wi schlammig und nipi Wasser, da der See und die einmündenden Flüsse, namentlich der Saskatchewan. von der Menge suspendierten weissen Lehmes trübe und undurchsichtig sind. (Nomina Geographica. pag 1005.)

[69]) Manitoba, in der Sprache der Odjibwä Mana tuopa = Sitz der indischen Gottheit Manitu. — Winnipegosis, Diminutiv von Winnipeg. Saskatchewan, gekürzt aus Kisiskadjiwan schneller Flufs.

[70]) Wie weit der jüngere de la Verendrye gelangte, steht nicht fest. Er hat uns eine Beschreibung seiner Reise hinterlassen, in der es heifst: »Le 1er janvier 1743 nous nous trouvâmes à la vue des montagnes.“ Man hat in diesen Bergen die Rocky Mountains erblicken wollen, deren Charakter aber mit der Schilderung de la V. gar nicht übereinstimmt (Siehe dazu Kingsford. III., pag. 377.)

Durch diese Wanderzüge erwarb sich de la Verendrye um die Erweiterung des geographischen Wissens und die Ausdehnung der Machtsphäre Frankreichs in Amerika dauernde Verdienste. Noch ehe die Engländer über die Alleghany Mountains sich ausbreiteten, und die Hudson Bay Company ihre Pioniere in die von dem kühnen französischen Pfadfinder entdeckten Gebiete sandte, waren diese längst Quellen des reichsten Gewinnes und Sitze des ergiebigsten Pelzhandels für Frankreich geworden.

Weitere Pläne beschäftigten de la Verendrye, als er, ein Sechzigjähriger, am 6. Dezember 1749 zu Trois Rivières starb.

Die Barren der Danduschka.

Von Willy Rickmer Rickmers, London.

Dieser Aufsatz enthält meine Beobachtungen und Ansichten über eine eigenartige Erosionserscheinung, die ich auf meiner letzten zentralasiatischen Reise untersuchte.

Am Anfange will ich gleich bemerken, dafs ich in der Litteratur trotz eifrigen Suchens, nichts Ähnliches beschrieben finden kann. Aufserdem hat mir die Zeit es nicht erlaubt nach Anfschlüssen zu fahnden, welche die Vorgeschichte und den Ursprung der grofsen Schuttablagerung sicher festgestellt hätten.

Wir können diese, auf einem viel allgemeineren, theoretisch tiefer zerklüfteten Gebiete sich bewegende Frage für unseren besonderen Fall auch ganz gut entbehren.

Beginnen wir zunächst den „Lokalaugenschein“.

In den vorwiegend krystallinischen, deutlich geschichteten Konglomeraten Ost-Bocharas, dort wo sie am härtesten sind und daher auch im üppigsten Formenrausche schwelgen, strömt ein Bergwasser mit dem poetischen Namen Danduschka.

Wie aus der Skizze (Fig. 1) ersichtlich hat derjenige Teil des Danduschkalaufes, auf den es hier ankommt, die Gestalt eines sanft geschwungenen S, in dessen Taille von Osten her der Safet-Daria eintritt und dem Strome von da ab seinen Namen giebt.

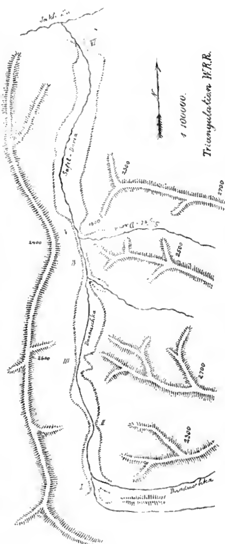
Diese Gewässer werden vom Jakh-Su aufgenommen, der sie durch Vermittlung des Kisil-Su dem Oxus zuführt.

Wie man sieht, sind die von Osten kommenden Zuflüsse auf den nach Norden gehenden namengebend. Der Einfachheit halber lasse ich in den folgenden Zeilen die Bezeichnung *Danduschkathal*

für die ganze Rinne gelten, welche bis zum Jakh-Su eine fast gerade Linie parallel zum Meridiane darstellt.

Die Danduschka selbst sowie der Safet-Daria treten von rechts in dieses Thal ein, welches, schon oberhalb der Nordschwenkung der Danduschka beginnend, für uns d. h. in Bezug auf die zu studierende Erscheinung, ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Sein Anfang liegt da, wo der kleine, namenlose Bach, aus Osten kommend, die Richtung des Thales annimmt.

Abgesehen von der rein syntaktischen Bequemlichkeit entschuldigen auch entwicklungsgeschichtliche Gründe die Annahme eines einzigen, klaren Begriffes für diese, aus den unteren Schenkeln dreier Flusswinkel zusammengesetzte Strecke. Natürlich soll das keine Änderung der eingeborenen Nomenklatur sein, die ja den Wassermengen entspricht.



Figur 1. Schematische Skizze des Danduschka-Thales.

Die Länge des Danduschkathales beträgt ungefähr fünfzehn Kilometer; das Ende liegt in 1600 m, der Anfang in 2100 m; das Gefälle beträgt drei Prozent, die Wassermenge oben zwei und unten etwa vier Kubikmeter in der Sekunde. Die Thalsohle ist eine von den Berghängen begrenzte, platte Kiesfläche.

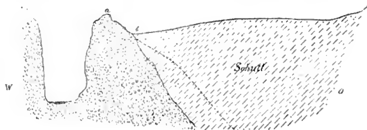
Dem Thale entlang blickend sehen wir zur Linken als Wasserscheide einen in gleicher Richtung laufenden, langgestreckten Gratzug von etwa 2500 m mittlerer Höhe, der nach Westen hin eine mächtige und vielgestaltige Entfaltung besitzt, für uns aber eine ungebrochene Mauer mit kurzen Runsen und Rippen darstellt. Von dieser Seite kommt keine Wasserader, die nicht den Frühling um nur wenige Tage überlebte. Von rechts stofsen die Enden bedeutender Gratzüge rechtwinklig auf das Thal. Es sind die Ausläufer einer Gruppe, die den 4000 m hohen Konglomeratberg Hasrat-Ischan zum Knotenpunkt hat.

Das ganze Danduschkathal liegt in den horizontal gelagerten Schichten der Konglomerate.

Solange der erste Bach noch westlich fliefst, zeigt sein südliches Ufer steiles Einfallen der Schichten und ebenso verhält es sich mit dem Nordufer des Jakh-Su, wo wir tadellos geebnete Tafeln von einem halben Quadratkilometer Oberfläche vor uns aufgerichtet sehen. Die Enden unserer Rinne fallen also in die Grenzlinie des geologisch ungestörten Gebietes der Konglomerate und dürfte ihre Länge auch so ziemlich der gröfsten Ausdehnung dieser Platte entsprechen.

Steht man in der Mitte, so öffnet sich südwärts dem Auge ein phantastischer Felsengraben, dessen Seiten mit weit übereinander aufsteigenden Türmen und gerundeten Bastionen besetzt sind. Bei guter Beleuchtung können wir einige der härteren Schichtbänder, die neben uns als dunkler gefärbte Wulste vortreten, sieben Kilometer weit, als schwarze, jeder Biegung angepafste schwarze Leisten verfolgen.

Thalab ist das Gestein durchgängig weicher und deshalb nicht so klassisch gemeifselt; auch sind schon Übergänge in das Bereich der Störungen und eingeschalteten Formationen zu bemerken.



Figur 2.
a. Freiliegender Felskopf des harten Konglomeratis. b Kleine Einsattelung
Die punktirte Linie deutet die wahrscheinliche Ausdehnung des Gratvorsprunges an

Nach dieser Schilderung des weiteren Schauplatzes komme ich nun auf meinen engeren Gegenstand, die Barren der Danduschka, zu sprechen.

Auf der Kartenskizze (Fig. 1) habe ich durch eine feingestrichelte Linie die Umgrenzung der flachen Thalsohle angedeutet d. h. der ebenen Kiesfläche mit dem gleichmässigen Gefälle von drei zu hundert. Sie zeigt eine Reihe von Einschnürungen, welche mit römischen Ziffern vermerkt sind. Die erste Barre liegt oberhalb des eigentlichen Danduschkaflusses: Nummer drei ist eine Doppelbarre; vier und fünf können als eine sehr lange, genetisch eng zusammenhängende und zweimal seitlich unterbrochene Barre gelten.

Dem in einem der Becken stehenden Beschauer stellt sich eine solche Barre als hoher Damm mit steiler Böschung dar, der von Ufer zu Ufer reicht und den Eindruck wohlgegründeter Festigkeit macht. Hart an der Bergflanke gewährt eine enge Spalte dem Flusse Durchlafs. Im Inneren des Cañons sehen wir beiderseits Wände aus festem Konglomerate; ebenso tritt im Flufsbette, nach Abräumung des Geschiebes, der blanke Fels zutage.

Die Durchschnittshöhe aller Barren ist fünfzehn Meter. I ist etwa acht Meter hoch. Thalab nehmen alle Dimensionen zu. Bei V liegt die oberste Terrasse dreifsig Meter über dem Wasserspiegel. Die niedrigste Stelle des Dammes ist immer der Schluchtrand; als gröfste Höhe habe ich keinen Punkt rechts von der Thalmitte berücksichtigt, da die weitausgreifende Anlagerung der Sperre an die Berghänge keine Grenze zu ziehen erlaubt. Die Breite der Barren, oder was dasselbe ist, die Länge der Schluchten, nimmt ebenfalls thalabwärts zu, wobei natürlich die Abstände der Schluchtwände gleichen Schritt halten.

Durch den etwa zehn Meter langen, ersten Spalt kann sich ein Reiter mit knapper Not durchzwängen. Die vierte und fünfte Klamm bieten dem Flusse durchschnittlich drei Meter Raum auf einer Strecke von fast einem Kilometer.

Mit Ausnahme der ersten Barre, liegt der Durchlafs auf der linken Thalseite und zwar hart am Berge. Am Ein- und Austritte hat der Strom immer nur zur Rechten eine Ebene, links aber unmittelbar steile Hänge. Erst in weiterer Entfernung schlängelt sich manchmal der Flufs durch die Fläche, doch hat die linke Seite ohne Zweifel den Vorzug.

Nachdem man so in grofsen Zügen einen Überblick gewonnen hat, wird sich die Frage nach der Entstehung der Barren vordrängen.

Worauf sind die Thalabschnitte zurückzuführen? Waren da

von Laven gestaute Seen; sind Hebungen oder Senkungen im Spiele gewesen; ist es Eisarbeit? Bei flüchtiger Betrachtung der Felsschluchten und wenn dem ersten Eindrucke keine strenge Prüfung folgt, werden diese Thaldämme infolge unbewufster Schlufsfolgerung als durch und durch massive Steinwälle vor dem geistigen Auge des Beobachters stehen.

Der Anblick des durch hartes Konglomerat gesägten Cañons erzeugt unwillkürlich das Vorurteil einer zur anderen Thalseite fortgesetzten Homogeneität des Materiales, die nur durch eine dünne Schutthülle verborgen ist. An der Bergseite ist dieser Zusammenhang ohne weiteres offenkundig.

Beschäftigt man sich näher mit der Sache, so wird man infolge der ersten falschen Auffassung vor ein Rätsel gestellt. Die ganze Umgebung ist hydrodynamischen Ursprungs (worin ich etwaige Gletscherarbeit einbegreife); alles was wir um uns herum sehen schliefst vulkanische Erscheinungen, ja sogar die geringsten tektonischen Störungen aus. Bekannte Beispiele aus der physikalischen Geographie (Green River, Moränenseen u. a. m.) können schon nach kurzem Bedenken nicht befriedigen.

Das scheinbare Rätsel wäre also ein durch Erosion aus einer harten Masse gehöhltes Becken, welches durch dieselbe Kraft gleichzeitig oder nachträglich mit enger Abflufsöffnung versehen wurde.

Auch der sehr bald aufsteigende Verdacht, dafs die Hauptmasse der Barre eine geologisch jüngere Bildung sei als die Wände der Schlucht bringt nicht gleich Klarheit.

Zwar könnte man auf epochenweise zurückgelassene Moränen eines Danduschkagletschers schliefsen, doch glaube ich, dafs die wahre Deutung einfacher ist.

Danach sind die Barren vor der Zerstörung bewahrte Streifen einst zusammenhängender Massen, die das Thal von der Seite her bis zu einer gewissen Höhe ausfüllten. Die Cañons sind durch Gratenden geschnitten.

In kürze hat man sich daher folgendes vorzustellen.

Ein dem jetzigen so ziemlich entsprechendes Thal (vielleicht etwas tiefer) erhielt von Osten eine sich fast über die ganze Länge erstreckende, gewaltige Zufuhr von Schutt, die das Niveau des Flusses ungefähr in die Höhe der jetzigen Barren hob (wahrscheinlich ein wenig höher, wenn wir die Verminderung aller Mafse durch die inzwischen thätig gewesene Denudation in betracht ziehen). Da dieser Steinstrom natürlich eine nach Westen geneigte Böschung hatte, so wurde der Flufs an die linke Thalseite gedrängt. Im

Verlaufe der Vertiefung seines Bettes durchschnitt der Strom einige der vorspringenden, in das weiche Material eingebetteten Ausbauchungen und Rippen der harten Bergflanke.

Der steinerne Kanal glich einer wirksamen natürlichen Stromreguliernng (Uferschutz), indem er das lockere Geschiebe vor Abspülung schützte.

Oberhalb und unterhalb jedoch stand der Ausräumung des Schuttes nichts im Wege. Die zu Becken gewordenen Zwischenräume näherten sich der ursprünglichen Gestalt des Thales.

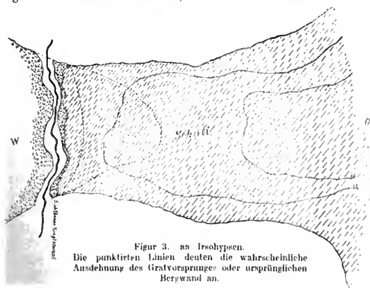
Die Vorsprünge wurden die Ursache zur Erhaltung des ihnen angelagerten Gerölles und damit einen der wichtigsten Ursachen für die heutige Ansicht des Danduschkathales.

Barre und Felsschlucht bilden sozusagen eine geographische Symbiose; sie verdanken sich gegenseitig ihr Dasein und ihre Fortdauer.

Figur 5 zeigt, wie man sich die vertikale und horizontale Verschiebung des Flufslaufes denken mag.

Ich versuche nun meine Annahme zu beweisen.

Dafs der grofse Schub von rechts kam, ergiebt sich unmittelbar aus dem Böschungswinkel und aus der Linksdrängung der Gewässer. Als indirekten Beweis, als innewohnende Wahrscheinlichkeit, kann man sich wohl nichts Schöneres wünschen, als die Morphologie der Gegend. Im Westen eine Mauer, mit anderen Worten eine kleine,



Figur 3. aa Irsohypsen.
Die punktirten Linien deuten die wahrscheinliche Ausdehnung des Gratvorsprunges oder ursprünglichen Bergwand an.

wenig Verwitterungsmaterial zeugende Oberfläche; — gegenüber das gerade Gegenteil, die Abfuhr eines reich gegliederten Bergsystemes. Dies wird auch durch den Umstand ausgedrückt, dafs alle das ganze Jahr fliefsenden Bäche ausschliefslich von rechts kommen.

Dafs das Geschiebe einmal den gröfsten Teil des Danduschkathales ausfüllte, wird durch die Reste von Terrassen bewiesen, die sich hier und da infolge geschützter Lage an den Bergseiten (zumeist der rechten) erhalten haben z. B. zwischen Felsrippen u. dgl.

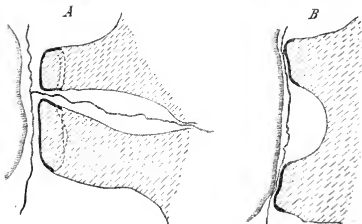
Gegen meine eigene Antithese, — die Danduschkamoränen — liefse sich gleich hier die Frage ins Feld führen, warum denn nur die linke Seite „angenagt" sei, da doch eine in der Richtung der Thalachse wirkende Ursache wahrscheinlich ein besseres Gleichgewicht zwischen den beiden Ufern gehalten hälte.

Der Nachweis, dafs das Konglomerat sich von der Schlucht aus nur auf eine kurze Entfernung in die Masse der Barre erstreckt, wäre am schlagendsten durch eine Nachgrabung zu erbringen. Angesichts der Kostspieligkeit eines solchen Versuches muss ich mich auf den Bohrer der Logik verlassen.

Anstehendes Konglomerat tritt in der Mitte der Barren niemals zutage.

Wie ich in Fig. 3 angedeutet habe, tragen die breiten Barren eine Stufenreihe schön geebneter Terrassen. Auf einer solchen hat die ganze Goldgräberkolonie Safet-Daria Platz gefunden.

Am Schluchtteile ist der Damm am schmalsten, an der Bergseite hat er seine gröfste Breite. Die Umrisse laufen mit sanfter



Figur 4

Kurve in die Thalwände ein. Sie deuten dadurch die Grenzen an über die sich der Schutz gegen Fortspülung des Schuttes ausdehnt, oder — anders gesagt — den „Abschwemmungsschatten“, den die Barre spendet.

Wenn, wie in Fig. 4 B, zwischen zwei Schluchten eine kurze Strecke lag, konnten die Wasser wegen der grossen Nähe nicht genügend „ausholen“ und räumten nur einen kurzen Bogen aus, der als ununterbrochene Schuttwand den inneren Zusammenhang der Zwillingsbarre bekundet. Die „Abschwemmungsschatten“ der beiden Barren decken sich teilweise. Dagegen hatte der Fluſs links Spielraum und lieſs da keine Ansammlung von Geschiebe bestehen.

Etwas Ähnliches sehen wir noch deutlicher in Fig. 4 A. Dort hat sich das kleine Bächlein, welches oberhalb des Safet-Daria mündet, ein Thal in eine Barre gegraben. Die Wasserader verläſst durch eine enge Schlucht die Berghänge und tritt durch einen Spalt in der harten Konglomeratwand mit dem Cañon in Verbindung.

Während seiner ganzen Überquerung des Danduschkathales hat dieses kleine Gewässer zwanzig Meter hohe, sehr steile Uferwände aus Schutt; die letzten Meter seines Laufes liegen in festem Gesteine.

Schon die regelmäſsige Form des kleinen Thales besagt, daſs die Erosion auf ein durchaus gleichmäſsiges und lockeres Material wirkte. Daſs wir am Austritte aus dem östlichen Hange ebenfalls blanken „bed-rock“ sehen, erwähnte ich nur wegen der schönen Schärfe der Grenzen in diesem Beispiele. Auch der Zugang des Safet-Daria in den Hauptcañon ist ein Felsenpass und oberhalb desselben sind beiderseits nur Schutthalden zu sehen.

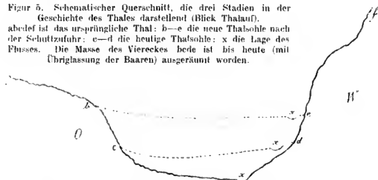
Nach dieser Vogelschau möge auch das Profil einer Barre nähere Würdigung erfahren (Fig. 2). Von dem verborgenen Blocke ist gewöhnlich ein gutes Stück auch in der Seitenansicht freiliegend. Sein Gipfel ist entblöſst und die kleine Scharte unterhalb des Felskopfes erklärt uns, daſs hier, infolge der guten Gleitfläche, welche das Konglomerat bietet, die athmosphärische Wasserspülung einen günstigen Angriffspunkt auf den anliegenden Schutt findet.

Die Form des nackten Felskopfes giebt einen Anhalt wie wir seine Linien unterirdisch fortgesetzt denken können. Von einem eigentlichen Gratvorsprunge kann natürlich nur bei den schmäleren Dämmen die Rede sein. Die langen Cañons haben ganze Bergwände abgeschnitten. Das dadurch illustrierte Prinzip ist jenes, das wir bei Erlangung eines mikroskopischen Flächenschnittes aus Präparaten in Wachseinbettung befolgen. (Fig. 3).

Zur Erläuterung aller Behauptungen kann eine Erscheinung in der Thalsohle zwischen den Sperren I und II dienen. Dort läuft

der Flufs auf einer Strecke von etwa zehn Metern durch eine Konglomeratrinne, deren rechte Wand eine nur wenige Fufs über den flachen Thalboden vorragende, dünne Konglomeratrippe ist. Der Niveauunterschied zwischen der Rinne und der umliegenden Ebene ist so gering, dafs man ihn durch den Augenschein nicht wahrnimmt. Es läuft hier also der Flufs in anscheinend ganz launischer Weise durch einen schmalen, starren Kanal, während abseits das weitgedehnte Geröll mehr Raum und leichtere Gelegenheit geschaffen haben möchte. Bei Hochwasser wird natürlich auch das Überschwemmnngsgebiet in Anspruch genommen.

Zwei gleiche Bildungen finden sich unterhalb der sechsten Barre.



Figur 5. Schematischer Querschnitt, die drei Stadien in der Geschichte des Thales darstellend (Blick Thalauf).
abcdef ist das ursprüngliche Thal: b—e die neue Thalsohle nach der Schuttzufuhr: c—d die heutige Thalsohle: x die Lage des Flusses. Die Masse des Viereckes bcde ist bis heute (mit Übriglassung der Baaren) ausgeräumt worden.

Wahrscheinlich sind es die Anfänge zu Cañons, denn aus vielen Anzeichen läfst sich schliefsen, dafs der ursprüngliche Boden noch ziemlich tief liegt, was durch die Linie c-d in Fig. 5 ausgedrückt ist.

Ich habe bisher vermieden auf eine einzige Ausnahme in der Lage der Schlucht einzugehen. Bei I befindet sich dieselbe nämlich rechts, was durch die Örtlichkeit ganz ungezwungen erklärt wird. In dieser Ecke stöfst eine andere Berggruppe auf den N-S-Grad und gewährt alle Bedingungen einer reichlicheren Abfalllieferung von rechts her.

Zum Schlusse noch eine Mutmafsung über den Ursprung des Geröllschubes. Um das Allgemeinste vorweg zu nehmen, will ich sagen, dafs mir diese Zufuhr den Eindruck einer in Kommen und Gehen verhältnismäfsig plötzlichen Phase macht, d. h. dafs die Erosionsgeschichte des eigentlichen Thales vielleicht zwar auf lange Zeit unterbrochen wurde, dann aber wieder anknüpfte und in ihrem Bestreben zur Wiederherstellung des status quo nur kleine Veränderungen (die Barren) in den Kauf nehmen mufste.

Ganz sicherlich war z. B. der Flufs seit jenem Ereignisse nicht gröfser als er jetzt ist, denn sonst wäre das Erzeugnis seiner Thätigkeit nicht in so scharfen Linien eingegraben.

Am ungezwungensten wäre wohl der Schlufs auf einen eiszeitlichen Hasrat-Ischan-Gletscher, der seine mächtige Stirnmoräne in das Danduschkathal schob. Heute noch hat der 4000 m hohe Hauptgipfel dieser Gruppe einen echten Gletscher. Dieser darf als seltenes Original unter Seinesgleichen gelten, denn er zeugt Moränen aus glatten Rollstücken.

Die Spuren glacialer Corrasion haben natürlich in einem Konglomeratgebirge keine Aussicht auf lange Erhaltung, es sei denn an Orten wo eine sehr bedeutende Decke sie schützt.

Ein Gestein wie das Konglomerat nützt sich immer rauh ab. Nur wo fortwährend Wasser fliefst, sieht man heute glänzend polierte Flächen. Wenn diese aber dem Schliffe entzogen werden, beginnt sehr bald die Zersetzung und Ausbröckelung.

Ein wohl recht vertrauenswürdiger Zeuge liegt an der Vereinigung von Safet-Daria und Danduschka. Es ist ein drei Kubikmeter grofser, gerundeter und mit kräftigen Schrammen bedeckter Block aus krystallinischem Gesteine. Die Schrammen sind kurz und laufen in verschiedenen Richtungen, was auf Grundmoränenursprung schliefsen läfst.

Die Unterlage dieses Blockes ist das blanke Konglomeratufer der Danduschka, über welches hier die Wasser des Nebenflusses herabkommen. Er steht frei auf einer seiner Ecken und in einer flachen schüsselförmigen Aushöhlung, welche die Strudel um seinen Fufs herum ausspülten. Wahrscheinlich kam er in der Moräne herab und ist infolge seiner Schwere zurückgeblieben, nachdem das kleine Geröll im Umkreise allmählich zusammengeschmolzen war.

Dieser Fels war der Zeuge von Vorgängen, welche wir nur erraten; bei ihm vereinigen sich die Ströme von Süd und Ost und so mag er uns als Denkstein für die Kräfte dienen, welche aus diesen beiden Richtungen zur Gestaltung des schönen Danduschkathales aufeinanderwirkten.

Kleinere Mitteilungen.

Vorgänge in der Gesellschaft.

Die diesjährige Generalversammlung, zu der in der üblichen Weise eingeladen worden war, fand am 17. Mai Nachmittags 4 Uhr in dem Bibliothekzimmer der Geographischen Gesellschaft statt. Vor Eintritt in die Tagesordnung wies der Vorsitzer, Herr Hermann Melchers, darauf hin, dafs das verflossene Jahr ein ereignisvolles für die Gesellschaft gewesen sei, und hob besonders hervor, dafs diese durch den Tod des langjährigen hochverdienten Vorsitzers, des Herrn George Albrecht, einen schweren Verlust erlitten habe, und indem er der schuldigen Dankbarkeit warmen Ausdruck gab, forderte er die anwesenden Herren auf, sich zu Ehren des Verstorbenen von ihren Sitzen zu erheben. Nachdem dies geschehen war, fügte der Herr Vorsitzer hinzu, dafs er durch das Vertrauen des bisherigen Vorstandes an die Spitze der Gesellschaft berufen sei und dafs er nach besten Kräften bemüht sein werde, ihre Interessen zu fördern und sie weiter auf der Bahn gedeihlicher Entwicklung zu führen. Darauf wurde die Rechnungsablage vorgenommen; die Rechnungen sind von den Herren Konsul Ed. Michaelis und Finke geprüft und richtig befunden worden, was durch den anwesenden Herrn Finke ausdrücklich bestätigt wurde. Im Laufe des verflossenen Jahres sind 10 Mitglieder teils durch Tod, teils durch Austritt ausgeschieden, dagegen 25 Herren neu eingetreten. Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt zur Zeit 262, von diesen sind 14 Ehren- und 21 korrespondierende Mitglieder. Der Herr Vorsitzer hält es für dringend wünschenswert, dafs die Mitgliederzahl stetig und dauernd wachse, damit die Aufgaben und Ziele der Gesellschaft in entsprechendem Mafse gefördert werden können. Weiterhin bemerkt er, dafs im vorigen Jahre diese seit längerer Zeit wieder eine wissenschaftliche Reise habe veranstalten können, die zur Dankverpflichtung des Vorstandes von Herrn Prof. Dr. A. Oppel mit bestem Gelingen ausgeführt worden sei, wie aus dem erstatteten Bericht und den darüber abgehaltenen Vorträgen hervorgehe. Insgesamt seien im verflossenen Jahre neun Vorträge gehalten worden, die sich eines sehr guten Besuches zu erfreuen hatten und dazu beigetragen haben, das Interesse an der Länder- und Völkerkunde aufrecht zu erhalten. Auch im kommenden Winter soll eine Reihe von Vorträgen veranstaltet werden, zu denen man sowohl auswärtige als hiesige Kräfte zu gewinnen hofft und über die später das Nötige mitgeteilt werden soll. Von dem Staatssekretär des Innern, Sr. Exzellenz dem Grafen Posadowsky, war dem Vorstande ein Schreiben zugegangen, worin er aufgefordert wird, an den Beratungen des für die geplante deutsche Südpolarexpedition eingesetzten wissenschaftlichen Beirates teilzunehmen. Der stellvertretende Vorsitzende, Herr Prof. Dr. A. Oppel, wird daher den Sitzungen dieses Beirates, deren erste am 6. Mai stattgefunden hat, beiwohnen. Nachdem damit die Tagesordnung erschöpft war, ergriff Herr Finke das Wort, um dem Vorstande für seine Mühewaltung zu danken und der Hoffnung und dem Wunsche Ausdruck zu geben, dafs die Geographische Gesellschaft auch unter dem neuen Vorsitzenden sich in erfreulicher Weise weiter entwickeln möge. Darauf wurde die Generalversammlung geschlossen.

Bericht über die Vorträge.

Am 8. März sprach Herr Dr. H. Schurtz über das päpstliche Rom, d. h. über die dem Papsttum noch verbliebenen Besitzungen, die aus der

Peterskirche nebst dem Vatikan, der Laterankirche und dem gleichnamigen Palaste und dem Kastell Gondolfo an dem hohen Rand des Albaner Sees bestehen. Um das letztere haben sich die Päpste seit dem Jahre 1870 nicht mehr gekümmert; es ist unbewohnt. Die beiden Hauptbesitzungen liegen an dem Aufsenrande des heutigen Rom wie auch einige der ältesten Kirchen. Vatikan und Lateran ergänzen einander; der Lateran ist gewissermafsen das Symbol der streitenden, der Vatikan das der triumphierenden Kirche; letzterer ist eigentlich erst seit dem Babylonischen Exil der ständige Sitz der Päpste; wenn deren mehrere zu gleicher Zeit vorhanden waren, dann waren allerdings beide Paläste zugleich bewohnt.

Der Lateran, „aller Kirchen der Erde Haupt und Mutter", stammt zum kleineren Teile aus alter Zeit, der Hauptsache nach aus der Renaissance- und Rokokoperiode. Eigentümlich ist, dafs der Hochaltar nicht im Längsschiff, sondern im Querschiff steht, dem Haupteingang gegenüber. Zu seinen interessantesten Teilen gehören die Capella sanctorum, die alte Kapelle der Päpste und die Taufkapelle. Der heutige Lateranpalast, ein langweiliges Gebäude, seit dem Jahre 1586 von Sixtus V. errichtet, steht an der Stelle des niedergerissenen alten Lateranpalastes. Letzterer war ein wahres Labyrinth von Bauwerken und angefüllt mit allen möglichen Dingen; an ihn knüpfen sich zahlreiche Geschichten, Legenden und Fabeln; es sei hier nur erinnert an das Totengericht über den Papst Formosus und an die Sage von der Päpstin Johanna. Die Möbeln des Laterans wechselten freilich mit jedem Papste. Denn es hatte sich im Laufe der Zeit der Gebrauch ausgebildet, dafs nach dem Tode eines Papstes die Volksmenge in dessen Räume eindrang und alles fortschleppte und raubte, was nicht niet- und nagelfest war. Diese merkwürdige Sitte übertrug sich gelegentlich auf neugewählte Päpste, deren Paläste entweder während oder unmittelbar nach der Wahlhandlung geplündert wurden.

Der Vatikan, der gegenwärtige Sitz des Papstes, befindet sich sozusagen auf der Kleinseite Roms in der Leostadt, die aber mit der auf derselben Seite des Tiber befindlichen Vorstadt Trastevere keinen Zusammenhang hat, da der Hügel, auf dem erstere liegt, steil gegen die scharfe Biegung des Flusses abfällt. Hier befand sich im frühen Mittelalter die alte Peterskirche, von der aber nichts mehr erhalten ist. Hier siedelten sich im Laufe des Mittelalters die Fremden an, u. a. wohnten hier auch die deutschen Kaiser, wenn sie nach Rom kamen, um sich krönen zu lassen, z. B. Karl der Grofse, Otto I. und Otto II. Da sich bei Gelegenheit der Krönungen oft heftige Kämpfe zwischen den Fremden und den Römern entspannen, liefs Leo IV. eine Mauer um die Pilgerkolonie bauen. Die heutige Peterskirche mit dem Vatikan ist das ewig denkwürdige Werk der Renaissance, dessen hervorragendste Künstler wie Bramante, Michel Angelo und Rafael sich in ihr unsterbliche Denkmale gesetzt haben. Der wichtigste Papst dieser Zeit war Julius II., jedenfalls bedeutender und genialer als Leo X., den man sonst häufig als den Hauptrepräsentanten dieser grofsen Zeit hinstellt. Die Peterskirche, an der man 120 Jahre gebaut hat, macht in ihrem Äufseren ohne Zweifel einen mächtigen und erhabenen Eindruck. Dies läfst sich auch von dem Innern sagen, obgleich der Renaissancestil hierin nicht die volle Wirkung der Gotik erreicht. Die Peterskirche selbst enthält wenig Kunstwerke und wenig alte Reste; erwähnenswert in diesen Beziehungen sind die Porphyrplatte, das alte Taufbecken und die Bronzefigur St. Peters, letztere das gröfste Heiligtum der katholischen Kirche (abgeküfste

Fufszehe). Der mit der Peterskirche in Verbindung stehende vatikanische Palast wurde im Jahre 1278 von Nikolaus III. angelegt und seitdem mit zahlreichen Zuthaten versehen. Über die einzelnen Teile des Vatikans, ihre Benutzung und ihre Stellung zur Geschichte des Papsttums machte der Redner eine Reihe sehr anziehender Mitteilungen, auf die wir im einzelnen nicht eingehen können; es sei nur bemerkt, dafs ein grofser Teil des Vatikans Museen enthält, die in ihrer Weise zu den gröfsten und wichtigsten der Erde gehören, in manchen Beziehungen sogar einzig dastehen.

Vom Vatikan führte einst ein geheimer Weg zu der Engelsburg, die, gegenwärtig nicht mehr im Besitz der Päpste, ehemals ihre Festung war. In ihr spiegelt sich die Geschichte der geistlichen Glaubensherren wie der Stadt wider. Jetzt dient sie als Depot für Pionirtruppen.

Nachdem der Redner in der angegebenen historisch-kulturgeschichtlichen Weise die Besitztümer der Päpste beleuchtet hatte, warf er noch einen kurzen Blick auf die gegenwärtige Lage der römischen Kirchenherrschaft, deren Macht und Einflufs selten gröfser und weitreichender war als jetzt. Eine Anzahl schöner Photographien und sonstiger Bilder war ausgestellt, auf die Herr Dr Schurtz während seines Vortrages Bezug nahm.

In der Versammlung vom 22. März wies zunächst Herr Prof. Dr. A. Oppel auf die jüngst erschienene Nordpolarkarte hin, die, von dem bekannten österreichischen Kartographen V. von Haardt bearbeitet, das Seitenstück zu der vor vier Jahren herausgegebenen Südpolarkarte desselben Verfassers bildet.

Darauf teilte der Redner mit, dafs aus dem Nachlasse des verstorbenen Herrn Konsul George Albrecht, des ehemaligen Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft, dieser vier grofse und schöne Aquarelle überwiesen sind, die Polarlandschaften darstellen; drei derselben sind der Nordostküste Grönlands (Franz Josephs-Fjord) entnommen, die vierte aber giebt eine Küstenpartie von der Tschuktschenhalbinsel (Expedition der Gebrüder Krause) wieder.

Darauf nahm Herr Fr. Schellhass das Wort zu einer Beschreibung seiner vorjährigen Sommerreise nach Spitzbergen; er beteiligte sich nämlich an einer der Polarfahrten, wie sie seit mehreren Jahren der Kapitän Bade in Wismar mit günstigem Erfolge unternimmt. Am 30. Juli abends verliefs der kleine norwegische, gemütlich eingerichtete Dampfer „Kong Harald“, der die aus etwa 30 Personen bestehende Reisegesellschaft aufgenommen hatte, Hamburg und fuhr, nachdem er die Nordsee durchquert hatte, längs der norwegischen Küste nach Norden, verschiedene Punkte anlaufend. Am 5. August wurde der Polarkreis überschritten, am 10. August die Bäreninsel gesichtet und am nächsten Tage Spitzbergen erreicht, das mit seinen zahlreichen Gletschern wirklich einen imposanten Anblick darbietet. Diese reichen unmittelbar bis an die See und senden in kurzen Zwischenräumen im Sommer unter gewaltigem Donnern grofse Eismassen in die aufschäumende Flut hinunter. In der Adventbai ist ein kleines Hotel aus Holz erbaut und für einige Personen zum Aufenthalt in den Sommermonaten eingerichtet; die Verpflegung ist derb, aber gut. Die Luft auf Spitzbergen wie überhaupt im Norden ist wundervoll, frisch und stärkend; nur am ewigen Eise weht zuweilen bei 2 bis 3° R. Kälte ein unangenehm schneidender, mit feinen Eisnadeln durchsetzter Luftzug. Die Reisegesellschaft machte unter Bades Führung verschiedene Ausflüge in das Innere, die zahlreichen Schützen darunter fanden aber wenig Gelegenheit, ihre Schiefsfertigkeit an Polartieren zu erproben. Was die Gletscher und Eismassen

Spitzbergens anbetrifft, so zeigen sie sich, nach der Meinung des Vortragenden, weit gefährlicher als diejenigen der Alpen, namentlich deshalb, weil die Abhänge mit losen Massen feuchten Trümmergesteins bedeckt, die Thäler aber sehr nafs und schlüpfrig sind, so dafs man leicht ausgleitet. Schliefslich wurde nördlich von Spitzbergen eine Ruderpartie bei bewegter See zu der Maffinsel gemacht, die nur wenig über den Meeresspiegel emporragt und mit zahlreichen Knochen bedeckt ist. Im Anschlufs an den Reisebericht gab Herr Schellhass noch einige beherzigenswerte Ratschläge, wie man sich bei photographischen Aufnahmen im Polargebiete zu verhalten habe. Während des Vortrags wurden zahlreiche Blätter herumgegeben mit den Photographien, die von dem Reisenden aufgenommen worden und wohlgeeignet sind, eine Anschauung von den durchreisten Gebieten wie vom Schiffe, seinen Einrichtungen und dem darauf sich abspielenden Leben und Treiben zu vermitteln. Aufserdem waren zahlreiche Photographien und zwei Oelbilder ausgestellt.

Da der Reisebericht des Herrn Schellhass die übliche Zeit einer Vortragsstunde nicht ganz ausfüllte, so machte Herr Dr. A. Oppel noch einige nähere Mitteilungen über die geplante deutsche Südpolarexpedition, ihre Aufgaben und Ziele; er wies besonders darauf hin, dafs eine derartige Unternehmung im Interesse der Wissenschaft in hohem Grade notwendig sei.

Geographische Litteratur.

Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wegen, in Pamir Lop-nor, Tibet und China. Von Sven Hedin. Mit zahlreichen Bildern und Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. Preis geh. 20 ℳ.

Unter den Werken, die wir diesmal zu besprechen haben, verdient nach Umfang und Bedeutung des Schweden Sven Hedin Beschreibung seiner dreijährigen Reisen 1893/96 quer durch Asien die erste Stelle. Durch die Kirgisensteppen begab sich der Forscher nach dem vielbesprochenen Pamirplateau, wo neuerdings die Russen einen militärischen Posten angelegt haben, um ihre Ansprüche gegen China, England und Afghanistan anfrecht zu halten. Von Pamirskij Post versuchte Sven Hedin den 7300 m hohen Mustagata, den »Vater der Eisberge« zu ersteigen, ohne freilich dessen Spitze zu erreichen. Von da ging es in die Sandwüsten des chinesischen Turkestan, wo endlose Qualen durch das Labyrinth der vom Winde haushoch aufgetürmten Dünen sowie schreckliche Strapazen der Karawane warteten, deren Teilnehmer bis auf drei, den Forscher und zwei seiner Diener, den Anstrengungen und dem Wassermangel erlagen. Nach Aufstellung einer neuen Karawane drang der unerschrockene Mann nochmals in den »menschenmordenden Sand«, wie die Eingeborenen diesen Teil der Wüste Gobi nennen, ein, und er entdeckte zwei untergegangene, einst volkreiche Städte, seit mehr als 1000 Jahren unter der schützenden Decke des Sandes, der sie verschlang, liegend. In ihnen lebten einst Menschen von hoher Kultur, Bekenner des Buddhismus in einem Lande, dessen jetzt spärliche Einwohner fanatische Anhänger des Islams sind; selbst Spuren, die auf christliche Bewohner in alten Zeit schliefsen lafsen, fanden sich.

Nachdem sich Sven Hedin in der grofsen chinesischen Stadt Kaschgar von den Anstrengungen und Anfregungen der Wüstenreise erholt hatte, brach er nach Osten auf, um den Lop-nor zu untersuchen, den seiner Zeit der be-

rühmte Russe Prshewalski erforscht hatte. Dann wandte er sich mit einer grofsen Karawane nach Süden, um das höchste Bergland der Erde, Tibet, zu durchqueren. Fünfundzwanzig Tage lang mufste er sich durch eine menschenleere Steinwüste durchkämpfen, und erst nach Überwindung von mancherlei Fährlichkeiten nahte er sich den ersten chinesischen Städten, in denen sich prächtige Tempel erhoben, an deren Stadtthoren aber in Käfigen die Köpfe von Rebellen hingen. Vor kurzem erst war ein Aufstand der muhamedanischen Bevölkerung von der chinesischen Regierung mit fürchterlicher Grausamkeit niedergeschlagen worden. Schliefslich gelangte der Reisende mit reicher wissenschafftlicher Ausbeute nach Peking.

Sven Hedins Reise durch Asien ist eine Leistung ersten Ranges; sein Bericht, der nicht für den engeren Kreis der Fachgelehrten berechnet ist, sondern sich an das grofse Publikum wendet, in hohem Grade anziehend und mannigfaltig, ein Spiegelbild der an Gegensätzen so reichen Natur Asiens Wir empfehlen die Lektüre des Werkes auf das wärmste. Die Ausstattung der beiden Bände ist tadellos; die beigegebenen Bilder und Karten sind technisch wohl gelungen.

Süd-Indien. Land und Volk der Tamulen. Von Hans Gehring, Pfarrer. Mit 91 Illustrationen und 1 Karte. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1899. 246 S.

Das südliche Indien hat, wie der Verfasser in dem Vorworte richtig bemerkt, von jeher für Deutschland im Vordergrunde des Interesses gestanden. Die ganze Südwest- und Südostküste ist mit einem Netze deutscher Faktoreien überzogen. Drei grofse deutsche Missionsgesellschaften, die Leipziger, die Baseler und die Hermannsburger, haben hier ihre ausgedehntesten Arbeitsfelder gefunden. Wenn nun auch nun Herr Gehring die Leser speziell in das Gebiet der Leipziger Mission führt, so sind doch seine Schilderungen, denen fast ausschliefslich Originalaufzeichnungen und mündliche Berichte von Verwandten und Freunden des Verfassers, welche Jahre und Jahrzehnte in Südindien gelebt haben, zu Grunde liegen, keineswegs blofs für Missionsfreunde von Interesse, sondern sie vermögen sowohl den Fachmann wie auch den Freund der Länder- und Völkerkunde zu fesseln.

Das Buch, das somit als ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis Indiens zu gelten hat, zerfällt in zwei Hauptteile. Der erste derselben behandelt die Natur, die sozialen und die Kulturverhältnisse des Tamilenlandes, während der zweite einen Rundgang durch das Tamilland enthält. Dieses, so grofs wie ganz Süddeutschland mit Thüringen, beherbergt 15 Millionen Einwohner; es besitzt reiche, vorzüglich angebaute Ebenen, breite Flüsse und stattliche Gebirge, dazu ein wunderbar reich gegliedertes Volksleben. Die Tamulen selbst, ein Zweig der grofsen südindischen Völkerfamilie der Dravida, sind in zahlreiche Kasten zersplittert, und je nach der Verschiedenheit der Kaste wechselt ihre Hautfarbe zwischen einem lichten Strohgelb und dem tiefsten Schwarzbraun. Die rohen, plumpen Gesichter der niedrigsten Volksklassen stechen eigentümlich ab gegen die feinen, zum Teil geradezu edlen Formen der Angehörigen höherer Kasten. Im allgemeinen sind die Leute zierlicher und schwächer gebaut als die Europäer. Im allgemeinen zeichnet sich der Tamule durch eine gute Denkkraft, lebhafte Einbildungskraft, gutmütiges Temperament und ein ganz vorzügliches Gedächtnis aus. Der Sinn für Dankbarkeit geht ihm ab, trotz des schönen Spruches: „Gutes vergessen ist nicht gut; nicht Gutes sofort vergessen, ist gut.“ Indem wir das

Buch der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen, heben wir zugleich die zahlreichen und schönen, nach Photographien hergestellten Bilder hervor, die sowohl die Natur, wie das Volk und seine verschiedenartigen Leistungen in trefflicher Weise veranschaulichen.

Indische Reisebriefe. Von Herrmann Dalton. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1899. 386 S.

Daltons Indische Reisebriefe beschäftigen sich vorzugsweise mit den religiösen Verhältnissen des Landes, insonderheit soweit sie sich auf die evangelische Mission beziehen. Anderseits fehlt es auch nicht an Schilderungen von Land und Leuten, an geschichtlichen, politischen, kunstgeschichtlichen Mitteilungen und Notizen, die immerhin mit Nutzen gelesen werden können, wenn sie auch dem Kenner selten etwas Neues bieten. Dagegen verbreitet sich der Verfasser über die verschiedensten Teile des Landes, wie schon aus den Kapitelüberschriften hervorgeht. Diese lauten: Ceylon, Madras, Kalkutta, Dardschiling, Rantschi, Benares, Agra-Sikandra, Delhi, Dschaipur, Ahmedabad und Bombay. Was die Zahl der evangelischen Christen in Indien anbelangt, so schätzte man sie in den fünfziger Jahren auf 91 000. Die Zählungen der seit 1871 in Indien tagenden, wohl von allen evangelischen Missionen beschickte Missionskonferenz ergaben für 1871 224 000 getaufte Eingeborene; 1881 waren es 417 000, 1891 aber einschliefslich der evangelischen Heidenchristen in Barma und Ceylon 700 000. Bis zur nächsten Konferenz dürfte wohl eine Million erreicht sein.

Die Wahrheit über Sibirien. Von Ladislaus Studnicki. Berlin, Verlag von Joh. Räde (Stuhrsche Buchhandlung) 1899. 162 S. Preis 3 Mk.

Das Riesenland Sibirien ist seit einiger Zeit, mehr als je zuvor, Gegenstand des allgemeinen Interesses geworden; namentlich hat dazu der fortschreitende Bau der gewaltigen transsibirischen Eisenbahn beigetragen, den man in den meisten Kulturländern mit der gröfsten Aufmerksamkeit verfolgt. Die Litteratur über Sibirien in deutscher Sprache ist nicht gerade sehr reich; namentlich fehlt es an solchen Schriften, die auf einem längeren Aufenthalte des Verfassers im Lande selbst beruhen. Den besten Aufschluss gaben daher bisher die aus dem Russischen übersetzten Bücher, unter denen die von Jadrinzew verfafsten noch jetzt in erster Reihe stehen, obwohl sie in manchen Beziehungen veraltet sind. Unter diesen Umständen ist das hier erwähnte kleine Buch willkommen zu heifsen; denn sein Verfafser hat Jahrzehnte lang in Sibirien gelebt, er ist ein geborener Sibirier, hat Land und Leute aus eigener Anschauung kennen gelernt und ist in den grofsen Wirtschaftszentren mehrere Jahre als Rechtsanwalt thätig gewesen. Bei seiner Schilderung des Klimas, des Ackerbaues, der Kulturzustände der Bewohner, des Verbrechertums, der Kolonisation Sibiriens u. s. w. hat er sich von dem Bestreben leiten lassen die herrschenden, vielfach sagenhaften Vorstellungen zu zerstören und der Wirklichkeit gerecht zu werden. Da er sich dabei auch auf die besten russischen Forschungen stützt, so findet nicht nur der Freund der Länder- und Völkerkunde, sondern auch der Kaufmann und der Industrielle in dem Buche eine Reihe nützlicher Mitteilungen und wertvolle Aufschlüsse.

Auf der offiziellen Festfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Reisebriefe von G. Freiherrn von Seherr-Thoss. Breslau, W. G. Korn, 1899. 78 S.

Die Reise unseres Kaiserpaares nach Palästina u. s. w. ist immerhin ein denkwürdiges Ereignis. Wenn auch die Zeitungen seiner Zeit ausführlich

darüber berichtet haben, so ist es für manchen gewifs wünschenswert, diese Berichte im Zusammenhang zu lesen und für eine spätere Zeit aufzubewahren. Diesem Bedürfnis entspricht die vorliegende Broschüre in geeigneter Weise.

Der Kagera-Nil. Ein Beitrag zur Physiographie Deutsch-Ostafrikas von Dr. Rudolf Fitzner. Mit 1 Karte. Berlin, Alfred Schall 1899. 3 Mark.

Den Kagera-Nil, dem die vorstehend genannte sorgfältige Untersuchung gewidmet ist, hatte schon Speke im Jahre 1858 als den weitaus bedeutendsten Zuflufs an der Westseite des Victoria-Sees kennen gelernt. Seine zweite Reise mit Grant im Jahre 1861 führte ihn wiederum an der Kagera; später sahen und erforschten ihn Stanley, Emin Pascha, Fr. Stuhlmann, O. Baumann, Scott Elliot und mehrere deutsche Offiziere. Trotzdem ist keineswegs der ganze Flufslauf vollständig festgestellt; daher ist auch die eigentliche Nilquellenfrage im engern Sinne noch nicht gelöst. Nach Fitzners Betrachtungen ist der Kagera ein schöner, stattlicher Flufs, der die Charakterzüge einer noch jungen Bildung zeigt und die Merkmale eines unfertigen hydrographischen Systems aufweist. Als Träger des Verkehrs dürfte der Flufs wegen der Stromschnellen in seinem Bette und der Barren vor seinen Mündungen wohl kaum von grofser Bedeutung werden, dagegen ist er auf weite Strecken vorzüglich geeignet zur Bewässerung seiner aus prächtigen, dunklem Alluvialboden aufgebauten Ufer. Die dem Werkchen beigegebene Karte im Mafsstabe 1: 600 000 zeigt die Gebiete westlich des Ukerewe in sechs verschiedenen Höhenstufen und bietet somit ein anschauliches Bild der Länder Urundi, Ruanda und Karagwe, die, wie der Verfasser meint, berufen sind, dereinst einen bevorzugten Rang unter den Landschaften Deutsch-Ostafrikas einzunehmen, dank der belebenden und befruchtenden Kraft des Kagera-Nil und seiner Zuflüsse.

K. Schwabe. Mit Schwert und Pflug durch Deutsch-Südwestafrika. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1899.

Es ist ein glücklicher Zufall, dass die heroische Zeit der deutschen Besiedelung Südwestafrikas in dem Verfasser einen Schilderer gefunden hat, der zugleich in That und Wort die guten und tüchtigen Eigenschaften des Deutschtums verkörpert. Das Werk Schwabes wird nicht veralten, solange es Deutsche giebt, die in den ersten, wenn auch oft so ungeschickten und schwachen Versuchen der Kolonisation in dem ältesten unserer Schutzgebiete den Anfang einer neuen Geschichtsperiode ihres Volkes erblicken und gern der Kämpfe jener heldenmütigen kleinen Truppe gedenken, die fern von der Heimat die Ehre des deutschen Namens glänzend bewährt hat. Der Historiker mag in dem Buche nur eine neue, ergänzende Quelle sehen, der Ethnograph von Fach mag es beklagen, dafs gerade er nur wenig Ausbeute findet, aber der Wert der Aufzeichnungen Schwabes liegt auch in einer ganz anderen Richtung. Der Verfasser hat die schöne und seltene Gabe, das Erlebte in fast körperlicher Klarheit dem Auge des Lesers vorzuführen, ihn mitten in die Ereignisse hineinzustellen, dafs er sich von der Luft des Landes umweht oder von der heifsen Sonne geblendet fühlt, und mit den Kämpfern selbst die Ebenen und Schluchten Südafrikas zu durchziehen glaubt. In seinen Kriegsthaten, die er mit der rechten Mischung von Bescheidenheit und Selbstbewufstsein schildert, hat der Verfasser seinen Kameraden nicht nachgestanden, in der Kunst der Darstellung übertrifft er alle, die bisher die Kämpfe mit den Witboois und Damaras zu schildern versucht haben. Wer empfinden will, welch tüchtiger Kern in unserem Volke steckt und wie er zu Tage tritt, wo schwere Aufgaben den Mut und die Ausdauer herausfordern, der mufs das Werk Schwabes zur Hand nehmen!

Im einzelnen enthält das Buch eine Schilderung der Ankunft in Südwestafrika, berichtet dann über die ersten Kämpfe mit Hendrik Withooi und die Erstürmung von Hoornkrans und die darauffolgenden kleineren Ereignisse. Nachdem der Verfasser einige Zeit Stationschef in Swakopmund gewesen war, wurde er wieder zur Schutztruppe entboten und nahm an den entscheidenden Kämpfen mit den Withoois teil. Die späteren Kriegszüge gegen die Herero, Khanas und Ovambandjaru schildert er, da er um diese Zeit Stationschef in Obahandya war, meist nach Berichten der Mitkämpfer. Die Heimreise erfolgte über Kapstadt und Sansibar. Als zweiter Teil ist dem Buche ein kurzer Überblick über die Entwickelung des Handels und der Siedlung und über die gegenwärtigen Verhältnisse der Schutztruppe, ferner eine kleine Abhandlung Doves über Südwestafrika in wirtschaftsgeographischer Hinsicht, und ein Bericht des Stabsarztes Dr. Richter, dessen Gattin übrigens im ersten Teil eine reizende kleine Schilderung ihres Hausfrauenlebens in Windhoek gegeben hat, über die sanitären Verhältnisse des Schutzgebietes beigegeben. Das Buch ist reich mit Abbildungen ausgestattet, die zum grossen Teil vortrefflich sind, und enthält eine Karte des Kriegsschauplatzes. H. S.

Cuba. Von Dr. E. Deckert. Mit 96 Abbildungen nach photogr. Aufnahmen, Kartenskizzen und einer farbigen Karte. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 3 Mark.

Die zweite der unter dem Titel: „Land und Leute“ von A. Scobel herausgegebenen erdkundlichen Monographien beschäftigt sich mit der Insel Cuba, die in der spanischen Kolonialzeit so wechselvolle Schicksale durchgemacht hat, und auch jetzt, nachdem sie ein Freistaat geworden, noch nicht in das Stadium innern Friedens und ungetrübten Wohlbefindens gelangt sein dürfte. Alle hier in Betracht kommenden Verhältnisse in richtiger Weise aufzufafsen und darzustellen, ist keineswegs ganz leicht und erfordert eine Persönlichkeit, die wissenschaftliche Gründlichkeit mit Ortskenntnis und gewandter Feder verbindet; Eigenschaften, die dem Verfasser durchaus zu Gebote stehen. Dieser entwirft zunächst ein übersichtliches Bild der kolonialgeschichtlichen Entwickelung bis Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und schildert dann die cubanische Krisis in ihrem Zusammenhange mit dem cubanischen Volkscharakter und den äufsern Beziehungen der Insel. Die übrigen Kapitel sind der Beschreibung der einzelnen Landesteile sowie der nahe gelegenen Insel Pinos gewidmet. Für unsere Bremer Leser wird der Abschnitt über das Stufenland der Vuelta Abajo das meiste Interesse bieten, wenn auch der Verfasser auf die Tabakkultur nicht näher eingeht. In dieser Beziehung mag bemerkt sein, dafs die cubanische Tabakkammer als wirkliche Vuelta Abajo nur die Gegend zwischen dem Rio Hondo und dem Rio Cuyaquateje gelten läfst und als „Semi-Vuelta“ die von Artemisa aufwärts, während sie den Landstrich unmittelbar südwestlich von Habana als die „Partidos“ bezeichnet.

Die dem Hefte beigegebenen Abbildungen sind meist wohlgelungen; ein besonderes Interesse beansprucht die farbige Karte, da sie die Darstellung der hauptsächlichsten Bodenkulturen enthält.

Rio Grande do Sul von Gustavo Koenigswald. Mit 50 Illustrationen und einer Übersichtskarte. S. Paulo, 1898. Verlag des Verfassers. 115 S.

Seit 12 Jahren in Brasilien ansässig und durch weite Reisen mit den Verhältnissen dieses grofsen Landes vertraut geworden, besuchte Herr Koenigs-

wald auch den Staat Rio Grande do Sul, wo das Deutschtum so starke Wurzel gefafst. Die Frucht dieses Besuches sowie der darauf bezüglichen literarischen Studien ist das mit hübschen Bildern geschmückte Buch, das den Staat Rio Grande do Sul in zwölf Kapiteln in der herkömmlichen Weise behandelt und als ein ausreichendes Orientierungs- und Nachschlagebuch allen denen empfohlen werden kann, die sich näher darüber unterrichten wollen. Die Auswanderung nach Südbrasilien und also auch nach Rio Grande do Sul kann der Verfasser nur denjenigen Personen empfehlen, die über einige Baarmittel verfügen, um sich dort als Landwirt oder Handwerker selbständig niederlassen zu können. Die Arbeitsverhältnisse sind augenblicklich sehr ungünstig und selten gelingt es dem deutschen Arbeiter, die italienische Konkurrenz zu bekämpfen. Namentlich warnt Herr Koenigswald junge Kaufleute vor einer Auswanderung nach Brasilien ohne festes Engagement, da es sehr schwer sei, eine passende Stellung zu erhalten. Die beigegebene Karte im Maísstabe 1: 2 500 000, enthält die Grenzen des Staates, die Verkehrswege, die wichtigen Ortschaften und mit besonderer Hervorhebung die dort bestehenden 24 Kolonien.

Das republikanische Brasilien in Vergangenheit und Gegenwart. Nach den neuesten amtlichen Quellen und auf Grund eigener Anschauung von Oskar Canstatt, früherem kaiserlich-brasilianischen Kolonie-Direktor. Mit 66 Abbildungen, 2 Karten und einem Panorama von Rio de Janeiro. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn, 1899. 8°, 656 Seiten. Preis 12 ℳ.

Der in Brasilien wohlbewanderte und mit seiner Aufgabe völlig vertraute Verfasser giebt in dem vorliegenden Werke ein gutes populäres Handbuch über die Gesamtgeographie Brasiliens, welches namentlich allen denen empfohlen werden kann, die sich rasch über die politischen und kommerziellen Verhältnisse der jungen brasilischen Republik unterrichten wollen. Die drei ersten Abschnitte behandeln zunächst Lage und Grenzen, die Entdeckungsgeschichte und die allgemeine Landeskunde. Ein tieferes wissenschaftliches Eingehen lag hier nicht in der Absicht des Verfassers, zur allgemeinen Orientierung werden aber auch diese Abschnitte genügen. Der Hauptwert des Buches beruht jedenfalls in den nun folgenden Abschnitten, in denen die Nutzung des Landes (Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, Forstwirtschaft, Jagd u. s. w.), Handel und Verkehr (Einfuhr und Ausfuhr, Münzwesen, Zölle, Banken, Landstrafsen, Postwesen u. s. w.), die geistige Entwicklung (Kirche, Schule, Kunst Litteratur, Presse u. s. w.) und die Regierung und Verwaltung (Verfassung, Rechtspflege, Heer und Flotte, Staatsfinanzen) eingehend und übersichtlich und ohne Vorurteil behandelt worden. Der nächste Abschnitt (S. 412—562) enthält eine flott geschriebene Geschichte Brasiliens bis auf die jüngste Zeit. Den Schlufs bildet eine kurze Beschreibung der einzelnen Bundesstaaten, wobei die für uns Deutsche wichtigsten Staaten Südbrasiliens (Santa Catharina und Rio Grande do Sul) gebührend berücksichtigt sind. So gewinnt der Leser ein treues Bild des heutigen Brasiliens mit allen seinen Licht- und Schattenseiten. Ein statistischer Anhang (11 Seiten) vermehrt noch die Fülle wertvoller Angaben über alle Seiten des Staatslebens. Zahlreiche Abbildungen tragen zur Belebung des Inhalts bei, dazu ist die ganze Ausstattung des Buches eine vortreffliche. W. W.

W. Deecke, Italien. Band 3 4 der „Bibliothek der Länderkunde“, herausgegeben von Prof. Dr. A. Kirchhoff und Dr. Rudolf Fitzner. Verlag von Alfred Schall. Preis kartonniert 12 Mk.

Der Verfasser, ein gründlicher Kenner des Landes und seiner Bewohner, hat die ihm gestellte Aufgabe in vollendeter Weise gelöst und in einem stattlichen Bande eine vorzügliche Darstellung des italienischen Landes geboten. Das Werk schliefst sich in der Verteilung des Stoffes den beiden zuvor erschienenen Bänden der Bibliothek — Dr. Fricker, „Antarktis“ und Prof. Keller, „Die ostafrikan. Inseln“ an; nachdem ein Überblick über Grenzen, Umrifs und die umgebenden Meere gegeben ist, wird das Relief und der geologische Aufbau des Landes in engem inneren Zusammenhange abgehandelt und als Grundlage für die Darstellung der Hydrographie verwertet. In gleicher Weise finden Klima, Pflanzenwelt und Tierleben eine eingehende Darlegung. Besonders anziehend ist die treffende Charakteristik, die der Verfafser von den verschiedenen Volksstämmen, welche die italienische Nation der Gegenwart gebildet haben, nach ihren physischen und moralischen Wesenszügen giebt. Mit sachlicher Objektivität wird in den folgenden Kapiteln klargelegt, wie sich Volks- und Staatsleben entwickelt und die heutigen Zustände mit ihren wechselnden Licht- und Schattenseiten gebildet haben. Der Leser gewinnt einen tiefen Einblick in die sozialen Verhältnisse, die auf die eigenartigen Zustände in der Landwirtschaft und der Schwefelproduktion und die vorläufig noch geringe Entwickelung einer heimischen Industrie zurückgeführt werden. Im Gegensatze zu dem langsamen Emporringen zu höherer Kultur, dem auch eine mangelnde Schulbildung hemmend entgegenwirkt, wird auf das Überwuchern des Parlamentarismus, der den jungen Staat empfindlich schädigt, und die hohe Zahl der Verbrechen, vor allem der Mordthaten und Körperverletzungen hingewiesen. Von grofsem Interesse ist weiterhin die Darstellung des Verhältnisses von Papst und Staat, die Kennzeichnung des religiösen Lebens und der Kirche, deren Einflufs trotz der Ablehnung oder Gleichgültigkeit der gebildeten Kreise in stetem Wachstum begriffen ist. Das Schlufsstück des Werkes bildet eine Schilderung der einzelnen italischen Landschaften und der bedeutenderen Städte. Zahlreiche Illustrationen und Karten unterstützen den Text. Wir können daher das schöne Werk, das vom Verlage auch in seiner äufseren Gestalt, Papier und Druck mit gediegener Vornehmheit ausgestattet worden ist, unseren Lesern empfehlen.

Die Republik San Marino. Eine Studie von Carl Amigo. Augsburg. Math. Riegersche Buchhandlung. 1899. 158 S.

Die Republik San Marino im nördlichen Italien geniefst den Vorzug, nächst Monaco das kleinste Staatswesen Europas zu sein; sie umfafst nur 62 qkm mit 9500 Einwohnern. Ohne eine andere schützende Decke als die ihrer Kleinheit, ihrer Armut und ihrer einsamen Lage auf hoher unzugänglicher Bergesklippe hat sie seit dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung anderthalb Jahrtausende hindurch bis zum heutigen Tage sich behauptet und darf somit die Ehre beanspruchen, der älteste Staat Europas zu sein. Dieser Liliputaner unter seinesgleichen hat auch seine eigene Armee, der die waffenfähigen Männer zwischen dem 18 und 60. Lebensjahre angehören; sie zählt neun Kompagnien und wird befehligt von dem „commandante generale“. Die Soldaten dieser ehrfurchtgebietenden Macht, die leider auf dem Friedenskongresse im Haag nicht vertreten ist, erhalten ihre Ausrüstung vom Staate geliefert, aber keine Löhnung; für die Verpflegung hat vielmehr jeder einzelne Mann aus seinen eigenen Mitteln aufzukommen. Auch einen Ritterorden für Zivil- und Militärverdienste hat San Marino aufzuweisen und dieser „Ordine equestre per

merito civile e militare" teilt sich in fünf Klassen: Grofskreuz, Grofsoffizier, Kommandeur, Offizier und Ritter. Die drei ersten Klassen sind als Belohnung für hervorragende, der Republik geleistete Dienste bestimmt. Die beiden letzten Klassen werden an solche Personen verliehen, welche sich aufserordentliche Verdienste um die Menschheit im allgemeinen, oder aber um Kunst und Wissenschaft erworben haben.

Das verhältnismäfsig Interessanteste an dieser Republik ist jedenfalls ihre Geschichte und ihr hat der Verfasser das längste Kapitel gewidmet; die übrigen Abschnitte befassen sich mit Ortsbeschreibung, den „berühmten Männern" und den öffentlichen Einrichtungen.

Das Fürstentum Lippe. Das Land und seine Bewohner. Von H. Schwanold. Mit Karten und Abbildungen. Detmold, Hinrichssche Hofbuchhandlung. 1899. 215 S.

Schwanolds Buch ist eine mit grofsem Fleifse und warmer Liebe zur Sache geschriebene Landeskunde, die über die verschiedensten Verhältnisse Auskunft giebt und vielfach stark ins Einzelne geht. Überall ist auf die geschichtliche Entwickelung der Dinge Bedacht genommen; die trockene Darstellung vielfach durch eingestreute Gedichte und einzelne Verse gemildert. So kann das Buch allen denen empfohlen werden, welche sich für das schöne Ländchen interessieren oder irgend etwas darüber erfahren oder nachsehen wollen.

Die Veränderungen der Volksdichte im nördlichen Baden 1852—1895. Von Dr. Carl Uhlig. Mit 3 Karten. 122 Seiten. Preis 10 Mk. Viertes Heft des XI. Bandes der Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Stuttgart. J. Engelhorn.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und unter Heranziehung eines ausführlichen statistischen Materials. Er kommt zu dem Schlufsergebnis, dafs die Veränderungen der Volksdichte im nördlichen Baden vornehmlich durch den hohen Aufschwung, den Industrie, Grofsgewerbe und Verkehr in den letzten Jahrzehnten genommen haben, herbeigeführt worden sind. Dieser mächtige Faktor ist fast überall im Spiele, wo die Bevölkerung gewachsen ist. Nur die Intensität seiner Wirksamkeit wechselt. Sie ist überall im Westen weit gröfser als im Osten, und auch speziell in der Rheinebene kräftiger als im östlich angrenzenden Übergangsgebiet. Die der Abhandlung beigegebenen Karten bringen einerseits die Dichtverhältnisse in den Jahren 1852 und 1895, anderseits die in diesem Zeitraume erfolgten Veränderungen zu deutlichem Ausdruck.

Le Vivarais. Essai de Géographie Régionale par Louis Bourdin. Avec 20 gravures et 2 Graphiques dans le texte. Paris. Felix Alcan. 262 S.

Die obige Schrift enthält eine Monographie der französischen Landschaft Le Vivarais, deren physische und wirtschaftliche Geographie in eingehender und sorgfältiger Weise behandelt wird. Das Vivarais ist ein Land der Gegensätze; es enthält Gebirge und Ebenen, granitischen und Kalkboden; es wird von der breiten, majestätischen Rhone durchflossen und von reifsenden Wildbächen verwüstet; an manchen Stellen trägt es Ölbäume und Edelkastanien. Aber es bietet nichts Grossartiges und Hervorragendes. In wirtschaftlicher Beziehung sieht es keiner grossen Zukunft entgegen, denn der Mensch kann weder die steilen Berge verändern, noch das teilweise rauhe Klima verbessern „Néanmoins", so schliefst der Verfasser seine Darlegungen, „le Vivarais peut être pris pour type de la moyenne des départements français."

———

Dr. Hans Zahler, Die Krankheit im Volksglauben des Simmenthals. Bern 1898.

Ein wertvoller Beitrag zur Volks- und Völkerkunde, der auf unmittelbarer Forschung im Volke und der Benutzung handschriftlicher Quellen beruht. Besonders interessant sind die Angaben über die Entstehung von Krankheiten und über das Alpdrücken, das hier als „Doggeli“ erscheint. Was über Abwehr und Verhütung von Krankheiten und über die Methode zu deren Heilung gesagt wird, bringt naturgemäfs nicht viel Neues, ergänzt aber in willkommener Weise die Berichte aus anderen Gebieten. Der Verfasser hat sicher recht, wenn er die Suggestion als Hauptheilmittel betrachtet, das in den verschiedensten Formen angewendet wird. H. S.

Hann, Hochstetter, Pokorny, Allgemeine Erdkunde. 5. Aufl. III. Abt. Pflanzen- und Tierverbreitung von Alfred Kirchhoff. Mit 157 Abb. und 3 Karten. Wien. F. Tempsky 1899. 10 Mk.

A. Kirchhoffs Arbeit zerfällt in drei Abschnitte. Der erste derselben behandelt die allgemeinen Beziehungen zwischen der Erde und den Organismen; die Unterteile dieses wichtigen und lesenswerten Abschnittes befassen sich mit der Vermehrungs- und Wanderungsfähigkeit, mit den natürlichen Existenzbedingungen und der Veränderlichkeit der organischen Wesen, ferner mit der Abstammungslehre und den Grundzügen der Tier- und Pflanzenverbreitung. Der zweite Abschnitt beschreibt die Florareiche, der dritte endlich die Faunareiche. Im Vergleich mit der vorhergehenden Auflage der „Allgemeinen Erdkunde“ ist somit die Völkerkunde in Wegfall gekommen. Der dadurch gewonnene Raum konnte dazu dienen, die von Pokorny blofs katalogartige gegebene Übersicht über die Floren- und Faunenreiche zu einer Charakterisierung derselben zu erweiten. Dabei giebt sich mannigfache Gelegenheit auf länderkundliche Verhältnisse hinzuweisen. Zur Veranschaulichung des Textes dienen zahlreiche, meist sehr gute Bilder, zum grofsen Teile von H. Morin in München gezeichnet. Von einem Gelehrten wie A. Kirchhoff konnte man nichts anderes als eine inhaltlich gute, gewandt geschriebene Arbeit erwarten, und diese Erwartung hat sich durchaus erfüllt. Die Frage aber, in wie weit bei einem so weitschichtigen Stoffe die Einzelheiten angeführt werden sollen, ist allerdings ziemlich schwer zu lösen. Nach der Lektüre der Abschnitte über solche Gegenden zu urteilen, die der Referent aus eigener Anschauung kennt, scheint Prof Kirchhoff in der Aufführung von Einzelheiten etwas zu zurückhaltend gewesen zu sein. Bei der Schilderung des Südwestens von Nordamerika z. B. hätte der Mesquitestrauch erwähnt werden müssen, denn dieser bedeckt fast ebenso viel Land als der bekannte Sagebrush. Als ein fühlbarer Mangel mufs endlich das Fehlen eines ausreichenden Sachregisters bezeichnet werden, denn das vorhandene enthält kaum mehr als die Überschriften der einzelnen Kapitel.

Jahrbuch der Astronomie und Geophysik. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Hermann J. Klein. IX. Jahrgg. 1898. Mit 6 Tafeln. E. H. Mayer, Leipzig 1899. 384 S. Das Kleinsche Jahrbuch hat sich die Aufgabe gestellt, über die wichtigsten Fortschritte der Astrophysik, Meteorologie und physikalischen Erdkunde zu berichten, eine Aufgabe, der es in anerkennenswerter Weise gerecht wird. Es bietet eine Fülle von Einzelheiten in bald kürzerer bald ausführlicherer Darstellung. Für den Fachmann ist Kleins Jahrbuch ein unentbehrliches Requisit.

Friedrich Ratzel. Anthropogeographie. Erster Teil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Zweite Auflage. Stuttgart. J. Engelhorn. 604 S.

Das nun in zweiter Auflage vorliegende Werk, eines der standard works der modernen Geographie, hat das Verdienst, den Begriff Anthropogeographie eingeführt und zur Geltung gebracht zu haben, zwar nicht ohne Widerspruch, aber doch in siegreicher Weise. „Während man sich“, so sagt der hochverdiente Verfasser, „in Deutschland, dem Lande Carl Ritters, stritt, ob die Anthropogeographie noch zur Geographie zu rechnen sei, ist die Anthropogeographie in Frankreich, England, Italien und Nordamerika von den Geographen, Ethnographen und Soziologen bereitwillig aufgenommen und weitergebildet worden. Eine ungarische Übersetzung ist mit Unterstützung der Pester Akademie veröffentlicht worden.“ Der neue Zweig der Wissenschaft hat eine ziemlich umfangreiche Litteratur gezeitigt, die im Anhange des vorliegenden Bandes zusammengestellt ist. Diese, wie die siebzehn Jahre, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen sind, haben auf die Gestaltung der zweiten naturgemäfs einen grofsen Einflufs gehabt und dem Verfasser Veranlassung zu einer gründlichen Umarbeitung gegeben. Manches wurde ausgeschieden, manches weiter und breiter ausgeführt. Ausgeschieden sind z. B. die Betrachtungen über die Stellung der Geographie im Kreise der Wissenschaften, der Abschnitt „Natur und Geist“ und im einzelnen vieles Politisch-Geographische, das der Verfasser neben anderm in seinem System der politischen Geographie verwendet hat. Breiter ausgeführt z. B. ist der Abschnitt über die Völkerbewegungen, mit dem der Verfasser die Nebenabsicht verbindet, die Angliederung der Anthropogeographie an eine allgemeine Biogeographie offen zu halten, die uns die Zukunft freilich noch bringen mufs.

Der gesamte Stoff ist in sieben Abschnitten zusammengefafst. Der erste derselben, „Aufgaben und Methoden der Anthropogeographie“ betitelt, behandelt u. a. die Entwickelung der Ansichten über den Einflufs der Naturbedingungen auf die Menschheit, den Menschen und die Umwelt, die Völker und ihren Boden und das menschliche Element in der Geographie. In dem zweiten Abschnitt wird die Beweglichkeit der Völker, die Art und Stärke der Völkerbewegungen sowie deren Ursprung, Richtungen, Wege und Veränderlichkeit besprochen. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit Lage und Raum, der vierte mit der Lehre von den Grenzen der Völker. Der fünfte Abschnitt führt die Erdoberfläche, der sechste die Lebewelt (Pflanzen und Tiere), der siebente endlich das Klima vor. Jedem Abschnitte sind Anmerkungen vorzugsweise bibliographischen Inhaltes beigegeben. Ein ausführliches Register schliesst das Ganze.

Nach dieser kurzen Charakterisierung geben wir der Hoffnung Ausdruck, dass das bedeutende Werk auch in seiner neuen Gestalt fortfahren möge, die Entwickelung der Anthropogeographie zu führen.

L. Frobenius, Die Masken und Geheimbünde Afrikas.

Der Verfasser hat in letzter Zeit eine grofse Menge von Arbeiten herausgegeben, die samtlich mehrere charakteristische Züge gemein haben: sie beruhen auf äufserst fleifsigen und umfassendem Studien, geben Zeugnis von einer bedeutenden Begabung, leiden aber unter einer bedenklichen Unreife. Auch das vorliegende Werk weist diese Vorzüge und Fehler auf. Der erste Teil, durch eine Menge von Abbildungen und farbigen Tafeln unterstützt, giebt ein Bild der afrikanischen Geheimbünde und des damit zusammenhängenden Maskenwesens, wie es in

dieser Art bis jetzt nicht vorhanden gewesen ist; auch wer in der Afrikalitteratur leidlich Bescheid weiss, wird über die Masse des Stoffes und die eigenartigen Entwickelungsformen erstaunt sein, und er wird auch anerkennen müssen, dass hier eine feste Grundlage für weitere Forschung gelegt ist. Leider ist die Benutzung durch den Verfasser selbst erschwert, der die wenig empfehlenswerte Methode befolgt, nur am Eingang der Kapitel kurz die benutzte Litteratur anzuzeigen, statt für jede einzelne wichtigere Thatsache die Quelle zu nennen. Der zweite Teil, der eine Erklärung der Thatsachen bieten soll, befriedigt wenig; schon der saloppe Stil zeigt, dass er flüchtig zusammengeschrieben ist, der ganze Aufbau der Beweisführung ist unklar, manchmal ist es fast unmöglich, den Schlüssen zu folgen. Als Kern der Ausführungen ist der im ganzen gelungene Beweis zu betrachten, dass die Geheimbünde auf den Geisterglauben („Manismus") zurückgehen und eng mit den Beschneidungsbräuchen zusammenhängen. Das letzte Wort in der Sache ist damit allerdings noch nicht gesprochen, namentlich, da die rein sozialen Seiten der Erscheinung, die vielleicht die wichtigsten sind, nur wenig vom Verfasser berücksichtigt werden. H. S.

Dr. Alfred Zimmermann, Die Europäischen Kolonien. Dritter Band. Die Kolonialpolitik Grofsbritanniens. Zweiter Teil. Preis geheftet 9 Mk. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1899.

Der dritte Band des Zimmermannschen Werkes, einer für die Kolonialpolitik der Gegenwart und für die weitesten Leserkreise wichtigen Arbeit, behandelt die Entwickelung der Kolonialpolitik Grofsbritanniens vom Abfall der Vereinigten Staaten bis zur Gegenwart und giebt eine Schilderung der unvergleichlichen Leistungen Grofsbritanniens auf kolonialem Gebiete. Da Grofsbritannien seine Kolonien je nach den örtlichen Verhältnissen in neuerer Zeit sehr verschieden behandelt, so gelangt die Entwickelung der kolonialen Niederlassungen in jedem Erdteil in diesem Bande besonders zur Darstellung, während die grofsen Züge der kolonialen Gesammtpolitik in einem besonderen Abschnitt dargelegt sind. Dieser soeben erschienene wie auch der vorangegangene Band des Werkes, welcher die Kolonialpolitik Grofsbritanniens von ihren Anfängen bis zum Abfall der Vereinigten Staaten behandelte, zeigen deutlich, unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen eine Kolonie am besten zur Blüte gelangt, und von welchem Geist ein Volk beseelt sein mufs, das wirklich lebensfähige überseeische Tochterstaaten heranziehen will. Das Werk ist in erster Linie mit steter Rücksicht auf Deutschlands überseeische Bestrebungen und Bedürfnisse abgefafst. Es soll zeigen, wie ein grofses, kräftiges und tüchtiges Volk es angefangen hat, um ungeachtet aller Angriffe und Feindseligkeiten von bescheidensten Anfängen sich zum Beherrscher der halben Welt aufzuschwingen, welche Fehler es begangen hat, welchen Umständen es seine Erfolge verdankt. Der Verfasser hat seine Darstellung so gewählt, dafs das Werk als ein treffliches Lehr- und Lesebuch zugleich zu bezeichnen ist. Hierin beruht der hohe praktische Wert, den das Zimmermannsche Werk für jeden Kolonialfreund besitzt.

Gummi, Guttapercha und Balata. Von Franz Clouth. Mit 45 Abbildungen, Karten und graphischen Darstellungen. Leipzig. B. F. Voigt, 1899. 232 S. Mk. 7.50.

Herr Franz Clouth, Inhaber der gleichnamigen Rheinischen Gummiwaarenfabrik in Cöln-Nippes, hat sich durch die Ausarbeitung dieses inhaltsreichen Buches den Dank aller derer erworben, die irgendwie sich mit volkswirtschaftlichen Fragen beschäftigen. Der gröfsere Teil der Abhandlung ist dem Gummi

gewidmet, das nach den verschiedensten Richtnngen behandelt wird. Wir finden da ausführliche und zuverlässige Mitteilnngen über die Geschichte, Naturgeschichte und Gewinnnng des Gnmmi sowie über den Handel damit. Darauf werden die chemischen und physikalischen Eigenschaften des Rohgnmmis auseinnndergesetzt, ferner die Fabrikation von Weichgummi- (Kantschnk) Waren, die Vulkanisation, die chemischen und physikalischen Eigenschaften des vulkanisierten Weichgummi und das Hartgnmmi beschrieben. In ähnlicher Weise wird die Gutta-percha und die Balata dargestellt, nur dafs sich der Verfasser bei dem letzteren Gegenstand entsprechend seiner geringeren Bedentnng kürzer fafst. Bei der grofsen und immer noch steigenden Verwendung, die die genannten Stoffe in der modernen Technik finden und bei ihrer Unentbehrlichkeit für gewisse Zwecke verdient das Bnch ohne Zweifel eine weite Verbreitnng. Wir wollen hier mitteilen, dafs die erste nachweisbare Erwähnung des von uns als Kantschnk bezeichneten Produktes sich bei Gonzalo Fernandes d'Oviedo y Valdes in seiner Allgemeinen Geschichte Indiens (Madrid 1536) findet. An dieser Stelle wird das Batosspiel der Indier beschrieben, das „dem Ballspiel ähnlich ist, obgleich es anders gespielt wird und der Ball aus einer andern Masse hergestellt wird als der, dessen sich Christen bedienen.“ Nach ihm beschreiht der Jesuit Charlevoix den „Batos“ als eine Art Ball aus einer festen, aber aufserordentlich porösen und leichten Masse: „Er springt höher als unsere Bälle, fällt auf den Boden und springt viel höher wieder anf, als die Hand ihn nach unten warf; er fällt wieder von neuem, obgleich dieses Mal weniger hoch, und so nimmt die Höhe der Sprünge allmählich ab.“ Das Verdienst, das neue Prodnkt, dessen Bezeichnung als Gummi sich zuerst bei dem spanischen Geschichtsschreiber Antonio de Herrera Tordesillas findet, nach seinem Ursprung hekannt gemacht zn haben, gebührt den Franzosen la Condanine und Fresneau; der Ruhm den Kautschuk so bearbeitet zu haben, dafs er weder bei niedriger Temperatur bricht noch bei höherer Temperatnr klebt, kommt dem Amerikaner Goodyear zu, der i. J. 1839 die sog. Vulkanisierungsfrage endgiltig löste.

Die Ramiefaser und die wirtschaftliche Bedeutnng der Ramickultur für die deutschen Kolonien von A. Schulte im Hofe. Berlin, Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke) 1898. 50 S.

Ramie ist die Faser zweier Boehmeria-Arten, die in den tropischen und suptropischen Gegenden gedeihen; sie übertrifft alle andern pflanzlichen Faserstoffe durch ihren seidenartigen Glanz, durch ihre Feinheit, Stärke und Dauerhaftigkeit und findet in der Plüsch-, Phantasie- und Wirkwaren-Industrie Verwendung. Lange Zeit wollte es nicht gelingen, die Faser in genügender Weise zu separieren, eine Schwierigkeit, die man jetzt mehr und mehr zu überwinden gelernt hat. Der Verfasser, der sich seit einigen Jahren mit der Kultur und Separirung der Ramiefaser befafst, hat nun in der vorliegenden Broschüre den Stoff nach den verschiedensten Gesichtspunkten als Geschichte, Naturgeschichte, Anbau, Behandlung der Faser, Eigenschaften derselben u. s. w. beleuchtet und damit allen Interessenten einen dankenwerten Dienst geleistet. Er ist der Meinnng, dafs sich das Klima von Neuguinea nnd Kamernn vorzüglich für den Anban der Boehmeria eignet, dafs Ostafrika hingegen dazu im allgemeinen zu arm an Regen ist. Von andern tropischen Kulturen unterscheidet sich die Ramie vorteilhaft dadurch, dafs sie sich schneller rentiert; denn bei ihr kann schon etwa drei Monate nach dem Anspflanzen der erste Schnitt geerntet werden. Es mag hier daran erinnert sein, dafs auf der hiesigen Gewerbe- nnd Industrie-

Ausstellung vom J. 1890 in der Handelsausstellung eine sehr hübsche Darstellung der Faser und der daraus hergestellten Gegenstände zu sehen war und allgemeine Anerkennung fand.

Über die gegenwärtige Lage des Kaffeebaues in Brasilien von Dr. ph. F. W. Dafert. Mit graphischen Darstellungen und Karten. J. H. van Bussy, Amsterdam, 1898 63 S. 4 Mk.

Die vorliegende interessante Broschüre bildet die Wiedergabe eines Vortrages, den Herrn Dr. F. W. Dafert, Direktor des Landwirtschaftsinstituts des Staates Sao Paulo in Campinas, am 18. März 1898 in Amsterdam gehalten hat. Er bespricht darin in fachmäfsiger Weise das Kulturgebiet des Kaffees in Brasilien, die Art des Anbaues, die Arbeiterfrage, die Produktionskosten und die Zukunft des Kaffeebaues in diesem Laude. Bekanntlich ist Brasilien das Hauptproduktionsland für Kaffee; berechnet man für die ganze Erde das Kaffeeareal mit 2 245 557 Hektar und die gesamte Jahreserzeugung mit 836 000 Tonnen, so entfallen davon auf Brasilien 1000 000 Hektar mit einer Production von 460 000 Tonnen. Innerhalb Brasiliens war in früheren Zeiten die Riozone die Haupterzengerin des Kaffees; heute dagegen hat ihr die Santoszone den Rang bei weitem abgelaufen. Leider ist die wirtschaftliche Lage der brasilianischen Kaffeepflanze ans verschiedenen Gründen keine günstige nnd der Verfasser glaubte eine Krisis voraussehen zu sollen. — Unter den der Broschüre beigegebenen graphischen Darstellungen und Karten heben wir namentlich diejenige Karte hervor, auf der der ungefähre Stand des Kaffeebaues in Brasilien i. J. 1898 dargestellt wird. Daraus ergiebt sich, dafs der Kaffeebau im Norden mit dem Staate Espirito Santo anfängt, durch Rio Janeiro nnd Minas Geraes hindurchgeht und füglich in Sao Paulo seine gröfste Flächenausdehnung gewinnt. Von da an nach dem Innern zu stehen noch viele Gebiete für den gleichen Zweck zur Verfügung.

Prove eener allgemeene Kartografie door H. Zondervan J. M. N. Kapteijn. Leiden, 1898. 8⁰, VI. und 162 Seiten.

Der Verfasser hat sich mit der Herausgabe dieses Werkes das Verdienst erworben, seinen Landsleuten, den Niederländern, ein eigenes kleines Lehrbuch der Kartographie zu geben. Dasselbe umfafst aufser einer kurzen Einleitung 7 Abschnitte; der erste giebt eine kurze geschichtliche Übersicht, die anderen behandeln dann die Topographie, die Kartenprojektionen, die Situations- und Terrainzeichnung, die Reprodnktion der Karten, die Kartometrie und Kartenkritik nnd die Schulkarten. Jedem Abschnitt geht eine Zusammenstellung der wichtigsten Litteratur voran. Znm Vergleich nnd hier und da auch vielleicht zur Ergäznng von Steinhausers bekanntem Buche und der in 2. Auflage von P. Dinse herausgegebenen kleinen „Kartenkunde“ kann Zondervans „Kartografie“ auch deutschen Studierenden empfohlen werden. W. W.

Schattenplastik und Farbenplastik. Beiträge zur Geschichte und Theorie der Geländedarstellung von Dr. Karl Peucker. Mit zwei Bildnissen und fünf Figuren im Text, 126 S. Verlag von Artaria & Co, Wien 1899.

Diese interessante Studie enthält die ersten Beiträge zu einer kartographischen Farbenlehre, auf Grund welcher sich die Höhenverhältnisse auf Karten gröfsten wie kleinsten Mafsstabes mit unmittelbarer plastischer Wirkung streng systematisch veranschaulichen lassen. Die Schrift gewährt ferner, vielfach von neuen Gesichtspunkten aus, einen Überblick über die modernen Terrain-Darstellungen überhaupt. So finden sich über die Bedeutung der

Lehmannschen Schraffen, über die Naturfarben E. v. Sydows und über ein so hoch actuelles Thema, wie es die schräge Beleuchtung ist, historische und kritische Erörterungen, welche vielseitiges Interesse wachrufen dürften.

J. J. Pauliny, Karte von Schneeberg, Raxalpe und Semmering. Nach seiner Kartendarstellungsmethode im Mafsstabe 1: 37500. 4 Blätter in Umschlag. Vierfarbige und achtfarbige Ausgabe. Wien und Leipzig, Braumüller, 1899. Preis der vierfarbigen Ausgabe 2½ Gulden, der achtfarbigen 5 Gulden öst. W.

Das Bestrehen, bei Karten gröfseren Mafsstabes die Bodenbildung in möglichst eindrucksvoller Weise wiederzugeben, tritt schon bei den älteren Kartographen hervor, aber diese suchten ihr Ziel auf Kosten der geometrischen Richtigkeit zu erreichen. Auch in neuerer Zeit hat man an der Lösung dieser wichtigen Aufgabe gearbeitet und sich bemüht plastische Ausdrucksform und sachliche Richtigkeit zu vereinigen. Wir erwähnen in dieser Beziehung die vortrefflichen, in manchen Beziehungen bahnbrechenden Leistungen des eidgenössischen topographischen Bureaus in Bern, das seit Dufours Tagen unausgesetzt das genannte Ziel verfolgt und damit die Kartographie in das Bereich einer darstellenden Kunst gehoben hat. Selbstredend können Arbeiten, die wissenschaftliche Zuverlässigkeit und künstlerische Schönheit verbinden wollen, nicht billig sein, da sowohl die Herstellung des Manuskriptes als auch die Vervielfältigung in mehrfachem, abgetöntem Farbendruck grofse Kosten verursacht. Derartige Werke werden also auf einen umfangreichen Absatz nicht rechnen können. Dieser Umstand hat Herrn J. J. Pauliny, technischer Vorstand d. R. des k. k. militär-geographischen Institutes in Wien, veranlafst, eine Methode zu entwickeln, die alle wissenschaftlichen und künstlerischen Forderungen erfüllt und dabei einen mäfsigen Verkaufspreis der betreffenden Kartenwerke ermöglicht. Über diese seine Methode hat sich Herr J. J. Pauliny in Streffleurs össterreich.-militärischen Zeitschrift ausführlich geäufsert und diese Abhandlung ist unter dem Titel: »Mémoire über eine neue Situationspläne- und Landkarten-Darstellungsmethode“ im J. 1895 auch separat erschienen.

Nach Pauliny läfst sich die wirkungsvolle plastische Darstellung der Bodenbildung lediglich durch Anwendung von Höhenlinien erreichen, wenn man der Zeichenfläche eine graue Färbung giebt und auf ihr, unter der Annahme, dafs das betreffende Gebiet von Westen her unter einem Winkel von 45° beleuchtet wird, die Höhenlinien auf der helleren Westseite weifs, auf der beschatteten Ostseite dunkel (rothbraun) auszeichnet und die Übergänge zwischen beiden Seiten durch Strichelung und Punktierung vermittelt.

Die oben genannte Karte von Schneeberg, Raxalpe und Semmering (1: 37500) ist nun meines Wissens die erste gedruckte Probe von Paulinys Verfahren und wenn man die Blätter der vierfarbigen Ausgabe aufschlägt, ist man überrascht von der plastischen Wirkung, die sie auf das Auge ausüben. Weniger gilt dies von der achtfarbigen Ausgabe, auf der farbige Signaturen für Wald, Wiesen, Ackerbau u. s. w. eingetragen sind. Diese schwächen einerseits die plastische Wirkung des Geländes ziemlich stark ab, andererseits kommen die aufgetragenen Farben selbst auf der grauen Grundlage nicht überall mit der wünschenswerten Deutlichkeit zum Ausdruck. Indem wir der vierfarbigen Ausgabe den Vorzug vor der achtfarbigen geben, stehen wir nicht an, Paulinys Methode als einen bemerkenswerten Fortschritt bei der Herstellung von Karten gröfseren Mafsstabes in bewegtem Gelände zu bezeichnen und dem Erfinder unsere Anerkennung und unsern Glückwunsch auszusprechen.

Meisterwerke der Baukunst und des Kunstgewerbes aller Länder und Zeiten herausgegeben von Hubert Joly. Leipzig, A. F. Köhler. Lieferung 1: Jtalien, 2 Mk.

Das vorliegende Heft enthält 23 autotypische Reproduktionen italiener Kunstwerke, die durchweg als wohlgelungen bezeichnet werden können. Wir verfehlen daher nicht, das Werk allen denen zu empfehlen, die sich mit dem Studium der künstlerischen Leistungen der Völker beschäftigen, weiterhin aber auch denen, die überhaupt Freude an guten Darstellungen hervorragender Meisterwerke haben. Alle 3—4 Wochen soll ein Heft erscheinen; jedes ist aber einzeln käuflich. Das Unternehmen beschränkt sich nicht nur auf die Kunst der europäischen Länder, sondern wird auch Aegypten, Amerika, Indien, Japan und China berücksichtigen. Wir sehen den weiteren Lieferungen mit Interesse entgegen.

Aufserdem sind der Redaktion noch folgende Veröffentlichungen eingesendet worden, deren Besprechung in einem der nächsten Hefte wir uns vorbehalten:

- Carl Grevé, die geographische Verbreitung der jetzt lebenden Perissodactyla, Lamnunguia und Artiodactyla non ruminantia. Abh. der Kaiserl. Leop.-Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher. Bd. LXX. Nr. 5.
- Elisée Reclus, la Perse. Neufchatel 1899. 40 S.
- Oscar Baumann, die Insel Pemba. Leipzig, Duncker & Humblot. 1899. 15 S. mit Karte.
- Alfred Kirchhoff, die deutschen Landschaften und Stämme. Aus: Hans Meyer. das Deutsche Volkstum. Leipzig. Bibliog. Institut.
- Meyers Reisebücher: Wegweiser durch den Harz. 15. Auflage. Norwegen. Schweden und Dänemark von Dr. Yngvar Nielsen. 7. Aufl. Leipzig. Bibliograph. Institut.
- Samoa. Freimütige Äufserungen über diplomatische und völkische (nationale) Weltpolitik. Berlin, von Pipersche Verlagsbuchhandlung.
- Dr. K. E. Illing, der Periplus des Hanno. Sonderabdruck aus dem Programm des Wettiner Gymnasiums, Dresden, 1899.
- Segundo Censo de la República Argentina Mayo 10195. Tomo II. Población. Buenos Aires 1898.
- Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge von Prof. Dr. H. von Soden. Leipzig, B. G. Teubner, 1899, 112 S.
- Entwickelungsgeschichte der Phanerogamen Pflanzendecke Mitteleuropas nördlich der Alpen. Von Dr. August Schulz. Stuttgart, J. Engelhorn 1899.
- Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Plattensees Wien. Kommissionsverlag von E. Hölzel.
  - I. 3. Limnologie des Plattensees von Eugen von Cholnoky.
  - I. 4a. Die klimatischen Verhältnisse der Umgebung des Balaton von Dr. Johann Candid Säringer.
  - I. 4b. Niederschlagsverhältnisse und Regenkarten von Ödön von Bogdány.
  - I. 6. Die chemischen Verhältnisse von Dr. Ludwig Ilosvay.
  - II. 1. Die Fauna von Dr. Géza Entz.
  - II. 2a. Die Kryptogamenflora von Prof. Dr. Gy. von Istvánffi.

Druck von Carl Schünemann. Bremen.



Tafel I. Thal des Safet-Daria; Standpunkt Barre V; Blick thalaufwärts.



Tafel II. Thal des Safet-Daria mit dem kurzen Cañon.



Tafel III. Thal des Safet-Daria; Ansicht einer Barre aus der Nähe.

Heft 3. Deutsche Band XXII.

Geographische Blätter.

Herausgegeben von der

Geographischen Gesellschaft in Bremen.

Beiträge und sonstige Sendungen an die Redaktion werden unter der Adresse **Geographische Gesellschaft in Bremen** erbeten.

Der Abdruck der Original-Aufsätze, sowie die Nachbildung von Karten und Illustrationen dieser Zeitschrift ist nur nach Verständigung mit der Redaktion gestattet.

Deutsche Kulturmission in Kleinasien.

Von Dr. L. H. Grothe.

Ländergebiete haben ihre wechselnden Schicksale wie organische Wesen. Die Entwicklung ihrer Bevölkerungen, der Gang der Kulturen, der Lauf des Handels weist diesem Schicksal die Wege. Epochen des langsamen Sichaufschwingens, des vollen Reichtums, der Überbehaglichkeit und Schlaffheit, des Niedergangs, der Öde lösen einander ab. Kein Stück Erde hat der Umwälzungen und Umbildungen so viele über sich hereinbrechen sehen als Kleinasien.

Die vielbeschrittene Völkerbrücke zwischen dem Orient und dem Occident, die Geburtsstätte der mannigfaltigsten intellektuellen Sphären, hat es eine Reihe von Jahrhunderten in der Erstarrung gelegen. Nun will der Zeitpunkt erscheinen, wo Kleinasien wieder einen wichtigen Platz in der Menschheitsgeschichte einzunehmen berufen ist. Und das Abendland mit den Faktoren seiner geistigen und technischen Kräfte soll der befruchtende Teil für die Wiedergeburt Kleinasiens werden. Der Occident zahlt etwas von dem zurück, was er ehemals vom Morgenlande genommen hat.

Ich möchte nun die Aufgaben beleuchten, die Deutschland bereits unternommen hat, um frisches Blut in die Adern Kleinasiens zu leiten, die wirtschaftliche Mission untersuchen, die es für jene verwahrlosten Landstrecken in der Zukunft zu erfüllen vermag.

Das Hufeisen, welches nach Europa zu sich aufrichtend, dem grofsen asiatischen Landkörper sich angliedert, mifst nicht weniger als die Gröfse Frankreichs. Drei Meere umspülen es, das Schwarze Meer im Norden, der Archipel im Westen, das Mittelmeer im Süden.

Das Schwarze Meer und der griechische Archipel reichen sich die Hände durch den Bosporus, die Propontis und den Hellespont. Im Norden öffnen sich wohl eine Anzahl von Meeresbuchten, wie Sinope und Samsun, aber sie sind zumeist halbkreisartig, den Winden ausgesetzt. Im Süden und namentlich im Westen steht eine reicher gegliederte Küste mit Meereseinschnitten, die nur weniger künstlicher Nacharbeit bedürfen, um zu wertvollen Häfen gewandelt zu werden. Die plastische Physiognomie Kleinasiens ist durchaus die eines Gebirgslandes. Die Berg- und Hügelstrecken nehmen einen zwanzigfach gröfseren Raum ein als das Flachland. Im Süden, im gewaltigen Taurus, zeigt sich die dichteste und höchste Konzentrierung der Gebirgsfalten. Ein Hochplateau lagert im zentralen Teil Anatoliens, von Nordwest nach Nordost, von den Wasseradern des Pursak längs der Salzseen von Tns-göl bis zur Wand des Bulgar-dagh im Taurusgebirge sich erstreckend. Keine Ströme langen Laufes und sattsamer Tiefe wie Breite, alle Flüsse sich windend und schlingend, von den Bergketten gedrängt und gepresst. Bei dem Mangel natürlicher Verkehrswege nach dem Meere zu müssen künstliche Strafsen den Handel in Bewegung bringen.

Ein denkbar buntes Völkergemisch gruppiert sich auf anatolischem Boden. Türken, Griechen, Armenier, Tscherkessen, Kurden, Tartaren hausen auf gleichem Gebiet, örtlich wohl nebeneinander lebend, aber in streng abgeschiedene Gemeinschaften, was Wohnart, Sitte, Kostümierung betrifft, sich gliedernd, ein Umstand, der die Gegensätze zwischen diesen Rassengruppen um so nachhaltiger vor Augen führt. Die *türkische* Bevölkerung trägt in Kleinasien entschieden noch einen starken Rest des Blutes, den die unter Ertroghrul im 13. Jahrhundert eingewanderten Turkmanenhorden ins Land gebracht haben. Was uns gegenwärtig hier als türkisch sprechende Osmanen entgegentritt, ist eine Mischung aus den Eroberern und den Ureinwohnern, den Kappadoziern, Phrygiern, Lydiern. In der physischen Erscheinung ist der turanische Typus verwischt, nicht aber die geistige Eigenheit dieser Rasse. Die stattlichen Männergestalten, die grofsäugigen Frauen erinnern eher an Indogermanen, an Griechen und Tscherkessen denn an Mongolen wie Chinesen und Japaner. Nicht die gewissenlose Beamtenklasse und die eitle genufssüchtige Efendiwelt Stambuls mufs man zur Charakterisierung des Osmanentums heranziehen, sondern den türkischen Landmann, insbesondere den in Anatolien ansässigen. Mafsvolle Männlichkeit, selbstbewufste Ruhe und überbiedere Nachgiebigkeit gegenüber der Mifswirtschaft der Beamtenklasse kennzeichnen diesen, den echteren Türken. Ein

altasiatisches Sprüchwort besagt: „Der Araber ist edel, der Perser zart, der Türke plump.“ Sicher aber birgt diese Schwerfälligkeit viel Redlichkeit und Biederart. Leutnant Kannenberg in seinem fleifsigen Buche „Die Naturschätze Kleinasiens“ nennt die Türken geradezu die Deutschen des Orients. Er zieht diese Charakterparallele auch hinsichtlich des letzten griechisch-türkischen Kampfes. „Gegenüber den Angriffen des beweglichen und erregten Gegners, gegenüber der theatralischen Fechterpose und der Ruhmredigkeit der Griechen, des gallischen Elements im östlichen Mittelmeer, von Seiten des Türken Langmut und Ruhe bis zum Äussersten — dann das Erwachen des Löwen, ein Dreinschlagen wie das des deutschen Michels, wenn er in Zorn gerät.“ Wenn diese Zeichnung auch etwas optimistisch gefärbt ist, so hat sie doch einen wahren Untergrund. Alle Deutschen, die länger im Orient gelebt haben, entwerfen eine durchaus günstige Beurteilung des türkischen Volkstums. Koerte in seinen „Anatolischen Skizzen“ spricht sich folgendermafsen aus: „Fast Jeder, der in den Provinzen mit dem Kern des Volkes in Berührung kommt, lernt den Türken achten und lieben, den Griechen geringschätzen, den Armenier hassen und verachten.“ Fufsend auf mehrjährigem Aufenthalt in den Mittelmeerländern kann ich diesen Worten nur zustimmen. Sicher ist ein Vorwurf, den man üblicherweise dem Türken macht, unberechtigt: der wirtschaftlicher Trägheit und Indolenz. Getreulich bebaut er, namentlich der anatolische Bauer, seinen Acker, allerdings mit derselben unermüdlichen Unbeholfenheit wie seine Vorfahren. Wer die schmalen Kulturstrecken an den abschüssigen Hängen gesehen, die zu beiden Seiten des Karassu im Vilajet Brussa mit unsäglicher Mühe mit Ackererde bedeckt und oft, wenn der Regen Gesteinsmassen auf die Felder hinabschwemmt, unverdrossen neu geschaffen werden, der wird aufrichtige Achtung vor der Strebsamkeit und Beharrlichkeit des anatolischen Landmanns empfinden. Eines fehlt ihm natürlich, was durch die Beschaulichkeit des orientalischen Naturells, die Freude am behaglichen Lebensgenufs bedingt ist, das zähe Hasten und ränkehafte Trachten nach Reichtümern, das vornehmlich den Armenier kennzeichnet. Dieser, gleich dem Griechen, tritt niemals als Ackerbauer auf, er ist lediglich Mittelsmann des Handels, Verschleifser der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, Zuträger der eingeführten Waren, ein Geschäft, bei dem der phlegmatische Türke erbarmungslos übervorteilt wird. „Ein Grieche betrügt zwei Juden und ein Armenier zwei Griechen.“ Bei den armenischen Blutthaten hat man das soziale Moment aufserhalb Europas nicht zu verstehen vermocht und bei der Verurteilung der Greuelszenen

zu wenig zu Gunsten der erregten Volkshaufen in Anrechnung gebracht. Minder religiöser Fanatismus als brutale Empörung gegen die blutsaugerische Beschäftigung der Armeuier war der Beweggrund zum Gemetzel.

Die erste Berührung, die zwischen Germaneutum und Kleinasien sich abgespielt hat, datiert aus dem 3. nachchristlichen Jahrhundert. Damals unternahmen dichte Scharen reckenhafter Goten von der Douau her weite Plünderzüge, gelangteu bis Nicomedia in Brussa und zogen wieder heimwärts beim Flammenschein des Tempels der Diana von Ephesus, den sie höhuend einäscherten. Eigentliche Ideenketten zwischen Deutschland und Kleinasien stellten sich mit den Kreuzzügen im 11., 12. uud 13. Jahrhundert her. Deutsche Thatkraft auf religiösem Hintergrund fand bei den Kriegsfahrten zur Eroberung des heiligen Grabes seinen üppigsten Spielraum. Aber nicht minder war die Poesie des Vagierens Beweggrund zu jeueu ritterlicheu Wanderungen. Mit dem Philhellenismus zu Anfang unseres Jahrhunderts erwachte die Liebe der Archäologen zum klassischen Kleinasieu. Die Erdkunde zunächst vom historischen Felde ausgehend, folgte. Ich nenne nur Namen, wie Hirschfeld, Curtius, Kiepert, Carl Ritter, Heinrich Barth, Virchow. Ein Deutscher war es, der uns 1881 die Wunderwelt Homers, das alte Ilion, durch seine Funde auf kleinasiatischem Boden zurückgab: Heinrich Schliemann.*)

Und das jüngste Moment, das Deutschlaud mit Anatolieu verknüpft, ist nicht solches uomadenhaften Beuteinstinkts, phantastischer Religiosität oder gelehrter Schatzgräberei, sondern eiu Ereignis zielbewufster That, ein Werk technischer uud iudustrieller Kraft, die sich in dem ueuen deutschen Reich aufgespeichert hat und im Auslande bisher an wenigen Punkten planvoll uud geeinigt in Thätigkeit getreten ist Es ist die Schöpfung vou Bahulinien, unternommen von deutschem Kapital, durchgeführt vom Meistertum deutscher Ingenieure — Tracen, die vom Bosporus in des Herz Kleinasieus gehen und der europäischen Civilisation den Weg bereiten.

Einiges zur Geschichte und Organisation der auatolischen Bahnen, „Chemin de fer ottoman d'Anatolie", wie sie offiziell heifsen. Die Ideeu der Bahubauteu leiteteu sich bei der türkischen Regierung mehr von militärischeu als vou volkswirthschaftlichen

*) Vgl. über die wissenschaftliche Arbeit Deutschlands in Kleinasien den anschaulichen Aufsatz „Deutsche Forschung in Kleinasien" von Prof. Zimmerer in dem in Gemeinschaft mit Roman Oberhummer herausgegebenen kürzlich erschienenen Buche »Durch Syrien und Kleinasien".

Motiven her. Sie beruhten auf der Erwägung, das tüchtigste Soldatenmaterial, als welches der anatolische Bauer erscheint, so schnell wie möglich dem europäischen Staatsgebiet im Falle der Gefährdung zuzuführen. Eine kurze Strecke von ca. 90 km, die von Haïdar-Pascha bis Ismidt, wurde somit schon 1873 von der türkischen Regierung in Regie gebaut. Über Ismidt kam man nicht hinaus. Die Arbeiten verrannen im Sande, wie das meiste, was von türkischen Händen unter der Regierungsflagge begonnen wird. Am 4. Oktober 1888 gelang es Herrn Alfred Kaulla, Direktor der Württembergischen Vereinsbank und dem Reichstagsabgeordneten Dr. Siemens, Leiter der Deutschen Bank, für die letztgenannte Anstalt und eine hinter ihr stehende Finanzgruppe den Betrieb der Linie Haïdar-Pascha-Ismidt und die Weiterführung derselben über Eskischehir nach Angora zu erhalten.

Die türkische Regierung garantierte den Unternehmern eine Bruttoeinnahme von 10300 Fr. für Haïdar-Pascha-Ismidt und von 15000 Fr. pro Jahr für Ismidt-Angora und stellte diese Summen durch Anweisung auf die Zehntabgaben der durchschnittenen Provinzen sicher. Die Generaldirektion der Bahngesellschaft kam in die Hände des Herrn v. Kühlmann, die Leitung der sich bildenden Baugesellschaft in die des Herrn v. Kapp, beides hervorragende Persönlichkeiten, die beim Bahnbau des europäischen Netzes der Türkei bereits vielwiegende Erfahrungen gewonnen hatten. Am 30. Dezember 1892 wurde die Linie Ismidt-Angora, eine Route von 577 km, eine Entfernung etwa wie von Berlin nach Köln, dem Betrieb übergeben. Schon 1893 erwirkte dank der aufgewiesenen glänzenden technischen Erfolge die Anatolische Bahn eine neue Konzession, die der Weiterleitung der Bahn von Eskischehir, halbwegs der Strecke Haïdar-Pascha-Angora, nach dem südöstlich gelegenen Konia. Diese Trace, mit einer Abzweigung nach Kutahia 444 km lang, war am 29. Juli 1896 fertiggestellt. Im ganzen sind somit heute 1023 km von der Anatolischen Bahn dem Verkehr und Handel übermittelt. Wenn man bedenkt, dafs 70 % der Gesamtkosten des Baus der deutschen Industrie zuflossen und so sich auf hunderte von Arbeitsstätten verteilten — die Locomotiven, die Personen- und Güterwagen, die Schienen, die Schwellen, die Brücken, überhaupt so ziemlich alles erforderliche Material wurde von deutschen Fabriken bezogen — so lernt man den Wert ähnlicher nach dem Auslande gerichteter Unternehmungen ernstlich zu schätzen.*)

*) Auch die Türkei heimste durch die Bahnbauten starke Vorteile wirtschaftlicher Natur ein, sodafs die Kilometergewähr nur eine scheinbare Last ist.

Uns dürfen vor allem diejenigen Gebietsteile Kleinasiens interessieren, die von der Anatolischen Bahn durchquert werden und einer wachsenden Erschliefsung harren.

Die Liebhaber aller Wissenschaften dürfen der Bahnspur folgen und reiche Beute einheimsen — der Naturwissenschaftler, der Ethnologe, der Archäologe, der Historiker — auf diesem Boden, wo die Vergangenheit mit ihren Denkmälern die Gegenwart geradezu erdrückt. „Die Reise durch Anatoliens Städte, Steppen, Gebirge und Schluchten ist wie ein weiter Weg durch die Menschheitsgeschichte", sagt E. Naumann treffend in seinem prächtigen Werke „Vom goldnen Horn zu den Quellen des Euphrat." Ein Wunderbares weisen jene Lande auf: immer wieder, wenn ein Volk zersprengt, eine Stadt zerstört, Denkmäler geschleift, Saaten zertreten waren, standen auf der schwer zu ertötendem Erdscholle Kleinasiens neue kraftvolle Stämme auf, wuchsen andere Mauern, erhoben sich neue Künste, fruchteten frische Felder. Für uns, die wir die Kulturfähigkeit der kleinasiatischen Landstriche skizzieren wollen, sind weniger das historische als das gegenwärtige landschaftliche Kolorit, die Wesenheit des Bodens und seiner Bebauung, die Bevölkerung und ihre kolonisatorische Brauchbarkeit hervorzukehrende Momente.

Die Kopfstation der Bahn, Haïdar-Pascha, 4 ½ km südlich von Skutari, dem asiatischen Teil Konstantinopels, trägt noch ganz den Charakter der Villenidylle. Nähern wir uns dem Stationsbereich, so sehen wir auf den Molen lange Reihen von Güterwagen, von denen mittelst Rinnen das in loser Schüttung verladene Getreide in die „mahónes", die flachen länglichen türkischen Boote hineinfliefst. Grofse Körbe von Zylinderform, mit Gemüse, der Ernte der Ismidter Ebene, gefüllt, türmen sich in den Fahrzeugen.

Der Name Haïdar-Pascha ist kürzlich viel genannt worden infolge der Kaikonzession, welche der Anatolischen Bahngesellschaft zugefallen ist. Bisher bietet Haïdar-Pascha einen Hafen mit recht hinderlichen Mängeln. Gegen die Südwinde sind die Fahrzeuge in Ermangelung gröfserer, den Hafen umspannender Molen ungenügend geschützt, selbst die den Verkehr zwischen Konstantinopel und Haïdar-Pascha vermittelnden Dampfer vermögen bei heftigem Seegang des öfteren nicht an der stark ins Meer hinausreichenden Landungsbrücke anzulegen. Bisher behalf sich die Anatolische Bahn-

Dafs die innerhalb des Bahngebiets gelegenen Sandjaks von Jahr zu Jahr mehr an Zehntbeträgen lieferten, sich also immer mehr dem Verkehr öffneten, bewies Dr. Zander in dem Aufsatz „Einwirkung der kleinasiat. Eisenbahnen auf die Hebung des Grundbesitzes" (1894).

gesellschaft mit dem Hafen von Dérindjé, in der Tiefe des Golfs von Ismidt gelegen und durch das gegenüberliegende Küstengelände gedeckt, um einen direkten Übergang der Frachten, namentlich die Verladung des zu exportierenden anatolischen Getreides auf gröfsere Seeschiffe zu ermöglichen. Gewaltige, mit hohem Kostenaufwand sinnreich erbaute Speicher dienen dort der Entnahme des Getreides aus den Waggons, der Reinigung, der automatischen Verwiegung und der unmittelbaren durch besondere Ausladeröhren vor sich gehenden Einlegung in die Schiffe. Nunmehr da gröfsere Terrains der Disposition der Anatolischen Bahngesellschaft unterstellt sind, hat dieselbe die Schlüssel zum kleinasiatischen Eisenbahnnetz in eigenen Händen. In wenigen Jahren werden von den deutschen Kais die aus dem Inneren herbeigeführten Naturschätze von deutschen Schiffen in Empfang genommen werden können und deutsche Güter von hier in die Landschaften Kleinasiens sich verteilen. Ein direktes Verbindungsglied zwischen deutschen Häfen und Kleinasien ist geschaffen und baldige Mafsnahmen werden nötig, um im Wege der Staatssubvention den im Verhältnis zur englischen, französischen und österreichischen Schiffszahl noch schwachen, hauptsächlich durch die „Deutsche Levantelinie“ vertretenen Seeverkehr zwischen Deutschland und dem Orient anzuspornen. Verwirklichen sich einigermafsen die Hoffnungen, die man nach Ausbau des Hafens auf Haïdar-Pascha setzt, so wird sich Skutari über Kadi-Keüi hinweg unbedingt nach Süden ausdehnen und Haïdar-Pascha sich als Stapelplatz des ostasiatischen Handels zur kleinasiatischen Hauptstadt aufschwingen.

Gleich einer Fahrt längs einem Alpensee oder der Riviera gestaltet sich die Küstentour bis Ismidt. Zur Rechten die blauen Wasser des gleichnamigen Golfes, hinter ihnen die Umrisse des kleinasiatischen Olymposgebirges, aus dem zeitweise einige Schneekuppen hervorleuchten. Zur Linken niedrige, gering bewaldete, sanft gebogene Bergrücken, die zumeist Weidetriften abgeben, wie die hie und da sichtbar werdenden Viehhürden und Sennhütten beweisen. Zwischen diesen Hügeln und dem Meere dehnt sich ein Gartenland von üppigster Fülle. Ein Gewirr von fruchttragenden Zweigen und Büschen, soweit wir ausschauen. Oliven, Feigen, Weinreben, Weichselkirschen, Nussbäume. Aus den mit Baumwerk überdachten Cisternen schütten hohe Schöpfräder (dulab) das Wasser in die langen Holzrinnen. Mit Pfählen umrahmte quadratische Flächen zu Seiten der Geleise, die als Früchtelager zur Verwendung kommen, zeigen, welcher Reichtum, sich zur Erntezeit hier auf-

stapelt. Die Züge fahren auf der Strecke Ismidt-Haïdar-Pascha dann des Nachts und halten zur Verladung auf offenem Felde. Drei, ja manchmal 4 Ernten vermag der Bauer bei guter Bewässerung vermöge des milden Klima der Tieflandstriche jährlich zu erzielen. Bei der Station Gebseh tauchen zwei dickästige Cypressen auf kahlem Hügel auf. Sie halten Totenwacht über dem Tumulus eines Mannes, um dessen Heldenfigur sich ein Stück Kriegsgeschichte gruppiert: Hannibal, vom Hofe des Königs Prusias — Brussa trägt noch seinen Namen — vor römischen Verfolgern flüchtend, soll sich hier vergiftet haben und bestattet worden sein. Die Gartenlandschaft läuft bis zum amphitheatralisch sich aufbauenden Stadtbild von Ismidt, dem alten Nikodemia. Dieser Erdenfleck trug einst die Residenz des grofsen Christenhassers Diocletian. Am selben Orte beschlofs der römische Imperator seine Thaten dadurch, dafs er, des Herrschens überdrüssig, der Liebhaberei der Gärtnerei folgend, sich mit königlicher Behaglichkeit dem Obst- und Gemüsebau ergab.

Ein Längsthal, im tieferen westlichen Teil durch den Golf von Ismidt ausgefüllt, benutzt die Bahn bei ihrem Gang ins Innere Anatoliens. Es ist eine geographische Merkwürdigkeit Kleinasiens, dafs, während von Norden nach Süden und umgekehrt der Zutritt nur durch scharf eingeschnittene Schluchten und über bedeutende Pafshöhen gegeben wird, sich von Westen nach Osten der Einmarsch spielend gestaltet. So laufen von Smyrna aus längs der Thäler des Hermos, Kaystros und Mäander die Hauptverkehrsadern nach dem Hochland und heben diesen Platz zur Handelsmetropole der Westküste. Französisches und englisches Kapital hatte schon seit einem Jahrzehnt hier einige Bahnlinien in Angriff genommen, ersteres die Route Smyrna-Magnesia-Ak-Kissar-Uschak (mit Nebenrouten 520 km) und Smyrna-Alaschehir; letzteres die Strecke Smyrna-Aïdin-Dinér (mit Zweiglinien 515,6 km), ohne das weitere Hinterland wirtschaftlich in Gewalt zu bekommen. Erst die Erfolge der Anatolischen Bahn trieben zum fieberhaften Weiterbau. So berühren seit diesem Jahre die beiden Routen bereits das Vilajet Konia und suchen dem Bestreben der Anatolischen Bahn, die Absatzwege dieser Provinz über Afiun-Karahissar und Eskischehir nach Konstantinopel zu leiten, nach Möglichkeit entgegen zu arbeiten.

Hinter Ismidt wandelt sich der Charakter der Gegend. Statt brauner und baumkarger Hänge wildes saftiggrünes Waldland. Ahorn, Platanen und Linden in der Tiefe und höher Kastanien, Hainbuchen, Eichen, Edeltannen. Wie ein deutscher Waldesgrufs weht es aus diesen Wipfeln. Rhododondronsträucher geben das Unterholz

und Sarsaparilla, an die Lianen der Tropen erinnernd, verschlingen Stämme und Äste. An den Abhängen werden die Erdhütten der Tscherkessen sichtbar, in Kleinasien ein sehr bemerkbarer Bevölkernngszuwachs, nachdem russische Gewaltmaſsregeln ihnen den Kaukasus ungemütlich gemacht haben. Ihre vom Sultan begünstigte Ansiedlung hat bei dem unruhigen, zu Diebstählen und gelegentlichen Gewaltthätigkeiten hinneigenden Charakter dem Lande wenig Vorteile eingebracht.

Die stattliche Waldszenerie wird von sorgsamem Ackerland, von Gerste, Weizen, Mais und Tabakfeldern, von Obstpflanzungen, Melonengärten, Maulbeerhainen abgelöst, wenn wir in den Bereich des anmutigen Sabandjasees treten und weiterhin den bevölkerten Landstrich von Adabasar durchqueren. Hier wendet sich die Bahn, dem Thal des Sakaria folgend, gradwegs nach Süden. Abermals reiche Waldungen krönen die Höhen. Neurodungen und frische Felderanlagen in der Nähe der Haltepunkte (Gewé, Ak-hissar, Mékédjé) schaffen den Beweis, welche ermutigende Wirkung die Sicherung und Erleichterung der Absatzstrassen auf den Landmann ausgeübt hat. Schwerfällige Büffelkarren, die sich auf drehbaren Achsen und runden Holzscheiben statt der Räder knarrend und keuchend fortbewegen, lange Kameel- und Eselkarawanen ziehen, mit den Früchten des Landes beladen, langsam den Bahngebäuden zu. Vor kurzem noch waren sie die einzigen Beförderungsmittel.

Die Anatolische Bahngesellschaft thut alles Erdenkenswerte um zur Neupflanzung und richtigen Pflege der Scholle anzuregen. Eine eigens eingerichtete Knlturabteilung befaſst sich damit, den Eingebornen Musterplantagen vorzuführen. So sind europäische Obst- und Gemüsearten, Erbsen, Spargel, Erdbeeren, ferner Flachs, Hopfen, Zuckerrüben, Kartoffeln im Fruchtland von Sabandja und Adabasar auf Parzellen nahe den Bahnstationen wie inmitten des Besitztums der Bauern gebaut worden. Auch die Anweisungen über nötige Verbesserungen des Wirtschaftsbetriebes, durch Anschaffung moderner Ackergeräte, durch sorgsame Wahl und Reinigung der Aussaat wie der Ernte, werden von den Kulturingenieuren in die Hand genommen. Und alle Belehrungen finden weder Geringschätzen noch Miſstrauen, wie es dem üblichen hohen mohammedanischen Selbstbewuſstsein entpräche, sondern eifrige Berücksichtigung.

Die Bodenbearbeitung des anatolischen Bauern ist eine erbarmenswert mangelhafte; sie bewegt sich heute in derselben Form wie vor Jahrhunderten. Der Landmann verwendet fast nur den hölzernen Hakenpflug, wie ihn ebenfalls der Araber und Berber der

afrikanischen Oasen in Gebrauch hat, ein Werkzeug, mit dem er die Ackerkrume gerade nur etwas aufzukratzen vermag. Düngung ist etwas aufsergewöhnliches. Wirft er einmal Düngstoff, so geschieht das in recht homöopathischen Dosen. Ein primitives Gerät, der Dreschschlitten, ebenso altertümlich wie der Holzpflug, eine Tafel, mit spitzen Steinen gespickt, besorgt die Zerkleinerung des Getreides. Der Feldboden selbst giebt die Tenne ab. Über das ausgestreute Getreide fährt der Schlitten, der mit dem Lenker desselben beschwert ist.

Dem breiten Fruchtthal des Sakaria von Norden nach Süden sich durch Baumwollen- und Maulbeerbaumpflanzungen, durch Mais- und Mohnfelder schlängelnd, folgt die Bahn, bis sie zum Kara-ssu, wörtlich „Schwarzwasser", einem linken Nebenflufs des Sakaria abschwenkt. Starre Felswände scheinen das Thal zu verbarrikadieren, aber der Zug windet sich doch durch eine enge Schlucht nach der anderen hindurch, hart am Flufsbett des Kara-ssu, den es oft durch kühne Überbrückungen schneidet. Wahre Kunstschöpfungen der Technik sind die Tunnels und Viaducte dieser Gebirgsbahn. Am fesselndsten ist die Strecke von Biledjik bis Karakiöj. Bei Biledjik km 235 fahren wir in einer Höhe von 295 m und bei km 247,3 befinden wir uns bereits 587 m über den Meeresspiegel, das sind 300 m höher. Staunenswert ist die Brücke von Köplü-Baschkiöj. Die tiefe Wassermulde des Kara-ssu wird hier von einem einzigen grofsen Bogen von 72 m in einer Spannung von 150 m in aufsteigender Richtung überschritten. Gewundene Steilrampen von fast stetiger Steigung führen auf die Berge hinauf. Während die Höhenrücken bis Biledjik in den Thaleinschnitten der Wasserläufe erstiegen wurden, beginnt hier, wie geschildert, das eigentliche durch kunstvolle Brücken, Rampen und Felssprengungen erzwungene Erklimmen der anatolischen Hochebene. Von Biledjik bis Eskischehir steigt die Bahn von 195 m auf 792 m. Kurz vor Inönü, die wörtliche Übersetzung Stadt „vor den Höhlen", kennzeichnet die Lage des Ortes, überschreitet die Bahn die Wasserscheide zwischen dem Sakaria und dem Pursak, an dessen Seite die von Eskischehir östlich sich fortsetzende Bahnroute zum grössten Teile dahinläuft.

Kahl sind die Berge im Schluchtenterrain des Kara-ssu, doch Spuren der Bebauung treten an jeder Stelle hervor, wo nur Humus von den Flufswassern hingeschwemmt wird. Selten Getreidebau, wohl aber hie und da ein Mohnfeld oder eine Maulbeerbaumplantage. Und die schroffen Hänge der Felsen hinauf ziehen sich Rebenpflanzungen; mit unsäglichen Beschwerden ist hier die Pflege der

Rebenzucht verknüpft, ein sichtbares Argument gegen die Fama von der Stumpfheit des anatolischen Bauern.

Bei Karakiöj verlassen wir die Stufenlandschaft, die bei Gewé beginnend, den Übergang zum Plateauland bildet, und betreten die kleinasiatische Hochebene. Hier, etwa von Bosüyük (km 263) an, ändert sich die Vegetation. Das Klima, das dem unseres mittleren Deutschlands in den kühleren 6 Monaten des Jahres etwa gleich kommt, läfst wenige Baum- und Fruchtsorten des Tieflandes zur Anpflanzung zu. Wenn im Tiefland schon herrlicher fruchtstrotzender Sommer waltet, so stehen in den weiten, von niederen Höhenzügen umsäumten Thalfurchen des Hochplateaus noch grüne Saatfelder.

In langen, geraden und schwachen Gefällen geht die Bahn nach Überwindung der genannten Wasserscheide nach Eskischehir, der Stadt der Meerschaumgruben. Nach 14stündiger Fahrt von der Anfangsstation Haïdar-Pascha treffen wir hier ein, wenn die Dämmerung die Gelände umhüllt.

An keinem Punkte ist der Einflufs der Eisenbahn so bemerkbar wie in Eskischehir. In wenigen Jahren hat sich, wie die Berichte der zuletzt dort streifenden Reisenden, besonders von Körte und Goltz Pascha ergeben, ein neuer Stadtteil erhoben. Der mohammedanische Fanatismus der Bevölkerung, vorher noch zeitweise zum Ausdruck kommend, hat sich verpflüchtet. Während, wie verbürgt ist, z. B. in Afiun-Karahissar der Europäer mit fränkischer Kopfbedeckung früher leicht Insulten ausgesetzt war, umgiebt denselben heute stille allgemeine Achtung und finden sich in Eskischehir und Afiun-Kara-hissar bereits Magazine in den Hauptstrafsen, in denen fertige europäische Kleider, namentlich Arbeiterblousen ein gangbarer Artikel sind.

Was für Eskischehir so überaus anziehend wirkt, ist der krasse Gegensatz europäischer und orientalischer Lebensweise, der hier nicht, wie in Konstantinopel Übergänge und Mischungen in der äufseren Erscheinung der Stadt und der Bevölkerung aufweist, sondern unvermittelt nebeneinander hergeht.

Wichtig sind die Ansiedelungen der „mohadjir“, der mohammedanischen Auswanderer aus den Donaugegenden, die sich besonders in den Strichen von Eskischehir bis zum südlich gelegenen, ebenfalls von der Bahn berührten Kutahia finden. Sie haben die rumänische und bulgarische Erdscholle verlassen, nicht aus Not oder aus Arbeitsscheu, sondern einfach weil die Macht des Halbmondes nicht mehr über ihnen stand. Diese Entwicklung nationalen Gefühls ist

für die türkische Gruppe der Balkanvölker bemerkenswert. Anatolien scheint der Sammelplatz für diesen neuen engeren Zusammenschlufs des Osmanentums zu werden. Und hier vermag vielleicht unter deutscher Kulturbeeinflufsung das Türkenvolk sich zu neuer geistiger und wirtschaftlicher Kraft emporzuarbeiten. Ein gesunder Kern ist beim anatolischen Bauern durchaus vorhanden. Leutnant Kannenberg betont im Vorwort seines Buches „Die Naturschätze Kleinasiens", dafs vorwiegend die kleinasiatischen Hirten und Bauern, die am wenigsten verfälschten Typen des Osmanentums, als zuverlässigster Teil des türkischen Heeres die jüngsten Siege gegen die Griechen erfochten haben. Laut dem Rechenschaftsberichte der Anatolischen Bahngesellschaft sind allerdings an 150 000 Soldaten aus dem Inneren Kleinasiens im Jahre 1897 nach Konstantinopel befördert worden.

Von Bedeutung ist die Einwanderung der mohadjirs besonders darum, weil diese von ihren letzten, der europäischen Civilisation nachdrücklicher unterworfenen Ackersitzen der Neuzeit entsprechende landwirtschaftliche Materialien, so den eisernen Pflug und moderne Bebauungsmethoden mitgebracht haben und so die eingeborenen Landleute zur Nachahmung anspornen.

Der landschaftliche Charakter des Plateaulandes östlich nach Angora hin wie südöstlich bis Konia ist fast überall ein gleicher. Ich habe nur die Nachbarstriche von Eskischehir vor Augen gehabt; nach allen vorliegenden Schilderungen aber treten nach Osten hin keine wesentlich verschiedene Momente auf. Flachland, in dem hie und da grössere Felspartien aufragen. Vorherrschend ist infolge des regenarmen Sommers das Merkmal der Öde. „Rehbraun bis erdfahl im Sommer, grau im Herbst, weiss im Winter und grün im Frühling, das sind die Farben, in welche sich das Hochland kleidet", sagt Naumann in dem schon zitierten Werke. Mehr Brachland als Felder, wenig Dörfer, auch diese von matter Erdtönung; desto mehr Ruinen, meist aus der Zeit der Seldjuken stammend, den ritterlichen Vorläufern der Türken, Werke, die vom edelsten Kunstgeschmack zeugen. Wenn die Sommersonne schwer und brütend über den baum- und quellenarmen Gefilden liegt, haben dieselben das Gepräge der Totenstarrheit. Die Kreuzfahrer, die meist von Nordwesten kommend, die Strafse von Doryläum, nahe den Mauern von Eskischehir, nach Ikonium, dem heutigen Konia zogen, haben in diesen Gegenden genugsam gelitten. Hier ist der Ort der Schwabenstreiche, den Uhland in den bekannten Verszeilen schildert:

„Als Kaiser Rotbart lobesam zum heilgen Land gezogen kam, da mufst' er mit dem frommen Heer durch ein Gebirge wüst und

leer; daselbst erhob sich grosse Not, viel Steine gabs und wenig Brot; und mancher deutsche Reitersmann, hat da den Trunk sich abgethan."

Kilometerweite unbebaute Strecken könnten durch planmäfsige Bewässerung in fruchtbare Wiesen verwandelt werden. Weiter nach Angora hin, von Bitscher an, wo die über die Ufer brechenden Wässer des Pursak nicht mehr undurchdringliche Sümpfe bilden, wäre ebenso leicht im Wege der Entwässerung und durch Eindämmung des Flufsbettes reiches Kulturland zu gewinnen.

Wenden wir uns der Frage zu, wie, in welchem Umfange und in welchen Gegenden eine Kolonisation Kleinasiens durch deutsche Elemente in die Wege geleitet werden dürfte. Dafs die Natur geradewegs zu einer solchen auffordert, haben wir durch eine Schilderung der Hauptfruchtgebiete zur Genüge dargelegt. Schon Feldmarschall Moltke schrieb in seinen „Briefen" 1839: „Wie viel Naturkräfte sind hier noch ungenützt, wie viel Bäche brausen dahin, welche Mühlen und Werke treiben könnten, welch endlose Wälder stehen unangerührt aus Mangel an Strafsen, wie viel Baumaterial liegt hier umhergestreut, welche mineralische Schätze verschliefsen diese Berge, wie viel derselben liegt offen zu Tage und wartet nur der Ausbeutung." Den Gedanken, dafs gerade Deutschland zur Übernahme solcher Kulturaufgabe berufen sei, begründete 1850 Ludwig Rofs in seiner Schrift „Reisebriefe und Aufsätze über Kleinasien und Deutschland mit Bezugnahme auf die Möglichkeit deutscher Ansiedlungen in Kleinasien." Zu gleicher Zeit sprach Wilhelm Roscher die Ausicht aus, dafs Kleinasien zu den Ländern gehöre, die in Zukunft das Erbe Deutschlands bilden sollten. Hier sei ein geeigneteres Gebiet für deutsche Auswanderungen als in Amerika, wo deutsches Kapital und deutsche Kraft nur zu bald vom neuen Lande aufgesaugt und der alten Heimat entfremdet werden. Rodbertus, gleichfalls ein nüchtern denkender Nationalökonom, schrieb „er hoffe die Zeit noch zu erleben, wo die türkische Erbschaft an Deutschland gefallen sein wird und deutsche Soldaten- und Arbeiterregimenter am Bosporus stehen". Leroy-Beaulieu, ein bedeutender französischer Kolonialschriftsteller, erklärt unumwunden, dafs zur Europäisirung Kleinasiens deutsche Ackerbauer sicher wertvoller seien als russische Kosaken.

Die erwähnten, von Rofs, Roscher, List in den 40iger und 50iger Jahren ausgesprochenen Ideen fanden erst in den beiden letzten Jahrzehnten lebhafteren Widerhall. v. Südenhorst in seiner Broschüre „Die Eisenbahnverbindungen Centraleuropas mit dem Oriente und deren Bedeutung für den Welthandelsverkehr" und der Eisenbahntechniker

Wilhelm Pressel nahmen dieselben zuerst wieder auf. Seitdem haben alle, die das erwachende Kleinasien mit eigenen Augen zu sehen Gelegenheit hatten, Leute aller Berufsklassen und Parteien sich für solche Pläne erwärmt und nach allen Richtungen hin ausgesponnen. Ich nenne v. d. Goltz Pascha, dem bekannten militärischen Reorganisator der Türkei mit seinen anschaulichen „Anatolischen Ausflügen", den Geologen Edmund Naumann, Verfasser des für die Landeskunde Kleinasiens geradezu klassischen schon genannten Buches „Vom goldenen Horn bis zu den Quellen des Euphrat", den geistreichen Publizisten Friedrich Dernburg, dessen Werk „Auf deutscher Bahn in Kleinasien" eine Fülle von Anregungen bietet, Major v. Diest, Leutnant v. Kannenberg, Roman Oberhummer und Professor Zimmerer mit der Arbeit „Kleinasien und Syrien", den Kolonialtechniker Kaerger mit seiner scharfsinnigen Studie „Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld", Baurat Menz mit dem Werke „Deutsche Arbeit in Kleinasien". Ich mufs mit einer langen Reihe von Namen und Büchertiteln aufwarten, aber diese sollen den Beweis schaffen, dafs es sich nicht um Phantasiegebilde einseitiger und kurzsichtiger Schwärmer handelt. Als Resumé aller jener Betrachtungen und auf Grund eigener Beobachtungen darf ich folgende Schlüsse ziehen.

Die Landstriche, in denen die deutsche Kolonisation einzusetzen hätte, wäre der nordwestliche und der zentrale Teil Anatoliens. Im mit Mittelmeerklima ausgestatteten Tiefland die Gefilde des Sabandjasees, die Gelände der Höhenzüge am Sakaria östlich und südlich von Adabasar bis zum schwer bestellbaren Terrassenland, das bei Ak-hissar, ca. 40 km südlich von Adabasar beginnt. In dem ca. 600 m über dem Meere gelegenen Hochplateau das wellige Land zwischen Eskischehir und Kutahia, infolge beträchtlicher Waldbestände gesund und keineswegs wasserarm, ferner die leicht zu bewässernden Uferzonen des Pursak von Eskischehir bis Beylik-Ahur, sowie östlich vom Zusammenflufs des Pursak und Sakaria nach dem gutbevölkerten Angora hin die Thalsohle des Engrissu. Über die Kulturterrains längs der zuletzt vollendeten Bahnstrecken von Kutahia über Afiun-Karahissar liegen noch keine genaueren Untersuchungen und Urteile vor. Die südwestlichen und südlichen Partien Kleinasiens wären für deutsche Kulturarbeit nicht sonderliches Feld, da dort das Griechentum überwiegt, das durchaus zum französchen Einflufs hinneigt. Auch sind da seit längerer Zeit französische und englische Kapitalien vermittels der von diesen geführten Bahnlinien in der Übermacht. Ein Angriffspunkt vom Schwarzen Meer her widerspricht der geographischen Lage, die Deutschland und die Türkei zu ein-

ander einnehmen. Rufsland wird hier wohl auch in der Vorhand bleiben müssen.

Das Eingangsthor für die deutsche Zivilisationsarbeit wird Haïdar-Pascha sein, wo die künftigen deutschen Kais für maritime und territoriale Unternehmungen den sichersten Stützpunkt leihen. Den Konzentrationspunkt im Inneren bietet das überaus gesunde und aufschwungfähige Eskischehir. Die Marschroute für den Kulturangriff sind die Linien der Anatolischen Bahn. Schon heute ist dieselbe wirtschaftlich ein kolonialer Vorposten. Deutscher Einflufs hat sich an den Hauptstationen unverdrängbar festgesetzt. Die nichtdeutschen Beamten sind nach deutschem Geiste erzogen. Den von der Anatolischen Bahn bebauten Musterterrains werden sich weitere Plantageschöpfungen ankrystallisieren können. Und nicht der Ackerbauer allein wird lohnenden Erwerb finden, sondern auch der industrielle Unternehmer mit Getreidemühlen, Ölpressen, Seidenspinnereien, Bergwerkbauten. Die Interessensphäre der Anatolischen Bahn ist eine gewaltige. Sie umfafst das Mutissariflik (den Kreis) Ismid und die Vilajets Brussa, Angora, Konia, eine Fläche von 255 000 □ km und $2^1/_4$ Millionen Einwohnern.

Der einzelne Ansiedler in Anatolien mufs unbedingt den Schwierigkeiten erliegen, die das fremde Land, die fremde Bevölkerung, die fremde Sprache an ihn stellen. Nur wer mit deutschen Knechten und deutschen Mägden ins Land zieht, deutschen Händlern seine Erzeugnisse absetzen kann, an einem Dutzend deutscher Nachbarn gegen Drangsalierungen übermütiger Tscherkessen Helfer findet, an autorisierten Vertretern seiner Interessen gegen Übergriffe der wenig skrupulösen Beamtenklasse festen Rückhalt besitzt, kann im Lande dauernd Fufs fassen. Dafs diese Momente zwingende Unterlage für jede Einwanderung geben müssen, belehren uns die Ansiedlungsversuche von Deutschrussen in der Nähe von Brussa. Die 11 Familien, die sich dort 1889 niederliefsen, waren, ohne Rückhalt gegenüber der Regierung, bald den Plackereien der Beamten und den Intriguen der Griechen und Armenier überliefert.

Der kleinasiatische Grund und Boden, getreulich getränkt und beackert, wird mit seinem Ertrage keinen im Stich lassen. Vom ehrlichen und fleifsigen türkischen Bauer wird der Deutsche bei einer gewissen Verwandtschaft des Naturells wenig Neid und Anfechtung erfahren. Nur vor dem kaufmännisch raffinierten Griechen und Armenier wird er sich zu hüten haben, eine Gefahr, die wohl zu umgehen ist, wenn zugleich für die Handelsvermittlung durch deutsche Elemente gesorgt wird.

Am besten liefse sich die Besiedlung der anatolischen Gebiete durch eine korporative Organisation erzielen, ein Vorgehen, das schon Kaerger in der genannten Schrift vorgeschlagen hat. Eine Kolonisationsgesellschaft, von der türkischen Regierung mit gewissen Privilegien ausgerüstet, im möglichsten Anschlufs an die Anatolische Bahn gebildet, hätte die nötigen Kapitalien zu sammeln. Als unentbehrliche Vorrechte wären von solcher Gesellschaft zu verlangen: 1) autonome Gemeindegliederung und Verwaltung, 2) Steuerfreiheit für einen gewissen Zeitraum, 3) Bewahrung der deutschen Nationalität der Ansiedler, 4) da die Landpreise im Verhältnis zu amerikanischen, afrikanischen und australischen jungfräulichen Ländereien nicht unbedeutend sind, unentgeltliche Überlassung geeigneter geschlossener Kulturstrecken. Gelegentlich des Besuches des deutschen Kaisers in Konstantinopel soll Abdul Hamid sich in dem Sinne geäufsert haben, dafs er die Hoffnung hege, deutsche Kolonisten würden sich längs der Linien der Anatolischen Bahn, der neuen internationalen Handelsstrafse, zahlreich niederlassen, und den kleinasiatischen Bauern und Handwerken durch ihren Fleifs und ihre Intellegenz ein hinreifsendes Beispiel geben. Sonach dürfte es nicht zu schwer sein, nachdem die deutsche Loyalität alles türkische Mifstrauen getilgt hat, unter Benutzung dieser Stimmung im Serail die Konzession einer Gesellschaftsbildung auf der entwickelten Grundlage zu erreichen. Der deutsche Handelsverein in Berlin hatte schon vor 10 Jahren den Gedanken planmäfsiger Kolonisation in Anatolien erwogen, aber nicht zur Reife gebracht. Heute verlangen diese Ideen ernstliches Prüfen und schnelles Handeln, ehe es zu spät ist.

Und würde die deutsche Kolonisation in gröfserem Umfange und unter Begünstigung der deutschen Reichsregierung sich abspielen, so vermöchte dieselbe für wohlwollende Aufnahme des deutschen Elements in Kleinasien der Türkei einen wichtigen Gegendienst zu leisten, die Sicherung ihrer Integrität gegenüber fremden Zueignungsgelüsten. Eine solche Kolonisation im grofsen Styl sofort einzuleiten, dagegen mögen manche Bedenken sprechen. Grund und Boden ist betreffs seiner Verwendbarkeit noch nicht an allen Stellen hinlänglich geprüft. Die Versuchsarbeiten hinsichtlich der Kulturen, welche der Landwirtschaft den sichersten Erfolg versprechen, haben auf den Probe- und Lehrplantagen der Anatolischen Bahn noch zu keinem vollständigen Resultat geführt. Wohl aber wäre es angezeigt, schon jetzt für kommende Unternehmungen Terrain zu sichern — die Anatolische Bahngesellschaft fände sicher Mittel und Wege hierzu —

da die türkischen Bauern und die mohammedanischen Einwanderer gegenwärtig nach den besser zu beackernden Gebieten kräftig zugreifen. Durch eine Besiedlungsgesellschaft und dieser sich anschliefsende Industrieunternehmungen wären einzelne Etappen ins Land vorzuschieben, die Stützpunkte für späteren Nachschub abzugeben und einen Stamm in der Zukunft wohlverwendbarer Leute heranzubilden vermöchten.

Das kommende Jahrhundert wird wahrscheinlich die Erscheinung eines Pan-Amerika zeitigen und in Folge der Abschlufsprinzipien desselben den Gang des europäischen Handels nach den kulturfähigen Landmassen des Orients bestimmen. Eine Fortführung des Netzes der Anatolischen Bahn über Angora nach Kaisari und Kharput zum Euphrat und Tigris und nach Bagdad zum persischen Golf steht in nächster Aussicht. Wie das Abschwenken des Handels nach der neuen Welt seiner Zeit Kleinasien verödete, so wird sein abermaliger Marsch von Mitteleuropa nach dem Osten, der nicht zum kleinsten Teil den genannten Bahnweg schreitet, eine neue Blüte jener Länder wachrufen.

Die über Anatolien und die Euphratländer dann bestehenden Landverbindungen wären unter deutschem Einflufs und würden ein volkswirtschaftliches Gleichgewicht Mitteleuropas abgeben, einerseits gegenüber den in russischen Händen befindlichen Weltlinien durch Sibirien und durch den Kaukasus, und anderseits gegenüber der durch England beherrschten Wasserstrafse durch den Suezkanal.

Die kürzlich mit deutschem Gelde von Üsküb durch Macedonien nach Saloniki gebaute Bahnroute beweist, dafs wir auf den Handelsstrafsen nach dem Osten sicheren Fufs zu fassen entschlossen sind.

Arbeiten wir rechtzeitig und zielbewufst an dem Ausbau des deutschen Machtzuwachses im Orient, so werden wir selbst zwar nicht viel der reifen Frucht einheimsen, unseren Nachkommen aber eine grosse Ernte hinterlassen.

Die Entdeckungs-, Besiedlungs- und Entwicklungsgeschichte Canadas und seiner Grenzgebiete.

Von Dr. W. Nederkorn.

(Schluss.)

Inzwiscben hatte sich in Europa der politische Horizont von neuem verfinstert. Kaiser Karl VI. hatte sich bemüht, die Anerkennung der Pragmatiscben Sanktion, die seiner Tochter Maria Theresia die Erbfolge sichern sollte, bei den europäischen Mächten durchzusetzen. Doch der Knrfürst Karl Albert von Bayern erhob Ansprüche auf das habsburgische Erbe. Er wurde unterstützt von Frankreich, dem bald auch Philipp V. von Spanien nnd August III. von Sachsen sich zugesellten. Infolge der von dem damals mächtigen Duc de Bourbon veranlafsten Vereitelung des Heiratsplanes zwischen der Infantin von Spanien und dem jungen Sohne des verstorbenen Ludwig XV. von Frankreich verschlecbterten sich die Beziehungen dieser beiden Mächte zu einander. Europa erlebte das seltene Scbauspiel, dafs Spanien und der Kaiser, alte erhitterte Feinde, 1725 sich verbündeten und ersteres die Pragmatische Sanktion anerkannte. Beide verpflichteten sicb zn gegenseitigem Beistand: Östreich sollte Spanien helfen, den Engländern Gibraltar und Minorka zu entreifsen, Spanien Östreich bei der Vertreibung der protestantischen hannoverschen Königsfamilie vom englischen Throne zur Seite stehen. Auch Rufsland trat diesem Bunde bei. Infolgedessen schlossen England, Frankreich und Preussen, welch letzteres aber bald auf die andere Seite trat und durcb Holland, Schweden nnd Dänemark ersetzt wurde, im Jahre 1725 den Vertrag zu Hannover. Spaniens Versuche, Gibraltar zu nehmen, scheiterten. Da starb plötzlich im Oktober 1740 Karl VI. England und Holland traten für Maria Theresia ein, und Frankreich geriet in der Schlacbt bei Dettingen im Jahre 1743 mit England aneinander. Erst am 15. März 1744 erklärte Frankreich an letzteres den Krieg, der bald auch nach Amerika hinüberspielte. Hier batte de Beaubarnois die Bollwerke am Lac Champlain und Fleuve de Richelieu befestigen nnd die Forts Niagara nnd Cataraqui in Stand setzen lassen. In Neuschottland war der Jesuit Joseph Louis Le Loutre unter den Micmacs für das Interesse Frankreichs heimlich thätig. Im Mai 1744 zerstörte Duvivier die englische Ansiedlung Canto und reizte die Micmac und Malecit zu einem Angriff auf das von Mascarene verteidigte Annapolis. Der Versnch wurde blutig zurückgewiesen. Da unterbreitete der Gouverneur von Massachussetts, William Shirley, dem

Londoner Hofe einen Angriffsplan auf das stark befestigte Louisbourg[1]), wo Duchambon eine 1300 Mann starke Besatzung befehligte, und von wo aus unaufhörliche Streifzüge die englischen Ansiedlungen in Neuschottland beunruhigten. Der englische König billigte das Unternehmen und sandte eine starke Flotte unter William Pepperell und Admiral Warren nach Louisbourg, das nach 46tägiger Belagerung zur Übergabe gezwungen wurde. Der Sieg war von grofser Bedeutung. Er nahm den Franzosen ihren Hauptstützpunkt an der atlantischen Küste und sicherte den arg bedrohten englischen Seeplätzen im Süden und den Seefischereien in Neuschottland und Neufundland eine neue ungehinderte Entwicklung. Die unmittelbare Folge dieser Niederlage war, dafs eine französische Flotte unter de la Rochefoucauld, duc d'Anville, von La Rochelle aus im Jahre 1747 in See stach, um Louisbourg den Händen der Engländer zu entreifsen. Infolge ausbrechender Krankheiten scheiterte das Unternehmen vollständig und endete mit einem Verluste der meisten Schiffe und eines grofsen Teiles der Besatzung.[2]) Auch das Landheer unter de Ramesay, das im Juni 1746 Quebec verlassen hatte und mit der französischen Flotte vor Louisbourg cooperieren sollte, mufste unverrichteter Sache umkehren. Der Kampf endete mit einem entscheidenden Siege der Franzosen unter Coulon de Villiers über die Engländer bei Grand Pré (das heutige Horton) im Februar 1747. Der im folgenden Jahre zu Aachen abgeschlossene Friede machte Louisbourg wieder französisch. Zugleich wurde eine Kommission zwecks endgiltiger Regelung der Grenzfrage zwischen Neu-England und Canada eingesetzt.

Hier war anstelle des in England gefangen gehaltenen de la Jonquière im September 1747 Rolland Michel, Marquis de la Gallissonnière, zum Gouverneur ernannt worden. Intendant war François Bigot. Die Bevölkerung hatte ansehnlichen Zuwachs erfahren; bei Beauharnois' Rücktritt zählte man 52000 Einwohner. Der neue Gouverneur wandte sein Augenmerk zunächst auf die Sicherung des Landes. Unter ihm wurden die Befestigungen Quebecs vollendet und der Befehl zur Erbauung eines Forts in Toronto gegeben,[3]) um die westlichen Indianer daran zu hindern, ihre Pelz-

[1]) Heute Louisburg, an der Ostküste von Cape Breton Island unter 45° 53' N. 60° W. Gr.

[2]) Bei dieser Gelegenheit geriet auch der zum Gouverneur von Canada ernannte Jacques Pierre de Taffanel, Marquis de la Jonquière, in englische Gefangenschaft.

[3]) Mit dem Namen Toronto bezeichnete man damals das ganze von Lake Ontario, Lake Erie, Lake Huron und dem Ottawa River eingeschlossene Gebiet. Auf den ältesten französischen Karten erscheint die Bezeichnung Teiaigon;

werke zu den Engländern nach Oswego zu bringen. Zugleich begann die Politik, das Thal des Ohio, dessen Bedeutung als Bindeglied zwischen Canada und Louisiana man erkannt batte und das man auf Grund der Entdeckungen de la Salles für Frankreich in Anspruch nahm, zu erforschen und durch Anlage einer Reihe von Forts gegen England zu sichern. De la Gallissonière sandte einen gewissen de Céloron nach Süden, der, im ganzen sechs Platten als Zeichen der Besitzergreifung des Ohiothales und seiner Zuflüsse vergrabend, über den Miami und Maumee River nach Detroit gelangte und von hier aus im November 1749 wieder nach Montreal zurückkehrte. Hierin lag der Keim neuer Verwicklungen und die Ursache des bald ausbrechenden Kampfes, der für die Geschicke Canadas die bedeutsamsten Folgen nach sich zog.

In die kurze Amtsperiode de la Jonquières als Gouverneur fällt eine neue Erforschungsreise nach Westen. Nach dem Tode ihres Vaters hatten die beiden de la Verendrye mit Erfolg ihre Handelsunternehmungen weiter fortgeführt, als plötzlich de la Jonquière ihnen das Monopol nahm und ihre Rechte einer Gesellschaft gab, an deren Spitze Legardeur de Saint Pierre stand. Eine von diesem im Jahre 1751 unter Leitung eines gewissen de Niverville zum Saskatchewan ausgeschickte Expedition gelangte bis zu den Rocky Mountains und legte am Fusse des Gebirges das Fort de la Jonquière an,[4]) das aber bald wieder verlassen wurde. Die kurze Zeit nachher ausbrechenden Kriegswirren verhinderten weitere Unternehmungen in dieser Richtung.

England hatte unterdessen nach dem Aachener Frieden auf die Besiedlung von Neuschottland von neuem seine Sorgfalt gewandt. Allen, die sich dort niederlassen wollten, wurde freie Überfahrt gewährt, Landanweisungen in Aussicht gestellt und Lebensunterhalt für das erste Jahr versprochen. Das Parlament bewilligte zu diesem Zwecke £ 40000. Mit mehr als 2500 Kolonisten begann unter Edward Cornwallis die Besiedlung. Zu Ehren des damaligen englischen Handelsministers, des Earl of Halifax, wurde die 1749 gegründete Ansiedlung Halifax genannt. Schwierigkeiten machten aber immer

Lake Simcoe heifst bei Charlevoix Lac de Toronto, die Matchedash Bay Baie de Toronto. (Toronto = Versammlungsort.) Die 1794 von den Engländern hier gegründete Stadt York erhielt durch Sir John Colborne, den spätern Lord Seaton, 1834 ihren ursprünglichen Namen wieder.

[4]) In der Schilderung dieser Reise, die uns Legardeur hinterlassen hat und 1886 zuerst in den Canadian Archives veröffentlicht wurde, begegnet uns zum ersten Male der Name des Gebirges in dem „Rivière aux Montagnes des Roches“.

noch die in zahlreichen Plätzen über Neuschottland zerstreuten französischen Ansiedler, die zum grössten Teil den vom Gouverneur geforderten Treueid zu leisten sich weigerten und die Indianer zu unaufhörlichen Überfällen und Angriffen auf die englischen Besitzungen reizten. Als politische Agenten in französischen Diensten wirkten damals die beiden Jesuiten Germain und Le Loutre, die das unwissende Volk völlig beherrschten und es in jeder Weise an der Leistung des englischen Untertbaneneides zu hindern suchten. Englischerseits machte man nur schwache Versuche, diesen Einfluss der katholischen Missionare durch protestantische zu parallelisieren.[5]) Cornwallis' und die seines Nachfolgers Hopsons Versuche, die englischen und französischen Gegensätze durch scbonende Milde zu versöbnen, waren ebenso fruchtlos, wie die Bemühungen, die Micmac zum Einstellen ihrer Feindseligkeiten zu bewegen. Da entschloss man sich wenige Jahre später, beim Ausbruch der Kriegswirren, zu einem entscheidenden Schritte. Im Sommer 1755 wurden unter dem Gouverneur Lawrence die französischen Einwohner von Neuschottland in einer Stärke von über 6000 Menschen mit Gewalt auf Schiffe gebracht, nach Neu-England exportiert und in Massacbusetts, Connecticut, Pennsylvania, New York, Virginia, Carolina und Georgia in getrennten Haufen angesiedelt. Ihr Besitz fiel der englischen Krone zu. Viele dieser Unglücklichen gingen in der englischen Bevölkerung auf, manche aber kehrten auch nacb jahrelangen Entbehrungen im bittersten Elend zu ihren alten Wobnsitzen zurück, um hier vielfach aus Mangel an Unterhalt zu Grunde zu gehen. Es war dies eine harte Gewaltmafsregel, von deren Ungerechtigkeit die englische Regierung nicht ganz freigesprochen werden kann.[6])

Mittlerweile batte unter dem seit 1752 als Gouverneur thätigen Marquis Duquesne de Meneval die Besetzung und Sicherung des Ohiothales für Frankreich ihren Anfang genommen und durch dessen Nachfolger Pierre François de Vaudreuil-Cavagnal thatkräftige Förderung erfahren. Eine Kette von Bollwerken und Forts verbanden

[5]) Methodisten waren zwar seit 1735 als Mifsionare thätig, doch war ihre Zahl im Verhältnis zu dem grossen Arbeitsfelde eine viel zu geringe. „Appeal to religions influences", sagt Kingsford, „either as a duty or a policy, was neglected by the English; and even to this day, on this continent, it is to be feared that the duty is not thoroughly accepted by the Protestants, while the Roman Catholics continue to be impelled by their old traditions to activity and exertion".

[6]) Henry Wadsworth Longfellow (1807—1882) hat eine Episode aus jenen Tagen — die Verjagung der französischen Kolonisten aus Grand-Pré — in seiner idyllisch-epischen Dichtung „Evangeline" poetisch dargestellt.

Canada mit Louisiana und drohten England im Westen zu umzingeln und an die atlantische Meeresküste zu bannen. Quebec, Montreal, Fort de la Présentation (Ogdensburg), Fort Frontenac, Fort Rouillé (Toronto), Detroit, Fort de Miami und Fort St. Joseph sicherten Frankreich die Verbindung mit dem Illinois und Mississippi. Ein zweiter Befestigungsgürtel von Niagara abwärts über Fort Presqu'île[7]) Fort de la Rivière-aux-Boeufs und Fort Duquesne[8]) verwehrte England den Übertritt in das Thal des Ohio. Die englischen Kolonisten erkannten bald die drohende Gefahr und griffen zu Gegenmafsregeln. 1750 bildete sich von Pennsylvania und Virginia aus die Ohio Company, die sofort mit der Besiedlung am Wabash und Miami River begann. Zugleich erhob im Auftrage Dinwiddies, des Gouverneurs von Virginia, der damals 21jährige Major George Washington gegen die Ausbreitung der französischen Herrschaft Einspruch. Nach Erledigung seines Auftrages kehrte Washington zurück und gab hier den Rat, als Gegengewicht am Monongahela ein Fort zu erbauen. Der Plan wurde gebilligt, und im Frühjahr 1754 Fort Necessity errichtet. Bereits im Juli desselben Jahres wurde Washington durch französische Truppen unter Coulon de Villiers daraus verjagt. Damit war der Krieg unvermeidlich. Während die englischen Ansiedler unter John Winslow Fort Beauséjour an der Chinegto Bay und Fort Gaspareaux an der Verte Bay den Franzosen entrissen, wurde der eben aus England angelangte General Braddock bei dem Versuche, Fort Duquesne zu nehmen, blutig aufs Haupt geschlagen. Die unmittelbare Folge dieses Sieges war, dafs der gröfste Teil der Indianer, die bis dahin sich neutral gehalten hatten, zu Frankreich übergingen. Unterdessen war aus Frankreich Baron Dieskau mit regulären Truppen eingetroffen und hatte sich am Lac Sacrament bei Fort St. Frédéric und Carillon verschanzt. Von hier aus eröffnete er einen Angriff auf das von Lyman verteidigte Fort Edward am Hudson River, wurde aber im September zurückgeschlagen und selbst gefangen genommen.[9]) Der Verlust des Führers veranlafste im folgenden Jahre die Ernennung des hochbefähigten 46jährigen Louis Joseph Marquis de Montcalm-Gozon de Saint Véran zum Oberbefehlshaber der französischen Truppen in Canada.[10]) Ihm zur Seite standen de Lévis,

[7]) Das heutige Erie in Pennsylvania.

[8]) Heute Pittsburg, am Zusammenflufs des Alleghany (Ohio) und Monongahela.

[9]) Nach diesem Siege wurde der Name Lac Sacrament in Lake George umgewandelt.

[10]) De Montcalm standen 3000 reguläre Landtruppen und die canadische Miliz zur Verfügung. Die letztere wurde auf Kosten des Staates ausgerüstet und unterhalten; alle Canadier vom 15. bis zum 60. Lebensjahre gehörten ihr an.

de Bourlamaque und de Bougainville. De Montcalm fand zahlreiche Mifsstände vor; es herrschte Unordnung in allen Zweigen der Verwaltung und Unredlichkeit bei den meisten Beamten der Kolonie. Sofort ging de Montcalm zu einem thatkräftigen Angriff vor. Sein Sieg bei Oswego und die Einnahme dieses Platzes am 18. August 1756 gab den Franzosen die völlige Herrschaft über den Lake Ontario und erschütterte bedenklich das Bündnis der Irokesen mit den Engländern. Auch das folgende Jahr war für England ein recht ungünstiges. Der im Sommer 1757 unter Admiral Holbourne und General Hopson geplante Angriff auf Quebec wurde aufgegeben und den Engländern Fort William Henry am Lake George entrissen.

Mit dem Wechsel des englischen Ministeriums und der Ernennung William Pitts, des nachmaligen Earl of Chatham, zum Premierminister im Jahre 1757 trat eine neue Wandlung in der englischen Kriegsleitung ein. Auf drei Punkten sollte Canada angegriffen werden: Louisbourg und Quebec wollte man durch eine starke Flotte blockieren und Montreal vom Lake Champlain aus durch ein Landheer zur Übergabe zwingen. Hatte man Quebec und Montreal in Händen, so waren auch die vorgeschobenen Forts im Süden im Gebiete der Grofsen Seen und im Thale des Ohio von jeder Hilfe abgeschnitten und ihr Fall in kürzester Zeit unausbleiblich. So wurde General Amherst zum Befehlshaber der Landtruppen und Edward Boscawen zum Admiral der englischen Flotte ernannt, die, aus 150 Transportschiffen und 12000 Mann Besatzung bestehend, am 2. Juni 1758 vor Louisbourg erschien. Nach tapferer Gegenwehr unter de Drucourt wurde die Stadt am 26. Juli genommen,[11]) die Besatzung kriegsgefangen und die Einwohner nach Frankreich transportiert. Unmittelbar darauf wurde Gaspé zerstört[12]) und die Ile de de St. Jean[13]) von Lord Rolls für England in Besitz genommen. So war Canada nach der atlantischen Seite zu ungedeckt, und den Engländern stand der Weg durch den St. Lawrence nach Quebec offen. — Unterdes hatte der englische General Abercrombie seine aus 6000 regulären Soldaten und 9000 Milizen gebildeten Streit-

[11]) Die mit einem Kostenanfwande von $3^{1}/_{2}$ Millionen Livres erbauten Festungswerke wurden 1760 geschleift.

[12]) Hier tritt die glänzende Gestalt Wolfes zum ersten Male in die Erscheinung. Persönliche Tüchtigkeit und seltene Begabung hatten des „Zauberers" Pitt Augenmerk auf den jugendlichen Obersten gelenkt, der im folgenden Jahre znm Brigadegeueral der englischen Truppen in Canada ernannt wurde.

[13]) Die Insel wurde dem Gouveruement Neuschottland unterstellt und ihr Name durch königlichen Erlafs vom 13. Juni 1799 zu Ehren des Herzogs von Kent in Prince Edward Island umgewandelt.

kräfte im Juni bei Albany gesammelt und sich gegen Fort Carillon (Ticonderoga) gewandt, das den Eingang zum Lake Champlain beherrschte und von 4000 Mann unter de Montcalm besetzt war. Hier erfocht der tapfere französische Führer zum letzten Male einen entscheidenden Sieg über die Engländer; am 8. Juli wurde Abercrombies Angriff auf das Fort mit grofsen Verlusten zurückgeschlagen. Doch wenige Wochen später schon fiel den Engländern unter Bradstreet Fort Frontenac am Ontario Lake in die Hände, und Aufang Winter wehte über dem von der französischen Besatzung verlassenen Fort Duquesne die englische Flagge.[14] Der Besitz dieses Bollwerks war nach 2 Seiten hin von Bedeutung: er sicherte Englands Herrschaft im Ohiothale und veranlafste den Übertritt der meisten Indianer, welche die Macht Frankreichs schwinden sahen, zu den Engländern.

Zu Ende des Kriegsjahres herrschten in der Kolonie die unhaltbarsten Zustände. Infolge der drohenden Invasion und der Heranziehung der ackerbautreibenden Bevölkerung zum Heeresdienst lagen die Felder brach. Der damit verbundene Mangel an Lebensmitteln hatte eine Teuerung hervorgerufen, unter welcher besonders die ärmeren Klassen schwer zu leiden hatten. Die seit 1729 im Werte von 600000 livres wieder eingeführten „billets" und die von dem gewissenlosen Intendanten Bigot auf eigene Verantwortung verausgabten „ordonnances" waren um 25% im Werte gesunken. Bares Geld war kaum vorhanden. Ein Paar Schuhe, mit Silbergeld bezahlt, kosteten 4 livres, 10 sols; bei der Zahlung mit „billets" stellte sich der Preis auf 10 livres. Den Truppen fehlten die nötigen Mundvorräte. Der Handel lag vollständig darnieder; der Preis für die unentbehrlichsten Verbrauchsgegenstände war unerschwinglich.[15] Doch vergebens baten Vaudreuil und Montcalm um baldige Abhülfe, vergebens gingen Bougainville und Doreil nach Frankreich und wurden beim Ministerium vorstellig. Das Mutterland war selbst machtlos. Zu Wasser und zu Lande geschlagen, in Deutschland, Indien und auf den Antillen zurückgedrängt, in seinen Finanzen völlig erschöpft, mufste es Canada seinem eigenen Geschicke überlassen.[16] So war

[14]) Das Fort wurde nach seiner Besitzergreifung dem englischen Premierminister William Pitt zu Ehren Pittsburg genannt.

[15]) Aus den „Reflexions sommaires sur le commerce qui s'est fait en Canada" (veröffentlicht 1840 in der Lit. and Hist. Soc., Quebec) geht hervor, dafs der Kaufmann Canadas in Friedenszeiten seine Warensendungen mit 3 bis 4% des Wertes derselben versichern liess und dafs während des Krieges diese Versicherungsgebühr bis zu 25% erhöht wurde.

[16]) Wie wenig man in Frankreich die Bedeutung Canadas erkannte, zeigen einige Briefe Voltaires. Unter dem 27. März 1757 schreibt er an de Moncrif:

denn auch der Bescheid des damaligen Kriegsministers auf die Forderung de Montcalms um Truppenverstärkungen ein abschlägiger. Aber dennoch bestand man auf eine Fortsetzung des Kampfes, dessen Ausgang klar vorauszusehen war.

An drei Stellen hatten sich die französischen Streitkräfte aufgepflanzt. Bei Niagara, Fort Frontenac und am Lake Ontario stand der rechte Flügel; am Lake George und Lake Champlain befehligte Bourlamaque das Centrum; dem linken Flügel unter Montcalm, de Lévis und Bougainville fiel die Hauptaufgabe, die Verteidigung Quebecs, zu.

Im Februar 1759 verliefs die englische Flotte mit 70 Fahrzeugen und 5000 Mann Besatzung unter dem Befehl des Admirals Saunders und des zum Generalmajor ernannten 33jährigen Wolfe England und erreichte am 24. Juni die Insel Orleans.[17]) Am 12. Juli begann die Beschiefsung der Stadt, am 12. September gelang es Wolfe, das stark befestigte Lager Montcalms bei Beauport zu umgehen und während der Nacht die Truppen bei Quebec zu landen. Am folgenden Tage entbrannte auf den Abrahamshöhen der grofse, denkwürdige Entscheidungskampf, der mit der Niederlage der französischen Waffen und dem Tode der Führer beider Heere endete.[18])

„On plaint ce pauvre genre humain qui s'égorge dans notre continent à propos de quelques arpents de glace au Canada". Noch charakteristischer ist die Stelle in seinem Briefe vom 3. Oktober 1760 an de Chanvelin, wo es heisst: „Si j'osais, je vous conjurerais à genoux de débarrasser pour jamais du Canada le ministère de France. Si vous le perdez, vous ne perdez presque rien; si vous voulez qu'on vous le rende, on ne vous rend qu'une cause éternelle de guerre et d'humiliation. Songez que les Anglais sont au moins cinquante contre un dans l'Amérique septentrionale".

[17]) Zum ersten Male begegnen wir an dieser Stelle dem in nachmaliger Zeit zu so hoher Berühmtheit gelangten Weltumsegler und Entdecker James Cook, der als Steuermann an Bord des „Mercury", eines kleinen Schiffes, das zur englischen Flotte im Busen von St. Lawrence stiefs, den gefährlichen Auftrag erhielt, den Flufs zu sondieren. Angesichts der Franzosen führte Cook mehrere Nächte hindurch die Arbeit ungestört aus. Als er sie beendet, wird er beobachtet und von mit Indianern bemannten Booten verfolgt. Während er von dem einen Ende seines Fahrzeuges aus auf die Orleans-Insel springt, betreten die Indianer dasselbe auf der andern Seite, um es zu nehmen. Seine sorgfältigen Tiefenmessungen rettend, gelangt Cook vor den Admiral.

[18]) Wolfe, tötlich in der Brust verwundet, erhebt sich, als ein Kurier kommt und meldet: „They run! They run!" „Who run?", fragt Wolfe, „The French, Sir; they run away everywhere." Mit den Worten „Thank God! I die content" stirbt Wolfe, 33 Jahre alt. — Auch Montcalm traf ein feindliches Geschofs in den Unterleib. Als man ihm sagte, dafs er nur noch kurze Zeit zu leben habe, erwiderte er: „Um so besser! So werde ich wenigstens den Fall Quebecs nicht mehr sehen." Im Public Garden zu Quebec trägt eine im Jahre

Fünf Tage später fiel Quebec in die Hände der Engländer. Der Besatzung wurde freier Abzug gewährt, den Einwohnern der Besitz ihres Eigentums gewährleistet und bis auf weiteres die ungehinderte Ausübung der katholischen Religion gestattet.

Unterdessen hatten auch das von Amherst befehligte Centrum und der linke Flügel des englischen Heeres unter Prideaux, die den Auftrag hatten, nach der Besiegung des Gegners am Lake Champlain und Lake Ontario auf Montreal zu marschieren, die ihnen entgegengestellten französischen Truppen siegreich zurückgeworfen. Die von den Feinden verlassenen Forts William Henry, Carillon und St. Frédéric wurden besetzt und das von Pouchot verteidigte Niagara zur Übergabe gezwungen. So war der Weg nach Montreal den englischen Truppen offen. — Das Jahr 1760 sah Canada in hoffnungslosen Zuständen. Erschöpft durch eine 5jährige Kriegsführung und eine ebensolange Hungersnot, jeder Hoffnung auf Hilfe beraubt, von drei feindlichen Heeressäulen angegriffen, war eine Rettung gänzlich ausgeschlossen. Der Sieg, den de Lévis am 28. April 1760 vor Quebec noch einmal an die französischen Fahnen fesselte, vermochte das Geschick des Landes nicht zu hemmen. Die Einnahme von Fort Lévis durch Amherst, die allgemeine Entmutigung und die um Montreal in einer Stärke von 18000 Mann gescharte englische Belagerungsarmee liefsen es Vaudreuil geraten erscheinen, einen aussichtslosen Verteidigungskampf aufzugeben und die wehrlose Stadt dem Gegner zu überliefern. Am 8. September 1760 kapitulierte Montreal unter denselben Bedingungen wie Quebec. — Mit dem Falle dieser beiden Plätze war das Schicksal Canadas entschieden. Nach dem Rücktritt Pitts im Oktober 1761 kamen unter dem Ministerium Bute am 3. November 1762 die Friedenspräliminarien zu Fontainebleau zustande, denen am 10. Februar 1763 der Pariser Frieden[19]) folgte. Frankreich verzichtete auf Canada, Neuschottland und Cape Breton und erkannte den Mississippi als Grenze zwischen Louisiana und den englischen Kolonien an. Von Spanien erhielt England Florida, wogegen Frankreich den Spaniern Louisiana abtrat. Frankreich verblieben das Recht

1827 von Lord Dalhousie errichtete Gedenksäule auf der einen Seite den Namen Wolfes, auf der andern den Montcalms mit der Inschrift:

Mortem Virtus Communem
Famam Historia Monumentum
Posteritas Dedit.

Aufserdem krönt ein Monument Wolfes auf dem Schlachtfelde die Stelle, wo er fiel.

[19]) Die ausführlichen Bestimmungen des Pariser Friedens siehe bei Kingsford, IV, pag. 505 ff.

der Fischerei an der Küste von Neufundland und im St.-Lawrence-Busen, sowie die beiden kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon. Den in Canada, Neufundland, Neuschottland und Cape Breton ansässigen Franzosen wurde die freie Ausübung ihrer Religion und der ungestörte Besitz ihres Eigentums garantiert.

Mit Geschick übernahm man die Leitung der Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten in dem eroberten Lande. Die französischen Gebräuche liefs man bestehen; die als Richter fungierenden englischen Offiziere sprachen Recht nach dem alten, in der Kolonie bis dahin geltenden Gesetze Frankreichs. Aber trotz dieser weisen Mäfsigung und versöhnlichen Politik begannen bald französische Intriguen gegen England ihr Werk. Fort Vincennes im Thale des Wabash, Fort Chartres am Mississippi und das südlich davon gelegene Kaskaskia waren noch im Besitze der Franzosen, die von hier und Nouvelle Orléans aus seit langen Jahren mit den westlichen Indianern einen ausgedehnten Pelzhandel betrieben hatten. Der Sturz der französischen Herrschaft liefs sie für ihren Handel und eine Ablenkung desselben nach Albany und Montreal befürchten und deshalb gewannen sie Pontiac, den Häuptling der Ottowaindianer, für den Plan, die nach Westen vorgeschobenen Forts der Engländer anzugreifen. So begann 1763 ein allgemeiner Indianeraufstand, der zwei Jahre hindurch den ganzen Westen Nordamerikas in Aufruhr und Schrecken setzte und seine Greuel selbst bis zu den Grenzen der Neuenglandstaaten trug. Während Pontiac das von Major Gladwin verteidigte Détroit vergeblich zu nehmen suchte, fielen den Indianern innerhalb weniger Monate mit Ausnahme von Pittsburg sämtliche Stützpunkte der Engländer bis zu den Alleghany Mountains in die Hände. Die Unentschlossenheit des englischen Gouverneurs Amherst und die Unfähigkeit des Generals Bradstreet verlängerten diese Wirren, denen erst der erfolgreiche Feldzug Bouquets im Winter 1765 ein Ende bereitete. Nach dem Falle von Vincennes und der Übergabe des Fort Chartres an die Engländer verschwand für immer die französische Flagge im Westen des amerikanischen Kontinents.

Inzwischen war Canada am 7. Oktober 1763 zu einer britischen Provinz erklärt worden, und Murray am 10. August des folgenden Jahres als erster Gouverneur in Quebec angekommen. Gemäfs der Proklamation des Königs vom 17. September 1764 sollten die Katholiken von allen Ämtern ausgeschlossen sein, die französischen Edelleute ihrer hohen Stellen und Rechte entkleidet, die englische Gerichtsbarkeit im vollen Umfange eingeführt, überhaupt die alten Überlieferungen des Landes völlig umgestürzt werden. Doch schon bald

sah Murray ein, dafs bei der fast ausschliefslich katholischen französischen Bevölkerung eine derartige Reform undnrchführbar sei.[20]) So verordnete er, dafs das französische Civilrecht weiter gelten, das Kriminalrecht dagegen englisch sein solle. Diese versöhnliche Politik zog Murray einen scharfen Tadel von seiten des Königs zu. Unter den englischen Kolonisten brach ein Stnrm der Entrüstung los; man verlangte drohend ein House of representatives, das, wie in den übrigen Provinzen, völlig protestantisch sei. Diese Umstände bewirkten die Znrückberufnng Murrays nnd die Ernennung Sir Guy Carletons zum Gonverneur (1766), der aber wie sein Vorgänger dieselbe Milde walten liefs. Die Gegensätze spitzten sich zu, als Hector Theophile Cramahé, ein Schweizer Protestant, im August 1770 die Leitnng der Kolonie übernahm. Die Forderung um Errichtung eines Repräsentantenhauses wurden erneuert, eine Adresse an den König gesandt und um die Einführung der englischen Jury gebeten. Auch die Katholiken waren nicht unthätig und verfafsten eine Petition, die Georg III. im Februar 1774 überreicht wurde. Am Londoner Hofe erkannte man die Unhaltbarkeit der Znstände nnd die Gröfse der Gefahren, welche ein weiteres Zögern für Canada nach sich ziehen würde. So beschlofs man denn, in der sogenannten Quebec-Akte vom Jnni 1774 eine lieberalere Regierungsform für das katholische Land einzuführen. Sie gewährte allgemeine Religionsfreiheit, setzte die Geistlichkeit wieder in ihre Einkünfte,[21]) machte die Katholiken amtsfähig und stellte die alte Civilgesetzgebung wieder her, die dem französischen Adel von nenem seine Feudalrechte sicherte. Die drückendsten Stenern wurden abgeschafft, überhanpt sollte das englische Kriminalrecht für die Anhänger beider Confessionen bindend sein. Die Qnebec-Akte sollte für die ganze Provinz, deren Grenzen im Süden nnd Westen bis zum Ohio und Mississippi ausgedehnt wurden, Geltung haben und am 1. Mai 1775 in Kraft treten.

Hatte der König geglanbt, dadurch die erregten Gemüter der Engländer zu beschwichtigen und eine danernde Ruhe in der Kolonie hergestellt zu haben, so täuschte er sich. Pennsylvania und Virginia sahen sich durch die Vergrösserung der Provinz Quebec in ihrer

[20]) Die katholisch-französische Bevölkerung Canadas betrug damals 65000 bis 70000, die englischen Kolonisten erreichten kaum die Zahl 400.

[21]) Das dem Klerus erteilte Recht der Besteuerung und Erhebung von Gefällen erstreckte sich vornehmlich auf die ackerbautreibende Bevölkerung Canadas und bestand in einer Abgabe des 26. Teiles der ans den Ländereien erzielten Produkte. Der protestantische Kolonist war natürlich davon befreit; er steuerte zum Unterhalte seiner Kirche eine jährliche freiwillige Abgabe bei.

Entwickelung nach Westen gehemmt, der englische Ansiedler in Canada war erbittert über die Verweigerung des Repräsentantenhauses, der Katholik unzufrieden, dafs er von neuem die Abgaben an die Kirche leisten mufste und den Feudalrechten der Seigneurs unterstand. Der allgemeine Unwille äusserte sich in einer Reihe von Adressen, welche die englischen Kolonisten an die Bewohner der Neuenglandstaaten, Grofsbritanniens und die katholische Bevölkerung Canadas selbst sandten.

Hinzu trat die allgemeine Unzufriedenheit in den südlichen Kolonien. Auch hier waren die dringenden Forderungen um Selbstverwaltung bislang unerfüllt geblieben. Man hatte verlangt, dafs die Landesvertretungen bei der inneren Besteuerung um ihre Zustimmung angegangen werden sollten und dafs eine Verminderung der seit den letzten Kriegen stark erhöhten Steuerlast vorgenommen würde. Grossen Unwillen hatten auch die für eine Reihe von Handelsartikeln eingeführten und vermehrten Eingangszölle, sowie das verschärfte Verbot des Schleichhandels erregt. Da wurde am 22. März 1765 unter dem Ministerium Grenville die Stempelakte (Stamp Act) erlassen, welche zwecks Aufbringung einer für die Verteidigung der Kolonien gegen etwaige feindliche Angriffe benötigten Geldsumme eine Stempelgebühr auf alles bei Geschäftsabschlüssen zu verwendende Schreibpapier festsetzte. Allein die Kolonien sprachen dem englischen Parlamente, in dem sie nicht vertreten waren, das Recht der Besteuerung ab, verweigerten die Einfuhr verzollbarer Handelsartikel und widersetzten sich der Stempeltaxe. Infolge der drohenden Haltung der Bevölkerung wagte es die Regierung nicht, die Akte durchzuführen. Sie wurde am 18. März 1766 zurückgezogen. Das Gesetz über die Verpflegung und Anfnahme der königlichen Truppen aber blieb bestehen. Zngleich wurde von der englischen Regierung eine Bill erlassen, welche dem Parlamente die höchste gesetzgebende Gewalt für alle Angelegenheiten in Amerika vorbehielt und die entgegengesetzten Beschlüsse der Legislaturen nnd Kolonialkongresse für ungültig erklärte. Noch mehr als durch diese Bestimmung wurde die beruhigende Wirkung der Beseitigung der Stempelakte dadurch wieder aufgehoben, dafs das englische Parlament auf Betreiben Townshends im Mai 1767 auf Papier, Glas, Farbwaren und andere kleinere Verbrauchsgegenstände einen Einfuhrzoll festsetzte. Die Gärung hörte auch nicht auf, als das Ministerium North 3 Jahre später die Besteuerung sämtlicher Handelsartikel zurückzog und nur die geringe Taxe von 3 Pence für das Pfund Thee bestehen liefs. Die verhaltene Entrüstung kam zu offenem Ausbruch,

als im Dezember 1773 die ostindische Compagnie eine Masse Thee in den amerikanischen Seeplätzen abzusetzen suchte, und im Bostoner Hafen die Bevölkerung eine ganze Schiffsladung davon versenkte. Der daraufhin vom englischen Parlamente erlassene Beschlufs, dafs vom 1. Juni 1773 ab die Sperre über Boston verhängt und die Verfassung von Massachnsetts aufgehoben werden solle, führte am 5. Sept. 1774 zu einem Zusammentritt der einzelnen Vertreter der 13 Kolonien zu Philadelphia, von wo man im Oktober eine Adresse an den König und das britische Volk erliefs und eine gerechte Behandlung, sowie eine dem Mutterlande analoge Regierungsform für das Land forderte. Zugleich bildete sich die „American Association“, welche sich verpflichtete, vom 1. December ab jeden Handelsverkehr mit England abzubrechen, bis man den Ansprüchen der Kolonien gerecht werde. Auch Canada suchte man zum Anschluss an die gegen die englische Regierung gerichtete Bewegung zn gewinnen. — In England rief dieses Vorgehen die gröfste Entrüstung hervor. Die an Georg III. gerichtete Adresse blieb unbeantwortet. Massachusetts wurde in Aufruhrzustand erklärt, und General Gage beauftragt, die in Worcester und Concord errichteten Kriegsarsenale zu zerstören. Am 9. April 1775 wurde der Angriff der Engländer von den Kolonialtruppen bei Lexington und Concord blutig zurückgewiesen, im Mai Ticonderoga und Crownpoint durch Freiwillige aus Connecticnt und Vermont erobert und im folgenden Monat dem Angriff der königlichen Truppen bei Bunker Hill erfolgreich standgehalten. Während der am 16. Juni zum Oberbefehlshaber der Kongresstruppen ernannte Washington eine Verteidigungsarmee organisierte, endete der Versuch, Canada zu nehmen, mit einer völligen Niederlage der Amerikaner unter Montgomery. Gegen die im Frühjahr unter Admiral Howe nach Amerika gesandten englischen Streitkräfte waren die schlecht disziplinierten Truppen Washingtons widerstandslos. Er mnfste New York räumen und nach dem unglücklichen Gefecht bei White Plains den Rückzng über den Delaware antreten. Der Erfolg der Amerikaner über die Engländer bei Trenton (Dezember 1776) nnd Princeton (Januar 1777) wurde durch die Niederlage der ersteren bei Brandywine (September 1777) und Germantown (Oktober 1777) zu nichte gemacht. Im Norden waren die Kongrefstrnppen siegreich; hier wurden die Engländer unter Bourgoyne im August völlig geschlagen und zwei Monate später von Gates zur Übergabe von Saratoga gezwungen. Dieser Erfolg war für die Amerikaner um so bedeutender, als infolge dieses Sieges Frankreich für die Freiheitssache der Kolonien Partei ergriff und im Februar 1778 mit denselben einen

Handels- und Verteidigungsvertrag abschlofs. Zwar fielen durch die Einnahme von Savannah und Charleston und den Sieg Cornwallis' bei Camden (August 1780) ganz Georgia und South Carolina in die Hände der Engländer, doch die mit Hilfe eines französischen Heeres unter Rochambeau bewirkte Übergabe von Yorktown am 19. Oktober 1781 liefs England an einem Erfolge des Krieges verzweifeln und bewirkte im November 1782 den Abschlufs des Pariser Präliminarfriedens zwischen England und den Vereinigten Staaten, dem am 3. September 1783 der definitive Friede von Versailles folgte.

Die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten wurde von England anerkannt und zugleich eine Grenze zwischen beiden Gebieten festgesetzt. Mit der Frage der Grenzregulierung war englischerseits Oswald betraut worden, der aber wenig das Interesse seines Landes zu vertreten wufste. In den ersten Verträgen hatten die Vereinigten Staaten es durchgesetzt, dafs die Interessensphäre dem St. John River und Hochlande entlang bis zum 45. Breitengrade laufen, von hier über den Lake Nipissing zur Nordspitze von St. Joseph Island gehen und in gerader Richtung den Mississippi treffen sollte. Durch diese Linie wäre den Vereinigten Staaten mit Ausnahme des Lake Superior das ganze canadische Seengebiet und der gröfste Teil der heutigen Provinz Ontario zugefallen. Dem energischen Widerstande der englischen Regierung war es zu verdanken, dafs eine für Canada günstigere Landesgrenze nach Süden hin bestimmt wurde.[22])

Frankreich, das die Vereinigten Staaten in ihrem Kampfe gegen das Mutterland unterstützt hatte, verzichtete auf das ihm im Pariser Frieden (1763) an der Ostküste Neufundlands zwischen Cape Bonavista und Cape St. John gewährte Recht der Fischerei, erhielt dasselbe aber für die Ostküste von Cape St. John an aufwärts und

[22]) Die im Artikel II des Friedensvertrages festgesetzte Grenzlinie verrät die grofse Unkenntnis der Kommission, welche die Grenzregulierung vornahm. Der als Grenze zwischen dem Connecticut River und der Stadt St. Régis bestimmte 45. Parallel wurde gar nicht innegehalten, sondern die Vereinigten Staaten beanspruchten auf Grund einer von Valentin und Collins 1774 gemachten Vermessung eine Grenzlinie, die in Wirklichkeit 2 englische Meilen nördlicher als 45° N. lag. Nach einer 1822 vorgenommenen Regulierung, die sich bis zum Sault Ste. Marie erstreckte, wurde 1842 die Grenzfrage durch den Ashburton Treaty endgiltig erledigt. Die Demarkationslinie wurde, wie folgt, festgelegt: Dem Pigeon River entlang über die westlich davon gelegene Seenkette zum Rainy River, diesem entlang zum Lake of the Woods, denselben in nordwestlicher Richtung durchschneidend, von hier unterhalb des Shoal Lake in gerader Richtung nach Süden bis zum 49. Parallel, diesem folgend bis zur Strait of Georgia, und von dort in einem Bogen um die Südspitze von Vancouver Island herum zu Stillen Ozean.

für die ganze Westküste der Insel. Daneben machte England in einem Sondervertrage noch das Zugeständnis: „His Britannic Majesty will take most positive means for preventing his subjects from interrupting in any manner by their competition, the fishery of the French......and he will for the purpose cause the fixed settlements which shall be formed there to be removed.“ [23])

So endete der Freiheitskampf der englichen Kolonien mit einem Friedensvertrage, dessen Bedingungen für das Mutterland kaum ungünstiger hätten sein können. Für Canada, das inmitten dieser Wirren treu zu seinem neuen Herrn gestanden hatte, war der Krieg selbst wie seine Folgen von der weittragendsten Bedeutung. Der Umsicht Carletons war es zu verdanken, dafs im Dezember 1775 der Angriff Montgomerys auf Quebec zurückgeschlagen wurde und die Kongrefstruppen im Frühjahr 1776 für immer das Land verliefsen.

Im Juni 1777 erhielt Carleton in der Person Haldimands einen überaus fähigen und würdigen Nachfolger. Mit Glück nnd Geschick verstand er es, die von den südlichen Kolonien ausgehenden Bemühungen, die französischen Canadier für die Sache der Freiheit zu gewinnen und zur Losreifsung von England zu bewegen, zu vereiteln. Die französische Bevölkerung hatte sich um ein Drittel vermehrt, sie war wohlhabender geworden und genofs, vom Kriegsdienste und den „corvées“ befreit, eine politische Freiheit, die ihr unter der französischen Herrschaft unbekannt geblieben war. Schon bald nach dem Ausbruche des Krieges zeigte sich die günstige Wirkung der Quebec-Akte. Den von d'Estaing und La Fayette von Boston aus an die Franzosen in Canada erlassenen Proklamationen, die zum Anschlusse an die Erhebung gegen England aufforderten und die zuversichtliche Hoffnung aussprachen, dafs Frankreich bald wieder in Amerika herrschen werde, traten die in ihren alten Rechten bestätigten Geistlichen und Seigneurs mit Erfolg entgegen. Durch die Quebec-Akte hatte England sich ein königtreues Beamtentum und durch dieses wiederum eine loyale Bevölkerung geschaffen!

Während im Süden der Kampf tobte, begann der neue Gouverneur Canadas seine für die Entwickelung im Innern ungemein ersprießliche und segensreiche Thätigkeit. Sein nächstes Augenmerk richtete er auf die Befestigung der im Süden bedrohten Grenze und

---

[23]) Freilich ahnte England nicht, dafs es sich durch dieses Zugeständnis in seinen amerikanischen Fischereien schwer schädigte und den Grund zu einer Konkurrenz legte, welcher der englische Fischer dem französischen gegenüber nicht gewachsen war und die auch heute noch die Existenz des ersteren in nicht geringem Mafse bedroht.

der Hauptstadt selbst; er legte den Grundstein zu der Quebecer Citadelle. Vorwiegend militärischen Zwecken sollten auch die Kanäle dienen, die er unter Leitung des Major Twist von der Truppe der Royal Engineers zwischen St. Louis und St. Francis oberhalb Montreals zur Umgehung der zahlreichen Stromschnellen anlegen liefs.[24]) Haldimand wurde damit der Schöpfer des grofsartigen Kanalsystems, das heute ganz Quebec und Ontario durchzieht. Auch in anderer Hinsicht gab der Gouverneur Proben seines vielseitigen Interesses für das Wohl der ihm unterstellten Provinz. Durch die Anlage von öffentlichen Gärten in Quebec erwarb er sich das Verdienst, der erste zu sein, der in Canada die Vorliebe für Gärtnerei und Blumenzucht weckte.[25]) Auch war er ein eifriger Förderer der Litteratur und Kunst. Zwecks Überlassung schöngeistiger und wissenschaftlicher Werke wandte er sich an den Londoner Dramatiker Richard Cumberland und begründete mit Hilfe gesammelten Geldes die Bibliothek von Quebec.[26])

Hand in Hand mit dieser Entwicklung ging auch die Ausbreitung des christlichen Glaubens, an der ausser den katholischen Missionaren jetzt auch protestantische erfolgreich teilnahmen. 1784 zählte die katholische Kirche in Canada 131 Geistliche und 234 Schwestern. Protestantischerseits begann eine planmäfsige Missionsthätigkeit erst im Jahre 1759 unter Doty und Stewart.[27]) 1766 wurde Delisle Rektor von Montreal, 1783 Sorel Sitz eines protestantischen Geistlichen. In den ersten Jahren nach der Eroberung gewann die protestantische Kirche neue Stützen durch Geistliche, welche im Heere und auf der Flotte thätig gewesen waren und jetzt, nach Beendigung des Krieges, in der Kolonie blieben.

Zwei Ereignisse noch charakterisieren die Amtsperiode Hal-

[24]) Die erste so entstandene künstliche Wasserstrasse war der 1779 bei Coteau du Lac erbaute Kanal. In der Zeit von 1782—83 baute man den Cascades-Kanal und den Split-Rock-Kanal. Sie blieben bis zum Jahre 1817 in Gebrauch. Zur Bestreitung der Bau- und Unterhaltungskosten wurden von jedem „bateau“, das die Durchfahrt benutzte, eine Abgabe von 10 $ erhoben. 1821—25 entstand der Lachine-Kanal, 1826—32 der Rideau-Kanal, und im Oktober 1845 wurde der Beauharnois-Kanal dem Verkehr übergeben.

[25]) Näheres darüber findet man im Werk der Frau Friederike von Riedesel: Berufsreise nach Amerika. Berlin 1800, pag. 290 ff.

[26]) Sie befindet sich heute im Besitze der dortigen Literary and Historical Society.

[27]) Von Rev. H. C. Stewart, dem Rektor von Three Rivers, haben wir auch das erste Buch, welches die Thätigkeit der protestantischen Geistlichen beleuchtet: Church of England in Canada, 1759—1793, from the conquest to the establishment of the See of Quebec.

dimands als eine überaus wichtige und bedeutsame: die Beschwichtigung drohender Indianerunruhen und die Aufnahme der aus den südlichen Provinzen zum Teil vertriebenen, zum Teil freiwillig ausgewanderten königstreuen englischen Kolonisten, der Loyalisten.

Durch den Friedensschlufs waren die westlichen Indianer gegen England, dem sie während des letzten Krieges zum gröfsten Teil treu zur Seite gestanden hatten, aufs tiefste erbittert. Sie erhoben Beschwerde, dafs England sie verräterisch behandelt und ihre Gebiete, auf dem sie die alleinigen Herren seien, durch eine willkürlich festgesetzte Demarkationslinie den Vereinigten Staaten überlassen hätte. Durch eine geschickte Politik und eine Reihe weiser Mafsregeln verstand es Haldimand, die schwer beleidigten Indianer, deren Entrüstung durch den eben aus Paris nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrten La Fayette neue Nahrung erhalten hatte, zu versöhnen. Den Mohawk wurden am Grand River (Erie Lake) Landstriche in einer Ausdehnung von 694 910 Morgen als Besitz angewiesen und andere Stämme in ähnlicher Weise schadlos gehalten.

Ungleich wichtiger war die Bevölkerungszunahme, welche Canada durch die Einwanderung der United Empire Loyalists erhielt.[28]) Ein grofser Teil der gebildeten und wohlhabenden Klassen in den südlichen Kolonien hatte sich beim Ausbruch des Kampfes mit England gegen eine Lostrennung vom Mutterlande auf das entschiedenste ausgesprochen.[29]) Ihre Weigerung, sich der Freiheitssache anzuschliefsen, hatte zur Folge, dafs man sie für rechtlos erklärte, sie ihrer Güter beraubte, ihrer Stellungen entkleidete und aus dem Lande verjagte. So hatte seit dem Jahre 1778 eine starke Auswanderung begonnen. Jeder Mittel bar, hatten sich viele bei Port Roseway, Shelburne, am St. John's River und auf St. John's Island (Prince Edward Island) niedergelassen, wo sie durch die Freigebigkeit der Bevölkerung vom Hungertode gerettet wurden. Diejenigen, welche weiter hinauf bis zur Bay of Fundy nach Anna-

[28]) Der Ausdruck „U. E. loyalist" verdankt seinen Ursprung dem Erlafs der königlichen Regierung vom 9. November 1789, der bestimmte, dafs den Söhnen und Töchtern aller Loyalisten bei ihrer Grofsjährigkeit, bezw. Heirat 200 Morgen Landes zum Geschenk gemacht und allen, welche vor 1783 der königstreuen Partei angehangen hätten, der Titel „U. E." für sich und ihre Nachkommen verliehen werden sollte als Belohnung für die Treue zum United Empire.

[29]) Wie Sabine in seinem Werke „Loyalists of the American Revolution" (Boston, 1864, 2 vol.) mitteilt, waren von 310 aus Massachusetts im Jahre 1778 vertriebenen Loyalisten nicht weniger als 60, welche eine akademische Bildung genossen hatten.

polis und Windsor und zur Chaleur Bay gelangten, hatten ein besseres Schicksal und erwarben unter geringeren Entbehrungen ihren kärglichen Unterhalt. Der gröfste Teil der ihrer Heimat und Habe beraubten Flüchtlinge fand seinen Weg über den Lake Champlain in das Thal des St. Lawrence und liefs sich hier am Lake St. Francis, in Montreal und Chambly nieder. Noch andere suchten sich am Nordufer des Ontario Lake eine neue Heimat, gründeten Niederlassungen bei Fort Cataraqui (Kingston), an der Bay of Quinté, bei Queenston am Niagara River und weiter westlich am Erie Lake. Schritt für Schritt rang hier ein charakterfester, intelligenter Menschenschlag dem mit endlosen, undurchdringlichen Waldungen bedeckten Boden urbares Land ab, baute Wasserstrafsen und Städte und machte die frühere Wildnis zu dem, was sie heute ist — zu der blühendsten und reichsten Provinz Canadas. Der von England beim Friedensschlufs gestellten Forderung bezüglich der Herausgabe der beschlagnahmten Güter oder einer entsprechenden Entschädigung kamen die Vereinigten Staaten nicht nach. Dagegen liefs das Mutterland es sich nicht nehmen, ihre treuen Kinder in etwa schadlos zu halten; eine Summe von rund $ 16 000 000 wurde von der Regierung zu diesem Zwecke verausgabt.

Der von Haldimand 1784 vorgenommene Census ergab eine Einwohnerzahl von 110 857.[30]) Die Engländer safsen meist in den Städten, die Franzosen bildeten den Hauptbestandteil der Landbevölkerung und hielten sich anfänglich ziemlich abgeschlossen. Die Einwanderung von England aus war eine recht unbedeutende; der geringe Zuzug lag vornehmlich begründet in dem Vorurteil gegen das Klima des Landes. Der letzte offizielle Akt, der Haldimands ereignisreiche Amtsperiode abschlofs, war die vom englischen Volk so lang ersehnte Einführung des Habeas-Corpus-Rechtes in Canada am 22. April 1784. Am 15. November desselben Jahres verliefs Haldimand das Land und erhielt Hamilton zum Nachfolger.

Seine kurze Thätigkeit als Gouverneur ist bemerkenswert wegen eines Vorfalles, der für die spätere politische Gestaltung Canadas grofse Bedeutung erlangte. Am 11. April 1785 überreichten die Loyalisten dem englischen Parlamente eine Denkschrift, in der sie dem Wunsche Ausdruck gaben, dafs das von ihnen besiedelte Gebiet

[30]) Die Einwohnerzahl verteilte sich auf die 3 Distrikte in folgender Weise: Montreal = 55 615, Three Rivers = 12 618, Quebec = 41 824. Die Stadt Montreal hatte 6479, Three Rivers 810, Quebec 6491 Einwohner. Ueber die Stärke der eingewanderten Loyalisten stehen keine amtlichen Angaben zur Verfügung. Kingsford schätzt ihre Zahl auf über 41 000.

am obern St. Lawrence einen besondern Bezirk für sich bilden solle mit Cataraqui (Kingston) als Hauptstadt und „with the blessings of British laws, and of British government, and an exemption from French tenures.“ Es war dies der erste offizielle Schritt zur Bildung der heutigen Provinz Ontario.

Von Mitte 1785 bis zum Oktober des folgenden Jahres vertrat Hope an Stelle des zurückgerufenen Hamilton die Stelle eines Governor General in der Kolonie. Hopes Amtsjahre bieten wenig Interressenswertes Es war eine Zeit des Überganges, in welcher von seiten der englischen Ansiedler dem Verlangen nach einer Neuregelung des Regierungssystems dringender wie je Ausdruck verliehen und Fragen angeregt wurden, die erst unter Lord Dorchester eine befriedigende Lösung finden sollten.

Am 23. Oktober 1786 übernahm Carleton, zum Lord of Dorchester ernannt, zum zweiten Male die Leitung der Geschäfte der Kolonie. Immer mehr hatten sich die Mifsstände gezeigt, welche das Nebeneinanderbestehen der beiden Rechte, des englischen und französischen, und die dadurch bedingten Gegensätze zwischen den in der Religion wie in der ganzen Charakterveranlagung durchaus verschiedenen Rassen zur Folge hatten. Die Klagen der englischen Kolonisten hatten bisher nichts gefruchtet. Da entschlofs sich endlich die britische Regierung, dem Lande die sehnlichst gewünschte Verfassung zu geben. Nach langen Verhandlungen und teilweise heftigem Widerstand wurde am 14. März 1791 die Canada-Akte erlassen. Sie teilte die bisherige Provinz Quebec durch eine von Point-au-Baudet (Lake St. Francis) über Point Fortune gezogene und dem Laufe des Ottawa River folgende Linie in die beiden Provinzen Upper und Lower Canada, und zwar so, dafs Upper Canada vorwiegend die englischen Kolonisten, Lower Canada den gröfsten Teil der französischen Bevölkerung in sich schlofs. Die gesetzgebende Gewalt wurde einem Ober- und Unterhause (legislative concil and house of assembly), die vollziehende Gewalt in jeder Provinz einem Lieutenant-Governor übertragen. Diesem war ein Vollziehungsrat zur Seite gestellt, der nur der Regierung in England verantwortlich war. Die Mitglieder des Oberhauses wurden auf Lebenszeit vom Gouverneur, die des Unterhauses auf die Dauer von vier Jahren vom Volke gewählt. Die Giltigkeit der Habeas-Corpus-Akte wurde auf beide Provinzen ausgedehnt; Upper Canada wurde in 16, Lower Canada in 21 Counties eingeteilt. In ersterer Provinz trat unter dem zum Lieutenant-Governor ernannten John Graves Simcoe das Parlament am 17. September 1792 zum ersten Male

zusammen.[31]) In Lower Canada, wo die Erlasse der Regierung in englischer und französischer Sprache abgefafst sein mufsten, begann der gesetzgebende Körper seine erste Tagung drei Monate später. So hatte das Land denn eine Verfassung, die neben ihren Vorzügen auch einen grofsen Febler in sich barg. „The Constitution of 1791“, sagt Bourinot[32]), „though giving many concessions and privileges to tbe two provinces, had an inherent weakness, since it professed to be an imitation of the British system, but failed in that very essential principle which the experience of England has proved is absolutely necessary to harmonize the several branches of government; that is, the responsibility of the executive to Parliament, or more strictly speaking to the assembly elected by the people.“

In der Friedenszeit unter Lord Dorchester und seinen unmittelbaren Nachfolgern Prescott (1797—1808) und Craig (1808) erfuhr Canada neue und bedeutsame Wandlungen, weniger in politischer Hinsicht als im innern Ausbau und auf kommerziellem Gebiete.

1787 war Dr. Inglis zum anglikanischen Bischof von Neuschottland ernannt und seine geistliche Gerichtsbarkeit auch auf Neufundland, Neubraunschweig und Canada ausgedehnt worden. 1793 wurde Quebec Sitz eines Bischofs der englischen Kirche. Doch war die Missionsthätigbeit noch eine äusserst dürftige und die Zahl der evangelischen Geistlichen im Vergleich zu denen der katholischen Kirche eine viel zu geringe. 1793 waren in Lower Canada sieben, in Upper Canada, das eine überwiegend protestantische Bevölkerung hatte, nur drei Priester thätig. Die Hälfte dieser verschwindend kleinen Anzahl von Missionaren hatte die „Society for tbe Propagation of the Gospel“ nach Canada gesandt. Protestantische Gotteshäuser gab es nicht. Erst im Jahre 1804 erhielt die evangelische Gemeinde in Quebec ihre erste Kirche.[33])

Das Schulwesen hatte anfänglich noch recht im Argen gelegen. 1787 war durch Dorchester ein Ausschuss ernannt worden, der die Frage der Erziehung regeln und energische Schritte zur Gründung von Schulen und Lehrerseminarien unternehmen sollte. Doch die Verhandlungen hatten zu keinem praktischen Ergebnis geführt. Erst unter dem hervorragenden und hochbefähigten Coadjutor und

[31]) Der erste Sitz der Regierung von Upper Canada war in Newark, dem heutigen Niagara on the lake. 1797 wurde York (Toronto) Sitz der Legislatur.

[32]) J. G. Bourinot: An Outline of the Constitutional History and System of Government. (Handbook of Canada, Toronto 1897, pag. 165.)

[33]) Bis dahin wurde der katholische und protestantische Gottesdienst abwechselnd in der Franziskaner- und Jesuitenkirche Quebecs ausgeübt.

späteren katholischen Bischof Plessis wurden die ersten Elementarschulen in Quebec gegründet. In Ober-Canada fand dieser Versnch unter dem seit 1806 in dieser Provinz als Gouverneur thätigen Francis Gore bald Nachahmung. In dieser Hinsicht erwarb sich besonders der Rektor von Cornwall, der nachmalige Bischof Strachan, grofse Verdienste. Nach englischem Muster wurden sieben Grammar Schools errichtet, und aus dem Mutterlande Lehrer herübergerufen, denen die Regierung ein festes Gehalt von £ 100 auswarf.

Von Robert Shore Miles, dem Statthalter von Unter-Canada, ist nns aus dem Jahre 1800 ein Bericht erhalten, der über die Zustände dieser Provinz in damaliger Zeit recht interessante Aufschlüsse gewährt. Die Lage des französischen Adels war eine wenig beneidenswerte. „Very few of them on their own territory", so heifst es an einer Stelle jener Denkschrift, „have the means of living in a more affluent and imposing style than the simple „habitant", and scarcely any of the number has interest to ensure their own election or that of any one to whom they give their support". Wenige zeigten Neigung, die Militärlaufbahn in der canadischen Miliz einzuschlagen. Die Söhne der reicheren Adligen gingen vielfach nach Paris, studierten hier Rechtsknnde nnd Medizin und liefsen sich später in Canada nieder. Anch die katholische Geistlichkeit rekrutierte sich zum grofsen Teil aus der Klasse der Seigneurs.

Das Zeitungswesen hatte bereits damals einen grofsen Aufschwung genommen. Am 13. April 1793 erschien in Niagara die erste Nummer der „Upper Canada Gazette, or American Oracle", in Quebec seit 1805 der „Mercury", ein Blatt, welches rein kommerzielle Interessen verfolgte und das Organ der englisch redenden Bevölkerung der Stadt war. Im November 1806 wurde die französische Zeitnng „Le Canadien" zum ersten Male in Quebec veröffentlicht. Sie hatte sich den Satz „Nos institutions, notre langue, et nos lois" als Motto gewählt, hatte sich verpflichtet, die bestehenden Regierungsformen anzuerkennen und nichts zu unternehmen, was gegen England nnd den Frieden der Kolonie gerichtet sei. Doch schon bald wurde das Blatt diesem Gelöbnis untreu. Es begründete den Rassenhafs und nährte in einer Reihe aufreizender Artikel die Unzufriedenheit, welche der französische Kolonist über das bestehende Regierungssystem empfand und wenige Jahrzehnte später unter Papineau zum offenen Ausbruch kommen sollte. Damals begann die Zeit, wo der französische Canadier sich fast ganz von der ihn umgebenden englischen Bevölkerung abschlofs, wenngleich die Elite des Adels, wie

die Familien de Léry, de Taschereau, de Lotbinière, de Salabery, de Boucherville u. a., liberalere Anschauungen hegte und das englische High-Life im vollsten Maſse mitmachten.

Die Bevölkerung hatte im Laufe der letzten Jahre stark zugenommen. 1812 zählte Canada über 425000 Einwohner. Neben den französischen Kolonisten, die sich infolge kinderreicher Ehen ungemein schnell vermehrten, hatte auch das englische Element aus Nord-Schottland und Irland bedeutenden Zuwachs erhalten. Daneben ſanden holländische Farmer aus Pennsylvanien, meist der Sekte der Quäker angehörend, ihren Weg nach Ober-Canada. Es war ein fleissiger, nüchterner Menschenschlag, welcher der ackerbautreibenden Bevölkerung dieser Provinz neue Kräfte zuführte und durch baldiges Aufgehen in derselben das angelsächsische Volkstum nicht unwesentlich stärkte. In dem Maſse, wie die Einwanderung zunahm, gewannen auch die kaum gegründeten Städte an Ausdehnung und Bedeutung. Kingston war damals der gröſste Platz im Süden und hatte 600 Einwohner; York (Toronto) und Niagara hatten eine Einwohnerzahl von je 500.[34])

Durch Anlage von Wegebauten und Verbesserungen der wenigen Wasserstraſsen, die Canada damals besaſs, erfuhren Handel und Gewerbe neue Förderung. 1794 wurde zwischen York und Lake Simcoe eine fahrbare Straſse erbaut und damit durch den Severn River eine Verbindung mit der Matchedash und Georgian Bay hergestellt. Kingston war Mittelpunkt der Schifffahrt. Hier wurden die von Quebec und Montreal in leichten Booten (bateaus) den St. Lawrence hinauf beförderten Waren in die gröſseren Schiffe verladen und von dort durch den Ontario und Erie Lake zu den westlichen Plätzen bis Detroit geführt. Die aufblühende Provinz von Ober-Canada zog groſsen Gewinn aus dieser Handelsroute; Johnston (Brockville), York, Hamilton und Niagara waren schon damals wohlbekannte Hafen- und Stapelplätze. Das wichtigste Ereignis aber für den Verkehr war die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem St. Lawrence durch John Molson; am 4. November 1809 gelangte der erste Dampfer, „The Accomodation", mit 10 Passagieren in Quebec an.

Neue Kanalprojekte hatte man auch nach Haldimands Rücktritt wieder entworfen. So plante man schon vor 1790 die Anlage eines Chambly-Kanals. Ein Brief Alexander Mackenzies vom Jahre 1802 zeigt, dass man um diese Zeit sich mit dem Gedanken trug, eine

[34]) Auch manche neue Ansiedlungen entstanden in diesem Zeitraume. So wurde 1803 durch Oberst By der Flecken Bytown gegründet, der 1854 durch Parlamentsbeschluss zur City erhoben wurde und den Namen Ottawa erhielt.

Wasserstrafse von Albany zum Ontario Lake zu erbauen. Zu einer Ausführung dieser Projekte kam es vorläufig noch nicht; sie blieb einer späteren Zeit vorbehalten, als eine gesteigerte Industrie und ein regerer Wettbewerb auf den Gebieten des Handels und Verkehrs ein längeres Zögern unmöglich machten.

Die Verbindungen Canadas mit England waren bislang recht mangelhafte und unregelmäfsige gewesen. Die Postsendungen von London gingen über Halifax nach Quebec und gebrauchten nicht selten 4 und noch mehr Monate, um nach Toronto zu gelangen. Erst unter Craig besserten sich diese mifslichen Verhältnisse.

Wie im Süden, so hatte auch der Handel im hohen Norden und Westen gewaltig an Ausdehnung und Bedeutung zugenommen. Hier war es die Hudson's Bay Company, die von ihren Handelscentren Fort Churchill, Fort York, Fort Severn, Fort Albany, Fort Moose und Rupert's House aus in leichten Booten ihre Waren in das wilde Innere sandten, um Pelzwerk und Felle dafür zurückzuerhalten. Trotz der Eifersucht, mit der die Compagnie ihr Monopol überwachte und jede Verletzung desselben mit den schwersten Strafen ahndete, konnte sie es nicht verhindern, dafs bald Konkurrenzunternehmungen ins Leben gerufen wurden. Händler aus Montreal waren seit dem Jahre 1766 wiederholt bis zum Saskatchewan vorgedrungen und hatten hier mit den Indianerstämmen einen lebhaften und gewinnbringenden Tauschhandel getrieben. Um diesem Wettbewerb zu begegnen und die Route zum Athabasca Lake völlig zu beherrschen, war 1774 Fort Cumberland am Saskatchewan erbaut worden.[35]) Da erstand in der 1783 von Montrealer Kaufleuten gegründeter North-West Company ein ebenbürtiger Rival. Bald drangen die leichten Boote dieser Gesellschaft, geführt von der kundigen Hand der Voyageurs, die meist französisch-indianische Mischlinge waren und den Waldläufern der vorigen Jahrhunderte an Kühnheit und Fähigkeit nichts nachgaben, über Wascherscheiden von einem Stromsystem in das andere gelangend, bis an die Gestade des Stillen Ozeans. Mehr und mehr erweiterten sie die geographischen Kenntnisse über

[35]) Einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben in den Handelsforts der Hudson's Bay Company gewährt das von Edw. Umfreville verfafste und bereits erwähnte Buch: Über den gegenwärtigen Zustand der Hudsonsbay, der dortigen Etablissements und ihres Handels etc. Übersetzt von E. Zimmermann, Helmstädt 1791. Umfreville war von 1771—1782 Schreiber der Compagnie und bezog als solcher das geringe Gehalt von 15 £ p. a. Die Gouverneure der Faktoreien waren zumeist rohe, gewaltthätige Gesellen. Die Handelsdiener und Arbeiter rekrutierten sich zum gröfsten Teil aus den Orkney Inseln und hatten das kärgliche Verdienst von 6 £ im Jahr.

den unbekannten Westen, und innerhalb weniger Jahrzehnte überspannte ein Netz von Handelsposten das weite Gebiet bis zum Great Bear Lake im Norden und den Grand Forks in Dakota im Süden. 1796 ging aus der alten Handelsgesellschaft eine neue unter Alexander Mackenzie und Edward Ellis hervor; sie nannte sich X. Y. Company, vereinigte sich aber 1804 wieder mit der North-West Company. Die Spannung der beiden rivalisierenden Handelsgesellschaften nahm mehr und mehr zu und gelangte zu offenem Ausbruch, als die Hudson's Bay Company an den Earl of Selkirk zu Kolonisationszwecken ein Gebiet von nahezu 2 000 000 ha abtrat, das bisher die Handelsposten der North-West Company mit Lebensmitteln versorgt hatte. Nach einer Reihe blutiger Kämpfe, welche beide Gesellschaften nahezu an den Rand der Erschöpfung brachten, und einem ausgedehnten Prozesse gelang es der englischen Regierung im Jahre 1821, beide Gesellschaften unter erneuerter Bestätigung ihres Monopols und unter dem Namen der Hudson's Bay Company zu vereinigen. Als solche behielt sie noch für eine Reihe von Jahren den gesamten Pelzhandel von Britisch Nord-Amerika in ihren Händen.

Inzwischen hatten sich durch die Politik des Mutterlandes in Europa die Verhältnisse nach aussen hin wesentlich anders gestaltet. Bis um die Wende des 18. Jahrhunderts waren die Beziehungen Englands, und damit auch diejenigen seiner Kolonie in Nordamerika, zu den Vereinigten Staaten äufserst günstige gewesen. Als im Jahre 1792 Frankreich und England in Europa in Kampf gerieten, hatte der Kongrefs am 22. April 1793 seine Neutralität erklärt und am 19. November des folgenden Jahres mit letzterm sogar einen Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen. Ein völliger Umschwung trat ein, als Napoleon I. Louisiana im Jahre 1803 für den Preis von 60 000 000 Francs an die Vereinigten Staaten verkaufte [36]), und zwei Jahre später die englische Regierung anordnete, dafs die amerikanischen Schiffe, denen während der Kriegsunruhen in Europa fast der ganze überseeische Handel Frankreichs, Spaniens und Hollands zufiel, überwacht, auf feindliches Gut hin untersucht und allenfalls beschlagnahmt werden sollten. Dies veranlafste am 22. Dezember 1807 den Erlafs der Embargo-Akte, in welcher der Kongrefs die

[36]) Louisiana, seit 1762 Spanien gehörend, war 1801 von diesem an Napoleon I. gegen das Versprechen abgetreten worden, dafs der Prinz von Parma, der Schwiegersohn des spanischen Königs Karl IV., König von Toskana würde. Der Mifserfolg der französischen Waffen auf St. Domingo liefs aber Napoleon den Besitz von Louisiana weniger wünschenswert erscheinen, und so bot er es den Vereinigten Staaten zum Kauf an.

Sperrung aller Häfen der Union befahl und jeden Handelsverkehr mit dem Auslande verbot. Die schwere Schädigung, welche dadurch die Vereinigten Staaten ihrem eigenen Handel zufügten, hatte am 1. März 1809 die Nonintercourse-Akte zur Folge, die den Verkehr mit den fremden Häfen — die englischen und französischen ausgenommen — wieder gestattete. 1811 wurde diese Akte unter dem Präsidenten Madison für Frankreich aufgehoben, für England dagegen bestehen gelassen. Rasch spitzten sich jetzt die Gegensätze zwischen den beiden Mächten zu. Die franzosenfreundliche Partei unter Clay und Calhoun beförderte die Spannung, und es kam zum offenen Bruch, als England gegen die Besitzergreifung des spanischen Florida durch die Vereinigten Staaten Protest erhob. Schon im Juni 1812 erfolgte die Kriegserklärung an England, und Canada wurde in einen Kampf verwickelt, der mehr als 2 Jahre hindurch seine Grenzen im Süden stark gefährdete.

Hatte die Union gehofft, das schlecht befestigte und ungenügend verteidigte Land leichten Kaufes zu gewinnen, so täuschte sie sich. Zur See behauptete England völlig die Herrschaft und blockierte alle Häfen der Vereinigten Staaten. Auch die Versuche, Canada zu erobern, mifslangen gänzlich. Der Einnahme Detroits im August 1812 und dem glänzenden Siege Brocks bei Queenston wenige Monate später folgte die Niederlage der Kongrefstruppen bei Lundy's Lane und die Übergabe Washingtons im August des folgenden Jahres. Ebenso glücklich fochten die englisch-canadischen Truppen bei Châteaugay und Chrysler's Farm, und Ende 1814 war ganz Canada von den feindlichen Heeren gesäubert. Den Kampf beendete am 24. Dezmber 1814 der Friede zu Gent, in welchem beide Mächte ihre Eroberungen zurückgaben.

Mit der Abwehr des äufsern Feindes und der Sicherung der Grenzen des Landes war der Friede keineswegs in die Kolonie eingekehrt; in der Bevölkerung gährte und grollte es. Mehr und mehr hatte sich das im Jahre 1791 geschaffene Verwaltungssystem als unbrauchbar erwiesen, und dringender als je wurden Forderungen nach Abänderungen und gründlichen Reformen laut. Ohne Zweifel waren die Absichten der Regierung des Mutterlandes durchaus löbliche und gute gewesen, als sie der Kolonie eine Verfassung gab. „The fault," sagt G. M. Wrong in seiner „Sketch of the History of Canada," „was in the system and one of its great defects was the want of continuity in the policy of the colonial office. The ministers were changing ceaselessly, each with a policy of his own." [37])

[37]) In der Zeit von 1811 bis 1838 waren nicht weniger als 11 Gouverneure im Amte.

Die Bedürfnisse, denen abgeholfen werden mufste, waren in beiden Provinzen im wesentlichen ähnliche. In Ober-Canada wurden die öffentlichen Angelegenheiten von einem Beamtentume kontrolliert, das den Gouverneur völlig beherrschte und den Wünschen der Volksverteter in keiner Weise gerecht wurde. Es monopolisierte die einträglichsten Stellen im Staatsdienste und der englischen Kirche, machte grofse Landschenkungen an einflufsreiche Persönlichkeiten und erschwerte dem gemeinen Manne die Ansiedelung in jeder Weise.[38]) Die Erziehung wurde vernachlässigt, und die Finanzen unbefriedigend und oft gewissenlos verwaltet. Den Katholiken war der Zutritt zu den Staatsämtern verwehrt. Starke Verstimmung hatte auch eine Parlamentsakte hervorgerufen, welche anordnete, dafs der anglikanischen Kirche der siebente Teil der Staatsländereien vorbehalten bleibe. Die übrigen protestantischen Religionsgemeinschaften sahen sich durch diese Bestimmung in ihren Rechten zurückgesetzt.

In Unter-Canada herrschte ein ähnlicher Konflikt zwischen der Volksvertretung und Regierung, der noch durch die Verschiedenheit der Abstammung und des religiösen Bekenntnisses verschärft wurde. Das Volk seufzte unter dem Drucke der Feudalherrschaft, die durch einen Parlamentsbeschlufs vom Jahre 1822 nominell zwar aufgehoben worden war, in Wirklichkeit aber noch fortbestand.[39]) Viele Seignenrien waren durch Kauf in die Hände von Engländern übergegangen, welche die alten Rechte der frühern Besitzer ungestört weiter ausübten.

Da man in den mafsgebenden Regierungskreisen dem Verlangen nach Reformen nicht nachkam, beschlofs die Assembly von Nieder-Canada unter Leitung Papineaus im Jahre 1836, nur für die nächsten 6 Monate der Regierung die Steuern zu bewilligen, ihre fernere Erhebung aber von der Bedingung abhängig zu machen, dafs das Recht, die gesetzgebende Versammlung zu wählen und die vollziehenden Behörden zur Verantwortung zu ziehen, dem Volke eingeräumt werde. Die Weigerung des britischen Parlaments, die Forderungen zu bewilligen, führte in Quebec zum Tumult und veranlafste die Versammlung von Unter-Canada zur Steuerverweigerung. Als der Gou-

[38]) Den starken Einwandererstrom, der sich seit dem Jahre 1820 von den Vereinigten Staaten nach Canada ergossen hatte und dem englischen Volkstum neue Kräfte zuführte, suchte man in unkluger Weise dadurch zu hemmen, dafs man den neuen Kolonisten verwehrte, Landbesitz zu erwerben.

[39]) Erst 1856 fiel das alte Feudalrecht. Die Seigneurs wurden durch eine Entschädigungssumme von 10 Millionen Dollar abgefunden, welche die canadische Regierung eigens zu diesem Zwecke auswarf.

verneur die Versammlung auflöste, kam es im folgenden Jahre in Montreal zum offenen Anfstande, dem sich unmittelbar darauf auch die Demokraten Ober-Canadas unter William Lyon Mackenzie anschlossen. Hier wurden die Insurgentenhaufen bald zu Paaren getrieben. Blutiger war der Verlauf des Kampfes in Unter-Canada. Hier befehligten Nelson, Brown und O'Callaghan die Aufständischen, die zwar bei St. Denis und St. Charles sich den englischen Truppen gegenüber behaupteten, nach der Flucht ihrer Führer aber bei St. Eustache eine empfindliche Niederlage erlitten. So war äufserlich die Ruhe wiederhergestellt, als Lord Durham im Jahre 1838 für kurze Zeit die Leitung der Kolonie übernahm. Mifsgunst und Angriffe auf seine Person im Parlament bewogen ihn bald zur Rückkehr nach England, wo er der Regierung in einer Denkschrift[40]) die Augen über die unhaltbaren Zustände des Landes öffnete und mit Besserungsvorschlägen hervortrat, die für die nachfolgende Verfassung Canadas mafsgebend wurden. Die Reformpläne Durhams drangen mit Hilfe Lord Russels trotz des Widerstrebens der toryistischen Partei durch, und am 23. Juli 1840 wurde die Act of Union Gesetz. Sie vereinigte die beiden Provinzen zu einem Gouvernement Canada, an dessen Spitze der Governor-General stand und dem die Lieutenant-Governors der übrigen vier Provinzen in den Militärangelegenheiten von ganz Britisch Nord-Amerika unterstellt waren. Das ganze Regiernngssystem wurde dem des Mutterlandes nachgebildet. 1847 wurde anch von England die Verantwortlichkeit der Regierung anerkannt, und 11 Jahre später von der Königin Ottawa zur ständigen Hanptstadt und zum Sitz des Parlaments erhoben. Den letzten entscheidenden Schritt für den Ausbau der Verwaltung brachte das folgende Jahrzent. Da Canada West[41]) trotz seines Übergewichts über Canada East im Parlamente dieselbe Stimmenzahl wie letzteres besafs, erstrebte man zwecks Abänderung der Vertretnng und Besserung der politischen Lage unter Führung J. A. Macdonalds und George Browns die Gründnng eines Bundes unter den einzelnen Provinzen Britisch Nordamerikas an. 1864 traten die Delegierten von Canada, Nenschottland nnd Neubrannschweig zunächst in Charlottetown, dann in Quebec zusammen und fafsten hier in 72 Reso-

[40]) „From first to last", heifst es an einer Stelle in Durhams »Report on the Affairs of British North America«, „I have discovered in those dissensions which fill the parliamentary history of Canada, that the Assembly has always been at war with the Council relative to powers which are essential to be possessed by the latter, through the very nature of representative institutions."

[41]) Die Bezeichnungen Canada West und Canada East für Upper und Lower Canada kamen nach dem Jahre 1841 in Gebrauch.

lutionen den Beschlufs der Vereinigung. Die britische Regierung kam diesen Bestrebnngen um so bereitwilliger entgegen, als ein engerer Anschlufs seiner Besitzungen in Amerika unter sich ein wirksames Gegengewicht gegen die mehr nnd mehr im Süden sich ausdehnende Macht der Union zu werden versprach. Die englische Regiernng billigte den Entwurf, nnd am 1. Juli 1867 trat die British North America Act in Kraft. Dem neuen Bunde, der den Namen „Dominion of Canada" erhielt und sich aus den Provinzen Ontario, Qnebec, Neuschottland und Neubraunschweig znsammensetzte, traten nach der Verstaatlichung des Hudsonbayterritorinms 1870 Monitoba, 1871 Britisch Columbia und zwei Jahre später auch Prince Edward Island bei. Neufundland hielt sich der Conföderation fern.

Die Verfassung der Kolonie, wie sie die „British North America Act" von 1867 festlegte, besteht noch heute zu Recht. Canada bildet einen Bundesstaat von 7 Provinzen, 4 Territorien nnd den Distrikten Mackenzie, Yukon, Keewatin, Ungava und Franklin. Der Sitz der Bundesregiernng ist Ottawa. Die Exekutive ruht in den Händen eines von der Krone ernannten Governor-General, dem der aus 12 Mitgliedern des Kabinetts und 34 Beisitzern zusammengesetzte Geheime Rat der Königin (The Queen's Privy Council for the Dominion of Canada) zur Seite steht. Die gesetzgebende Gewalt liegt beim Bnndesparlament, das aus dem Senate und dem Hause der Gemeinen gebildet wird. Der Senat besteht aus 81 auf Lebenszeit nominell von der Krone, in Wirklichkeit aber vom Gonverneur ernannten Mitgliedern, die 30 Jahre alt sein, das Bürgerrecht geniefsen und ein schnldenfreies Eigentum im Werte von mindestens 4000 Dollars in der Provinz besitzen müssen, für welche sie ernannt sind. Das Haus der Gemeinen wird vom Volke auf die Dauer von 5 Jahren gewählt und besteht aus 213 Mitgliedern. Stimmberechtigt ist jeder Bürger, der 21 Jahre alt ist und ein bestimmtes Einkommen hat.

Neben der Bundesregierung (Federal Government) giebt es für jede Provinz eine Lokalregiernng (Provincial Government), an deren Spitze ein vom Governor General ernannter Lientenant Governor steht. Der höchste Gerichtshof für Civil- und Kriminalsachen ist der Snpreme Conrt in Ottawa, dessen Mitglieder vom Statthalter der Kolonie ernannt werden. Daneben hat jede Provinz noch ein Obergericht (Snperior Conrt) und eine Reihe von Grafschaftsgerichten (County Courts) mit beschränkter Gerichtsbarkeit. In Quebec, Nenschottland, Nenbraunschweig nnd auf Prince Edward Island bestehen Seegerichte.

So war das Ziel, nach dem man Jahrzehnte lang gestrebt, endlich erreicht; das Land hatte eine eigene Verfassung und Verwaltung, die alle Teile der Bevölkerung unbedingt zufriedenstellen mufste und die Gewähr für eine Annäherung und ein friedlicheres Nebeneinanderarbeiten der durch die Verschiedenheit der Religion und Abstammung bislang getrennten französischen und englischen Kolonisten in sich trug. Gleichen Schritt mit der politischen Gestaltung hielt die Kolonie auch in der Entwicklung und im Ausbau des Innern, auf allen Gebieten des gewerblichen Lebens, des Handels, der Industrie und des Verkehrs. Seit dem Jahre 1838 war Canada durch Kriegswirren nach aufsen hin nicht mehr gefährdet worden, und die von den Vereinigten Staaten aus gegen die Kolonie gerichteten Feniereinfälle in den sechziger Jahren, sowie die von Louis Riel 1870 und 1885 erregten und geleiteten Aufstände der Mischlinge im Westen der Dominion vermochten eine gedeihliche Entwickelung des Landes nicht zu hemmen. Grofsartige Kanal-, Wege- und Eisenbahnbauten durchzogen bald die ungeheuren Ländergebiete und erschlossen die bis dahin von einem innigeren Verkehr und regeren Austausch ferngehaltenen einzelnen Provinzen mehr und mehr. Die grofse Reihe der künstlichen Wasserstrafsen, das 70 km lange Kanalsystem des St. Lawrence, der 43 km weit sich erstreckende, Erie und Ontario Lake verbindende, Wellandkanal, der Richelieu-, Ottawa-, Murraykanal, die 203 km lange Rideau-Navigation und das in einer Ausdehnung von 306 km sich hinziehende Trent River-System, alles Bauten, für welche die canadische Regierung bis zum Jahre 1896 nahezu $ 68 Millionen verausgabte, gaben dem binnenländischen Verkehr einen ungeahnten Aufschwung. Höhere Bedeutung in dieser Hinsicht noch gewannen die Eisenbahnen. Am 28. Juni 1886 wurde die von St. John und Quebec ausgehende und bei Vancouver ausmündende Canadian Pacific Railway dem Verkehr übergeben. Daneben sind für den Güter- und Personenverkehr des Landes von hoher Bedeutung das Quebec und Portland mit Chicago verbindende Grand Trunk System und die Intercolonial Railway, welche Sydney, Halifax und St. John untereinander in Verbindung setzt und bei Richmond den Anschluss an die Grand Trunk Railway gewinnt. Im Jahre 1896 betrug die Gesamtlänge des Schienenweges in der Dominion 26 300 km. Mit diesen Verkehrserleichterungen war eine wesentliche Hebung des Handels und der Industrie, sowie eine gewaltige Steigerung der Ausfuhr der reichen Schätze des Bodens der Kolonie notwendigerweise verknüpft. Ackerbau und Viehzucht stehen in hoher Blüte und bilden eine der Haupt-

erwerbsquellen des Landes. Nicht weniger als 56 % der Bevölkerung widmen sich der Landwirtschaft. In der Dominion of Canada reifen mit Ausnahme des Reis alle europäischen Getreidearten, Hülsen- und Wurzelfrüchte. Ontario ist die Kornkammer. Hier gedeiht der Weizen, die Gerste, der Hafer und Mais, der Hanf und Flachs, die Kartoffel, der Tabak, der Wein und das Obst.

Im Jahre 1896 wurde ausgeführt:

Käse	für $	13 956 571
Rindvieh	„ „	7 079 654
Pferde	„ „	2 104 361
Schafe	„ „	2 151 283
Eier	„ „	807 086
andere tierische Produkte	„ „	10 408 686
Weizen und Weizenmehl	„ „	6 489 954
Erbsen	„ „	1 131 187
Äpfel	„ „	1 464 445
Heu	„ „	1 976 431
andere landwirtschaftl. Produkte	„ „	3 021 431

(Siehe: The Statesman's Year-Book, London 1898.)

Reich ist das Land an nutzbaren Mineralien, insbesondere an Kohlen, Eisen, Kupfer und Nickel, zu denen in neuester Zeit die reichen Goldfunde von Klondyke kommen. 1896 war die Ausbeute an mineralischen Produkten = $ 22 609 825. Nach wie vor ist Canada für den Jäger und Pelzhändler das Eldorado. Noch immer haben die Kaufleute der formell seit 1869 aufgelösten Hudson's-Bay-Company den gewinnbringenden Pelzhandel in Händen und führen alljährlich von ihren Hauptdepots der 4 Departements von Montreal, Moose Fort, York Factory und Winnipeg, sowie von Victoria in British Columbia ihre Pelzwerke zu den grofsen Auktionen nach London. Neben dem Pelzhandel ist die Fischerei für das Land von der höchsten Bedeutung. Neufundland, Neuschottland, Neubraunschweig und Quebec sind die Mittelpunkte dieser Industrie, die einem grofsen Teil der Bevölkerung Unterhalt und Nahrung gewährt. 1895 bezifferte sich der Gesamtwert der Fischereiprodukte Canadas auf $ 20 199 338. Kabeljau und Salm repräsentieren den gröfsten Wert; von ersterem exportierte das Land im Jahre 1896 für $ 3 082 419, von den übrigen Fischarten für $ 7 995 346.

Der Holzreichtum der Dominion ist unerschöpflich, und die Holzindustrie bildet die Haupteinnahmequelle des Landes. 1896 wurde der Wert der gesamten Waldprodukte auf rund $ 80 000 000 veranschlagt; davon kamen an Bauholz allein zur Ausfuhr für $ 27 175 686.

Die kirchlichen Verhältnisse des Landes sind die denkbar günstigsten: überall herrscht Religionsfreiheit. Die Katholiken bilden mit 41 % von der Gesamtbevölkerung noch immer die stärkste religiöse Gemeinschaft. Auf die Methodisten fallen 18, auf die Presbyterianer 16 %; der Rest verteilt sich auf die Anglikaner, Baptisten, Lntheraner, Kongregationalisten und Heiden, welch letztere sich besonders aus den in einer Stärke von etwas über 100 000 in der Dominion ansässigen, meist ackerbautreibenden Indianern rekrutieren. Missionare aller Glaubensbekenntnisse arbeiten nach wie vor mit Eifer an ihrer Bekehrung.

Wesentliche Fortschritte hat die allgemeine Bildung gemacht, seitdem die im Jahre 1824 erlassene „Fabrique Act“ eine feste Norm für das bis dahin aufserordentlich vernachlässigte Unterrichts- und Erziehungswesen aufgestellt hat. In Ontario unterrichteten 1894 an 6156 Volksschulen 9218 Lehrer, in Quebec an 5697 Volksschulen 9392 Lehrer. Die Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen in beiden Provinzen betrug in demselben Jahre 789 504. Ähnliche günstige Verhältnisse herrschen in Neuschottland, Neubraunschweig nnd Prince Edward Island, wo neben den Elementarschulen anch Lateinschulen, Grammar Schools, bestehen. Mit Ausnahme von Prince Edward Island haben alle Provinzen eine oder mehrere Universitäten. Die 1789 in Windsor auf Neuschottland gegründete Hochschule ist die älteste des Landes. Das seit 1811 in Montreal bestehende Mc Gill College und das im Jahre 1843 von Bischof Monntain in Lennox erbaute Bishop's College sind protestantisch, die 1854 in Quebec gegründete Laval University ist rein katholisch.

Was zum Schlusse die Stärke und Zunahme der Bevölkerung Canadas betrifft, so ist in dieser Hinsicht ein Vergleich mit den Vereinigten Staaten für die Kolonie in keiner Weise ein günstiger. Nachfolgende Tabelle giebt annähernd einen Überblick über das Anwachsen der Seelenzahl seit dem Jahre 1825.

Die Bevölkerung betrug:

1825	581 920	Einwohner
1851	1 842 265	„
1861	3 090 561	„
1871	3 635 024	„
1881	4 324 810	„
1891	4 833 239	„

Die Provinz Quebec hatte

1881	1 359 027	Einwohner
1891	1 488 535	„

Die Provinz Ontario
1881 .... 1 923 288 Einwohner
1891 .... 2 114 321 „

Die Bevölkerungsverhältnisse der beiden ältesten Städte des Landes, Quebecs und Montreals, waren:

im Jahre	Quebec	Montreal
1784	6 491	6 479
1825	22 101	31 516
1891	63 090	216 650

Der Zuzug aus dem Mutterlande ist nie ein starker gewesen; den Haupteinwandererstrom haben stets die Vereinigten Staaten gestellt.

Noch immer bildet die französisch-canadische Rasse einen ansehnlichen Teil der Bevölkerung; fast 30 % nämlich. Quebec ist die einzige Provinz, wo das Franzosentum in einer Stärke von 80,4 % in der Mehrheit sich befindet. In den übrigen Provinzen, namentlich in den an die Vereinigten Staaten stofsenden, macht sich der Rückgang der französischen Eigenart und Sprache und das Ausbreiten des angelsächsischen Volkstums mehr und mehr geltend. Die Gegensätze, wie sie einst zwischen den Kolonisten beider Nationen unter englicher Herrschaft bestanden, haben längst ihre Schroffheit verloren, und wenn auch alle Schwierigkeiten nicht weggeräumt sind, so haben die Worte des grofsen Reorganisators, Lord Durhams: „In Canada, there are two peoples warring in the bosom of a single state“, heute keine Geltung mehr.



Geographische Litteratur.

Nachstehende Werke sind bei der Redaktion eingegangen und werden im nächsten Heft der „Deutschen Geographischen Blätter“ besprochen werden:

Geographisches Handbuch zu Andrees Handatlas, herausgegeben von A. Scobel. Dritte Aufl. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899.

Land und Leute, Monographien zur Erdkunde, herausgegeben von A. Scobel. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig, 1899.
- III. Norwegen von Prof. Dr. Sophus Ruge.
- IV. Tirol von Max Haushofer.
- V. Schweiz von J. C. Heer.

G. Steffen, England als Weltmacht und Kulturstaat. Verlag von Hobbing und Büchle in Stuttgart, 1899.

A. L. Hickmanns Geographisch-statistischer Taschen-Atlas des Deutschen Reiches. Drei Teile. Leipzig und Wien, G. Freytag und Berndt.

K. O. Oertel, Die Naturschilderung bei den Deutschen Geographischen Reisebeschreibern des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Carl Merseburger, 1899.

Wilh. F. Brand, Reise um die Welt. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Richard Lehmann, Auf australischer Erde. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Herrmann Meyer, Meine Reise nach den deutschen Kolonien in Rio Grande do Sul 1898—1899. Leipzig, Carl Meyers Graphisches Institut, 1899.

Karl Weule, Der afrikanische Pfeil. Leipzig, Oswald Schmidt, 1899.

H. Breitenstein, Ein und zwanzig Jahre in Indien. Erster Teil: Borneo. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), 1899.

Chr. Sandler, Volks-Karten. München, K. Oldenbourg.

G. Berthold, Die Karten Ostfrieslands auctore Ubbone Emmio. Sonderabdruck aus d. Jahrb. d. Gesellsch. f. bild. K. u. vaterl. Altertümer zu Emden. Bd. XIII, 1899.

Meyers Reisebücher. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899.
- Der Harz. 15. Aufl.
- Der Schwarzwald. 8. Aufl.
- Rheinlande. 9. Aufl.
- Deutsche Alpen. Dritter Teil. 4. Aufl.
- Der Hochtourist von L. Purtscheller und H. Hess. 3 Bände. 2. Aufl.

Geographisches Jahrbuch, herausgegeben von Hermann Wagner. XXII. Band, 1899. Erste Hälfte. Gotha, Justus Perthes, 1899.

P. Polis, Die Niederschlagsverhältnisse der Mittleren Rheinprovinz und der Nachbargebiete. Stuttgart, J. Engelhorn, 1899.

W. Ruge und E. Friedrich, Archaeologische Karte von Kleinasien. Halle a. S. G. Sternkopf. 1899.

B. Naumann, Die Küste der deutschen Nordsee. 8—9. Aufl. Norden und Norderney, H. Braams, 1899.

W. H. Furness, Folklore in Borneo. Wallingford, Pa., 1899.



Heft 4. Deutsche Band XXII.

Geographische Blätter.

Herausgegeben von der

Geographischen Gesellschaft in Bremen.

Beiträge und sonstige Sendungen an die Redaktion werden unter der Adresse
Geographische Gesellschaft in Bremen
erbeten.

William Dampiers Leben und Werke.*)

Von Dr. Paul Verbeek.

Einleitung.

Das Freibeuterwesen an den spanisch-amerikanischen Küsten in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts.[1])

Seit der Entdeckung Amerikas durch Columbus hatten die Spanier sich allmählich über den gröfsten Teil dieser neuen Welt ausgebreitet. Von Florida und dem gegenüberliegenden Kalifornien an bis zur Magalhäesstrafse beherrschten sie unbestritten das weite Gebiet mit Ausnahme der brasilianischen Küste, die aber während der Vereinigung Portugals mit Spanien (1581- 1640) ebenfalls unter ihrer Gewalt war. Da sie in den eroberten Ländern die unumschränkten Gebieter spielen konnten, so fühlten sie sich hier äufserst wohl; der jungfräuliche Boden hatte alle Schätze, die ihm zu teil geworden waren, unversehrt bewahrt und bot sie den neuen Herren willig dar; und so grofs waren seine Reichtümer, dafs auch ein schonungsloses Raubbausystem dieselben lange Zeit nicht zu erschöpfen vermochte. Ansiedler aus dem Mutterlande kamen massenweise herüber, und Dörfer und Städte schossen wie Pilze aus der Erde. Aus diesen ergofs sich nun ein goldener Strom in die alte Heimat, der durch eine Verwaltung mit den Hauptsitzen in Mexico

*) Da im Jahre 1900 zweihundert Jahre verflossen sind, seitdem Dampier den Bismarck-Archipel entdeckt und beschrieben hat, so darf diese Arbeit wohl auch besonders in unseren Kolonialkreisen Interesse beanspruchen.

[1]) Als Quellen zur Einleitung dienten die Werke 1. 3. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 14. 22. 23. 24. 25. 26. 27. – Die Zahlen weisen auf die Reihenfolge derselben im Literaturnachweise hin, welcher am Schlusse der Arbeit mitgeteilt wird.

und Lima durch neue Zuflüsse vergröfsert und im richtigen Geleise gehalten wurde. Nach Mexico sandten auch die fernen Philippinen jährlich zweimal mittelst grofser Schiffe ihren Tribut; derselbe ward zu Acapulco im Empfang genommen, und dann mit den Erträgnissen Mexicos zusammen nach Vera Cruz geschafft. Lima war der Sammelpunkt für alle Schätze Perus; der Anteil des Königs, gröfstenteils in Silberbarren bestehend, ging von hier nach Callao, ward dann in Schiffe verladen und nach Panamá gebracht; von dort aus trugen Maulesel die Lasten über die Berge nach Porto Belo. Auch in Cartagena wurden die für den König von Spanien bestimmten Abgaben des Hinterlandes angehäuft. So viele Reichtümer konnte man aber nicht lange in diesen Hafenorten aufgestapelt lassen; eine Flotte holte sie ab und brachte sie nach Habana, wo der Überflufs aus allen spanischen Kolonien zusammenströmte. Alle drei Jahre wurden von hier aus die angehäuften Schätze unter starker Bedeckung nach Europa gebracht. (1. I. 179, 184, 185, 245, 246. 3. II. 125.) So lange Spanien ohne Rivalen in Amerika walten und schalten konnte, gingen diese Transporte immer ungestört von statten; man suchte daher auch durch die engherzigsten Mafsregeln jede fremde Annäherung abzuschrecken. Das konnte auf die Dauer nicht gelingen; die kühnen, mitten im Frieden unternommenen Raub- und Plünderungszüge, die Francis Drake von 1572 an mit so unerhörtem Erfolge an den spanisch-amerikanischen Küsten ausführte, enthüllten der staunenden Welt die Schwäche des spanischen Kolosses. In England adelte die Königin Elisabeth das völkerrechtwidrige Verfahren Drakes, indem sie ihn zum Ritter schlng. Aus dem bald darauf folgenden Untergang der Armada entwickelte sich für Spanien eine Krebswunde, die immer weiter um sich fressend seine einst weltbeherrschende Macht in die heutige Ohnmacht verwandelte. In Drakes Fufsstapfen traten Cavendish und andere, welche die amerikanischen Städte zu einem Spielball ihrer Raubgelüste machten. Alle Anstrengungen Spaniens, sich ihrer zu erwehren, waren vergebens; Moltke sagt, dafs die Gerechtigkeit erfordere, anzuerkennen, dafs ein kaum erhörtes, unbeugsames Mifsgeschick seine Unternehmungen zur See verfolgt habe. (Vgl. 22. Ges. Schriften und Denkwürdigkeiten II. 23). Immer neue Raubschiffe wurden in England von gewinnlüsternen Kaufleuten ausgerüstet, und selbst der hohe Adel hielt eine Beteiligung an solchen Unternehmungen nicht für unter seiner Würde; aber häufig vergafs in der Ferne die Bemannung ihre eigentliche Bestimmung und lebte, ohne sich um die besorgten Geldleute in der Heimat weiter zu bekümmern, lustig darauf

los; nicht selten scheiterte die ganze Expedition: aber oft auch kehrten die Schiffe mit reichem Raube beladen zurück und brachten grofse Dividenden ein. Im Kriege hatten diese Fahrten auch einen politischen Zweck: die Kaperei der feindlichen Schiffe und die Plünderung der Städte mufste den Gegner empfindlich schwächen. Die Regierung stellte dann den Kapitänen sogenannte Kaperbriefe aus, welche ihr Vorgehen zu einem völkerrechtlich erlaubten stempelten. Mit diesen von England ausgehenden Unternehmungen verschmolzen bald andere, die französischen Ursprungs waren. Auf der kleinen Insel Tortuga und der gegenüberliegenden Küste Haitis hatten sich schon früh französische Jäger niedergelassen, die den wilden Stier und Eber jagten und nach der Art ihrer Fleischzubereitung Bukaniere (Boucaniers, Buccaneers) genannt wurden. Die Spanier befehdeten diese unwillkommenen Eindringlinge auf alle Weise und pflanzten ihnen dadurch einen tötlichen Hafs ein gegen alles, was den spanischen Namen trug. Zu vertreiben waren dieselben doch nicht mehr: und schon 1641 und später 1665 erhielt Tortuga[1]) einen französischen Gouverneur. Ein Teil dieser Jäger hatte, der spanischen Belästigungen müde, ingrimmig die Schiffe bestiegen, um an ihren Peinigern Rache zu nehmen: wo sie landeten, da gingen spanische Dörfer und Städte in Flammen auf. Bald fanden Engländer und Franzosen es vorteilhaft, miteinander zu paktieren: Niederländer gesellten sich dazu, und in ihrer Vereinigung bedeuteten sie oft eine gefahrdrohende Macht. Die Namen ihrer bedeutendsten Führer, eines Mansvelt, eines Morgan verbreiteten Furcht und Schrecken in den spanischen Küstenstädten; der Ruf der Tapferkeit, der Grausamkeit und Zügellosigkeit ging ihnen voran. Selbst Panamá, die Krone der Städte Mittelamerikas, sank, von Morgans ruchloser Hand in Brand gesteckt, in Asche. Als nach dem Frieden mit Spanien 1670 England keine Freibriefe mehr ausstellte, da kam für die englischen Freibeuter trotz einzelner Raubfahrten eine schlimme Zeit: sie mufsten knechtigem Gelderwerb nachgehen und begaben sich murrend nach Kap Catoche und nach der Campechebai, um Farbholz zu schlagen und zu verhandeln. Aber bald wies die Not ihnen einen Ausweg. Ein Rest von Sittlichkeitsgefühl liefs ihnen das Rauben mit Erlaubnis angenehmer erscheinen als ohne dieselbe: es handelte sich daher für

[1]) Dampier nennt diese Insel immer „Petit-Gouavres“ und glaubt sogar, der Name Tortuga sei vor diesem verschwunden, (1. I. 55) eine irrtümliche Annahme, wie schon daraus hervorgeht, dass heute Tortuga der allein herrschende Name ist. „Petit-Gouavres“ bedeutet vielleicht so viel wie Petite Gonave, in Anlehnung an die benachbarte grössere Insel.

sie darum, irgendwoher Kaperbriefe zu bekommen. Nun befand sich die Insel Tortuga und die gegenüberliegende Küste von Haiti mit dem spanischen Teile dieser Insel von Alters her in einer Art latentem Kriegszustand, da einerseits die Franzosen nicht weichen, andrerseits die Spanier deren Besitzstand nicht anerkennen wollten. Um einen Modus vivendi herzustellen, waren beide Teile übereingekommen, den von den Gouverneuren legitimierten Schiffen freie Jagd und freien Fischfang zu gestatten; und in sehr weiter Interpretation dieser Legitimation fafsten die Franzosen sie als einen Freibrief auf, die sämtlichen spanischen Küsten zu brandschatzen. Der Gouverneur von Tortuga hatte gegen ein solches Verfahren nichts einzuwenden, so dafs auf Grund seiner Freibriefe Jahrzehnte lang alle Räubereien verübt wurden. Ja er gab sogar befreundeten Kapitänen leere Formulare zum beliebigen Ausfüllen mit, und manchmal fiel ein solches auch für einen englischen Kapitän ab. Doch konnten auch noch schwächere Berechtigungsscheine deren Gewissen beruhigen; glaubte man doch auf Grund eines von einem halbwilden Häuptling oder Sultan ausgestellten Freibriefes gegen die Spanier vorgehen zu dürfen. Hieran läfst sich klar die Fadenscheinigkeit der völkerrechtlichen Bedeutung dieser Kaperbriefe erkennen, und manche Freibeuterkapitäne waren auch konsequent genug, ganz auf einen solchen Wisch zu verzichten. Anfänglich wandten sich diese Leute doch nur gegen die Spanier, aber das dauerte meist nicht lange, und sie fielen bald jedes Schiff an, welches ihnen in den Weg kam, höchstens die der eigenen Nation ausgenommen. Sie sanken dann zu gewöhnlichen Piraten herab, zu Hyänen der See, wenn sie sich selbst auch noch Freibeuter nannten. Die Namen Flibustier (von flyboat?)[3]), Bukaniere, Abenteurer bedeuteten damals schon ein und dasselbe.

Es hatte sich unter ihnen allmählich ein durch den Gebrauch geheiligtes Gewohnheitsrecht gebildet, nach welchem sich die Schiffsbesatzungen organisierten. Die Freiheit des Einzelnen wurde immer möglichst gewahrt; jeder hatte das Recht freier Selbstbestimmung, und wie er teilnahm an Kampf und Gefahr, so nahm er auch teil an der Beute. Aus der Mitte der Freibeuter ging der Kapitän hervor entweder durch den Aufstieg über die gewöhnlichen Stufen oder durch direkte Wahl; seine Stellung hatte aber nur so lange Halt, wie seine Leute ihn wollten. Er konnte gegen die Beschlüsse

[3]) Burney verwirft diese Erklärung und sagt, Flibustier sei nichts als die Aussprache der französischen Seeleute von freebooter, eine Annahme, die grofse Wahrscheinlichkeit für sich hat.

der Mehrheit nur durch Überredung vorgehen, und wenn diese nicht nachgab, so mufste er sich fügen. That er das nicht, so lief er Gefahr, eine Meuterei zu erregen und abgesetzt zu werden. Eine gegnerische Minderheit brauchte er nicht so sehr zu fürchten; er suchte dann ein Schiff für dieselbe zu erbeuten und liefs sie einfach davon fahren. Aber auch der Einzelne konnte, wenn er mit dem Kapitän nicht mehr zufrieden war, gehen, wohin er wollte; auf ein anderes Freibeuterschiff, ans Land, oder gar auf eine unbewohnte Insel. Aus solchen Zerwürfnissen sind meistens die Robisonaden entstanden, die wir in der Geschichte der Freibeuter nicht selten antreffen. Doch gab das traditionelle Ansehen und das Recht der Handhabung der Disziplin dem Kapitän eine über die Masse der anderen hervorragende Bedeutung. Die Disziplin selbst war sehr verschieden; auf manchen Schiffen, die noch den Charakter eines Kapers nicht verloren hatten, war sie sehr streng; öfters auch beschlossen die Leute vor einer gefährlichen Reise freiwillig strengere Satzungen. Je mehr der Freibeuter aber sich dem Piraten näherte, um so mehr lockerten sich die Bande der Zucht; das Deck des Schiffes war dann der Schauplatz wilder Orgien, und Rohheit, Trunkenheit und Unzucht hatten hier eine wüste Stätte.

Die Elemente, aus denen sich die Freibeuter rekrutierten, waren vielfach gescheiterte Existenzen, dazu Glücksjäger, Abenteurer und dergleichen. Aber alle waren geschickte Matrosen, verwegene Seefahrer, tollkühne Kämpfer. Sie mufsten Hunger und Durst, Wind und Wetter ertragen können; des Nachts schliefen sie auf den Brettern des Decks, nur in eine Decke gehüllt und liefsen sich von den Wellen schaukeln. Ihre Fahrten, die sie oft in kleinen Barken durch die gröfsten Ozeane unternahmen, erregen unser Erstaunen; ihre wunderbaren Erlebnisse, ihre kühnen Thaten, aber auch ihre Grausamkeiten gingen durch die ganze Welt. Die spanischen Städte Vera Cruz, Panamá, Guayaquil, Cartagena konnten von ihnen erzählen; kaum ein bedeutender Geldtransport auf dem Meere kam unbehelligt davon. Wenn ihnen eine grofse Beute in die Hände gefallen war, da feierten sie vor Freude lärmende Gelage Tag und Nacht; da erdröhnten die Musketen und die Geschütze, der Rum flofs in Strömen, bis alles wieder verjubelt war. Daher kamen auch wenige mit einem bedeutenden Gewinn in die Heimat. Hier war ihr Ansehen auch sehr im Schwinden begriffen; die gebildeteren Klassen konnten die Unsittlichkeit eines solchen Räuberlebens nicht mehr übersehen. Die Kapitäne staatlich bevollmächtigter Kaperschiffe hielten sich daher von ihnen zurück; und einer derselben,

Woodes Rogers, stellte ihnen ein höchst charakteristisches Zeugnis aus, welches ich hier in französicher Übersetzung anführen will. Er sagt: „Je remarquerai de plus à l'égard de ces Boucaniers, qu'ils vivoient sans aucune Discipline; qu'ils n'avoient pas plustôt fait quelque riche capture, qu'ils la dissipoient; que s'il leur arrivoit d'attraper de l'Argent et de la Boisson, ils jouoient et buvoient jusqu'à ce qu'ils n'eussent plus rien; que pendant ces débauches, il n'y avoit pas la moindre distinction entre le Capitaine et l'Équipage; qu'ils nommoient eux-mêmes leurs Officiers, à la pluralité de voix, et qu'ils les dégradoient pour la moindre bagatelle: que c'étoit une source inépuisable de Disputes entr'eux, et qui les obligoit souvent d'en venir à des Separations ruineuses pour leurs intérêts communs: de sorte qu'ils ne pouvoient guère bien exécuter aucune Entreprise de conséquence. Aussi n'ai-je pas oui dire qu'ils aient jamais donné de grandes preuves d'une véritable Bravoure et d'une bonne Conduite, malgré la reputation qu'ils avoient chez nous d'être de si fameux Guerriers." (11. 14.) Die bedeutendste Persönlichkeit, welche das ganze Freibeuterwesen hervorgebracht hat, ist William Dampier, dessen Leben und Werke zu behandeln der Gegenstand meiner Arbeit sein soll.

William Dampiers Leben.

William Dampier wurde im Anfange des Juni 1652 zu East Coker, einem Kirchspiel nahe bei Yeovil, Somersetshire, als Sohn nicht unbegüterter Landleute geboren. (Über seine Jugendzeit vergl. 3. II. 2—4).[*]) Sein Geburtsjahr hat er selbst nur indirekt angegeben; er sagt vom Jahre 1674: „I was then about 22 years old" (3. II. 4). Diese Angabe erleichterte die Auffindung seines Taufdatums; dieselbe fand am 8. Juni 1652 (alten Stiles; nach unserer Rechnung am 20. Juni) in der Pfarrkirche zu East Coker statt. (14). Als William etwas herangewachsen war, thaten die Eltern den begabten Knaben auf eine Lateinschule in der Nachbarschaft, vielleicht nach Yeovil, damit er dort geistig soweit herangebildet werde, um

*) Zur Vermeidung von lästigen Wiederholungen habe ich hier sowohl wie bei den späteren Kapitelbezeichnungen mich mit einem einmaligen Hinweis als Quellenangabe begnügt, der sich also nicht nur auf die direkt bezeichnete Stelle bezieht, sondern auch auf alles Folgende, bis eine neue Bezeichnung die frühere aufhebt. Andere Nachweise als Kapitelbezeichnungen zeigen an, daſs die angeführte Stelle in dem laufenden Kapitel nicht enthalten ist, oder daſs ein Citat vorliegt.

später selbstständig über seinen Beruf entscheiden zu können. Aber der Tod durchkreuzte ihre Pläne; mit 16 Jahren war William eine vater- und mutterlose Waise. (14.) Seine Vormünder hatten keinen Sinn für die Vorzüge einer Lateinschule; sie nahmen den Knaben davon und liefsen ihn Schreiben und Rechnen lernen, damit er für einen praktischen Beruf tauglich werde. Dann thaten sie ihn zu einem seekundigen Schiffer nach Weymouth in die Lehre. Das war dem jungen Dampier gerade recht; er sagt, er habe das gefunden „complying with the Inclinations I had very early of seeing the World“ (3. II. 3). Bald machte er mit seinem neuen Herren eine Reise nach Frankreich; auf einer zweiten kam er nach Neufundland. Er war damals erst 18 Jahre alt. Doch kühlte diese Fahrt seine Wanderlust bedeutend ab; er hatte sich das Schweifen durch die Welt ganz anders, und besonders wärmer, vorgestellt; denn er fror trotz des Sommers an den nebligen Inselküsten so sehr, dafs es ihn nie mehr in jene kalten Länder zu gehen gelüstete. Doch, einmal wieder zu Hause angelangt, hielt der Mifsmnt über diese erste Enttäuschung nicht lange vor; er ging nach London, wo ihn das Anerbieten „of a warm Voyage and a long one both which I always desired“ (3. II. 3) bald wieder auf die See verlockte. Die Reise ging nach der damals noch mächtigen Handelsstadt Bantam auf Java, während welcher er seine schon gewonnenen seemännischen Erfahrungen bei der Sorge für den Mast verwerten konnte. Auf der Hinreise lernte er die Kapverdischen Inseln, auf der Rückreise Ascension zum ersten Male kennen. „This was the first time I began to know the Value of fresh Water, for we took in none in all our Way home from Bantam“. (4. II. 5). Ein Tagebuch hat er damals noch nicht geführt: es handelte sich bei ihm, dem 19jährigen Jüngling (4. II. 4), zunächst darum, sich mit der Fülle der neuen, ungewohnten Eindrücke abzufinden und dieselben geistig zu verarbeiten. Dafs er offenen Auges die Welt besah, dafs er schon damals den Erscheinungen beobachtend und prüfend gegenüber stand, das beweist die Verwertung von Erlebnissen dieser Reise in der fast 20 Jahre später erschienenen Abhandlung über die Winde.

Bei seiner Rückkehr nach England brach hier der Krieg mit Holland aus, den Karl II. durch seinen Bruch mit der Triple-Alliance und sein Bündnis mit Ludwig XIV. verschuldet hatte. Dadurch war er gezwungen, den Sommer 1672 zu Hause bei seinem Brnder zu bleiben, da der überseeische Handel durch den Kaperkrieg darnieder lag. Doch hielt er es auf dem Lande nicht mehr lange aus. Er liefs sich auf dem Kriegsschiffe „Royal Prince“ anwerben, dessen

Kommandant der Vizeadmiral Edward Spragge (bei Dampier Sprague) war. An Bord dieses Schiffes machte er die zwei Seegefechte von Schoneveldt am 7. und 14. Juni mit, in welchen De Ruyter den verbündeten Engländern nnd Franzosen hart zusetzte. (21. I. 172 ff.) Doch war er den Strapazen des Seekrieges noch nicht gewachsen; er wurde krank auf das Hospitalschiff gebracht. Er entging hierdurch dem sicheren Tode, denn in der bald darauf folgenden berühmten Schlacht von Texel ward der „Royal Prince" in den Grund geschossen; sein Kommandant sank nach dem Verlassen desselben mit einem anderen Schiffe in die Tiefe. Es geschah dies am 21. August 1673; Dampier sah aus der Ferne dem Kampfe zu. Die Kranken und Verwundeten wurden darauf nach Harwich gebracht, wo Dampier lange unter schlechter Pflege schmachten mufste, bis ihn nach seiner endlichen Rückkehr zu seinem Bruder die frische Landluft von Somerset von seinen Leiden erlöste.

Als 21jähriger Jüngling hatte er schon alle damals bekannten Erdteile gesehen: Europa, Amerika, Afrika und Asien. In zwei Schlachten hatte er dem Tode ins Auge geschaut und die Schrecknisse des Krieges an seinem eigenen Leibe erfahren. Den Seemannsberuf hatte er gründlich kennen gelernt; auch die Schattenseiten desselben waren ihm nicht verborgen geblieben; er mufste jetzt wissen, ob seine Liebe dazu grösser sei als die natürliche Scheu vor den Mühsalen und Gefahren, die er mit sich brachte. Während seiner Krankheit hatte er wieder seinen Verwandten zur Last gelegen, daher trat jetzt gebieterisch die Notwendigkeit an ihn heran, für eigenen Gelderwerb zu sorgen.

Der Krieg mit den Holländern war unterdessen beendigt worden und der Handel wieder frei. Dampier war wieder genesen, „and with my health, I recovered my old Inclination for the Sea". (3. II. 4.) So war sein Beruf entschieden. Begierig griff er das Anerbieten des Obersten Hellier, eines Edelmanns aus der Nachbarschaft von East Coker, auf, nach Jamaica zu gehen und dort eine von dessen Plantagen verwalten zu helfen. Er begab sich daher bald nach London, um eine passende Überfahrtsgelegenheit ausfindig zu machen. Mit seinen Geldmitteln war es ziemlich knapp bestellt; er konnte daher nicht als Passagier reisen, aber er hatte zwei starke Arme und eine gute seemännische Erfahrung. Daher liefs er sich von einem Westindienfahrer als Matrose anwerben, mit dem schriftlichen Beding, sogleich nach seiner Ankunft in Jamaica aller Verpflichtungen ledig zu sein, weil er fürchtete, sonst dort einfach wahrscheinlich an die westindische Kompagnie verkauft zu werden. Früh im

Jahre 1674 lichtete das Schiff die Anker: günstige Winde bliesen, und sie fuhren „merrily along". Bald sahen sie St. Lucia zur rechten, St. Vincent zur linken auftauchen; einige Tage später erschienen die hohen Gebirge von Jamaica. Die Insel wurde glücklich erreicht; in Spanish Town ward Dampier von dem Plantagenvorsteher schon erwartet, und beide machten sich sogleich nach dem im Innern gelegenen Besitztum auf. (Über den Aufenthalt in Jamaica und die erste Reise nach der Kampechebai 3. II. Kap. 1, S. 4—39.) Doch blieb Dampier hier nnr sechs Monate, als ihn das günstigere Angebot, eine Plantage im Norden der Insel selbstständig zu verwalten, zum Wechsel seiner Stellung bewog. Bei all diesen Reisen lernte er die Beschaffenheit der Insel genau kennen.

Doch: „I was clearly out of my element there" (3. II. 8) die See vor Augen haben und sie nicht befahren, das war mehr, als Dampier ertragen konnte. Er sagte sich daher trotz seiner verhältnismäfsig angenehmen Stellung von seinem neuen Herrn los und liefs sich anf einem Küstenfahrer anwerben, der mit den Vorwerken am Ufer der Insel Handel trieb. Auf diesen Fahrten wurde er mit allen Buchten und Häfen Jamaicas vertraut. Solange dieses Leben Neues bieten konnte, ging es gut; er blieb 6—7 Monate dabei. Als das aber aufhörte, empfand er das Küstenfahren als eine Halbheit. Er wollte die Welt sehen und Abenteuer erleben. Als sich daher im August 1675 Gelegenheit zu einer Reise nach der Campechebai bot, sagte er mit Freuden zu. Das Schiff war eine plumpe, äufserst schwerfällige „Ketch", mit einer Ladung von Zncker und Rum zum Verhandeln gegen Farbholz. Nach zweiwöchentlicher, glücklicher Fahrt fielen die Anker in der Terminoslagune. Der kurze Aufenthalt hierselbst bot Dampier Gelegenheit, das wilde, ungezwungene Leben der Holzhauer kennen zu lernen und ihm Geschmack abzugewinnen. Doch war der Handel bald abgewickelt, so dafs man Ende September die Lagune wieder verliefs. Die Rückreise sollte aber noch eine harte Probe für das Schiff und seine Bemannung bilden. Zunächst hatte man die Jagd eines spanischen Kriegsschiffes auszustehen. dem man nur durch eine gänzliche Windstille, unterbrochen durch ein plötzlich eintretendes, schweres Unwetter, wie durch ein Wunder entging. Die spanischen Schiffe waren zwar nach den einstimmigen Berichten der Freibeuter schlechtere Segler als die englischen, und ihre Matrosen waren weniger geschult (bei Dampier oft, z. B. 4. II. 62 ff.): doch diese „Ketch" hätte unter normalen Umständen nicht entkommen können. denn „she was very short: and having great round Bows, when she met a Head-Sea, she plunged and laboured, not

going a-head, but tumbling like an Egg-shell in the Sea.“ (3. II. 22.) Die Spanier hatten auch allen Grund, mit der Wirtschaft der Holzhauer bei der Terminoslagune unzufrieden zu sein und den Handel mit ihnen zu unterbinden zu suchen. Denn einmal schalteten diese verwegenen Eindringlinge mit spanischem Grund und Boden wie mit ihrem Eigentum, dann aber auch stand die ganze Umgebung noch unter dem Bann ihrer Raubzüge. Es gelang den Spaniern auch später einmal, das ganze Nest auszuheben. (3. II. 59.) Man wird verstehen, dafs die Spanier mit solchen Raubgesellen nicht viel Federlesens machten, doch nimmt Dampier sie gegen übertriebene Gerüchte von ihrer Grausamkeit ausdrücklich in Schutz. Bei einer Gefangennahme hätte er aber mit einer langen Freiheitsberaubung rechnen müssen. Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Das Wetter war vorübergehraust, die Spanier waren verschwunden. Die See lag glatt da wie ein Spiegel, die erschöpften Matrosen schliefen, nur Dampier wachte einsam am Steuer. Da erschütterte plötzlich ein schrecklicher Stofs die Rippen des Schiffes; die sonst so lenksame Ruderstange fafste den Steuermann und schleuderte ihn auf das Verdeck. Man war an einer der kahlen Sandflächen des Alacranes gestrandet. Doch fing der Sand einen Teil des Stofses auf; das Fahrzeug hielt aus, und die Flut machte es wieder flott. Aber Jamaica war noch weit, das Schiff kam nicht voran, und die Lebensmittel gingen zur Neige. Eine Jagd auf der Insel Pinos, an der Dampier selbst teilnahm, brachte nichts ein, und man fristete das Leben mit verwesendem Fleisch: „it did not stink, but it was very unfavouving and black.“ (3. II. 38.) In der äufsersten Not wollte man trotz des Widerspruches Dampiers eine Kursänderung vornehmen; doch die am Horizont langsam aufsteigenden Berge Jamaicas vereitelten dies Vorhaben und verkündeten der entkräfteten Mannschaft das Ende ihres Elends. Ein Gutes hatten diese Irrfahrten aber doch; Dampier meint: „In all these Rambles we got as much Experience as if we had been sent out on a Design.“ (3. II. 39.)

Nicht die erduldeten Leiden, sondern das romantisch-abenteuerliche Leben der Farbholzhauer an der Terminoslagune hatten den grössten Eindruck auf Dampiers Gemüt gemacht. Aufserdem lockte ihn der verhältnismäfsig leichte und schnelle Gelderwerb; es war „a Place where a Man might have gotten an Estate“. (3. II. 55.) So finden wir ihn kaum einen Monat nach seiner Rückkehr, im Februar 1676, als Passagier auf einem andern zur Campechebai segelnden Schiffe, wohlversehen mit der gesamten Ausrüstung eines

Holzhauers. (Über die zweite Reise zur Campechebai 3. II. Kap. 2—5.)[5] Während dieses seines zweiten Aufenthaltes an der Terminoslagune hatte er Gelegenheit genug, sich mit den Sitten und Gebräuchen der Farbholzfäller bekannt zu machen. Es war eine wilde, verwegene Sorte von Menschen, meist frühere Freibeuter, die durch den Frieden Englands mit Spanien kalt gestellt worden waren. So ergriffen sie ingrimmig diese Knechtesarbeit als verachteten Notbehelf, um ihr Leben zu fristen: doch brandschatzten sie, wenn ihnen die Zeit zu lang wurde, die benachbarten Küsten bis Vera Crnz hin, fielen in die Dörfer der Umgegend ein, verjagten die Männer und schleppten die Weiber mit sich fort. Dazwischen setzten sie dem halbwild herumlaufenden Rindvieh der Spanier nach, als rechte Bukaniere; und hatten sie einmal Geld und Fleisch und Rum beisammen, dann feierten sie als Feste wüste Orgien, die an Wildheit und Ausschweifungen alles überboten. Daneben konnten und mufsten sie auch Entbehrungen trotzen und schwere Arbeiten verrichten können, wenn sie in diesem herrenlosen Staate ihren Mann stellen wollten. Dampier fühlte sich unter ihnen doch nicht recht wohl; er verbrachte die Hälfte seines zweijährigen Aufenthaltes daselbst auf der See, die mexikanische Küste verwüsten helfend. Beinahe wäre er einmal einer spanischen Flotte in die Hände gefallen, die aus dem Hafen der bedeutenden Handelsstadt Vera Cruz ausbrechend auf die Räuber fahndete. Sie entwischten zwar; aber Dampier hatte doch einigen Respekt vor den Spaniern bekommen, so dafs er es vorzog, die Terminoslagune wieder zu verlassen. Abenteuer hatte er schon genug erlebt. Was in dem Leben eines ruhigen Bürgers ein Ereignis ersten Ranges bedeutet hätte, ist in seinem Leben kaum erwähnenswert. Dreimal schwebte er in Todesgefahr; als er sich beim Bukanieren im Walde verirrte und fast dem Durst erlag, als er während der Regenzeit mehrmals über einen riesigen Alligator stolperte, und als die spanische Flotte ihre Kugeln über die Räuber sandte. Im Vergleich zu solchen Fährlichkeiten war der Gewinn jedenfalls gering; doch muss er eine gewisse Summe gelöst haben. Im April 1678 kehrte er nach Jamaica zurück; von dort benutzte er die erste Schiffsgelegenheit nach London, wo er im August desselben Jahres ankam, nach 4½jähriger Abwesenheit.

Es scheint, als ob er um diese Zeit den Entschlufs gefafst habe, sein umherstreifendes Leben aufzugeben und sefshaft zu werden.[6] Er

[5]) Die Kapitelbezeichnungen sind hier in 3. II. durch merkwürdige Druckfehler entstellt; statt 2, 3, 4. 5 lauten sie 2, 2, 4, 6.

[6]) Leider fehlen uns über diesen Aufenthalt in England alle direkten Nachrichten.

hat sich nämlich bald nach seiner Ankunft verheiratet. Vor seinen Reisen nach der Campechebai kann er es wegen seiner Jugend nicht wohl gethan haben; auch hätte er es uns sonst mitgeteilt; doch war vor seiner Reise um die Welt seine Heirat schon erfolgt. Wir erfahren dies bei seiner Benennung einer der Basheeinseln, wo er sagt: „The Northermost of them, where we first anchored, I called the Duke of Grafton's Isle, as soon as we landed on it; having married my Wife out of his Duchess's Family, and leaving her at Arlington-house, at my going Abroad.“ (1. I. 422.) Seine Geliebte stand also bei der Herzogin von Grafton in Diensten. Aus dieser Angabe ergiebt sich auch der wahrscheinliche Aufenthaltsort Dampiers zu dieser Zeit in England; Arlington ist ein kleiner Flecken in Devonshire; also wird er sich wieder nach seiner Heimat in dem benachbarten Somerset begeben haben. Lange kann aber weder seine Freierzeit noch sein junges Eheglück gedauert haben, denn er verliefs England nach einem halben Jahre wieder. So auffallend dies auf den ersten Blick erscheinen mag, so findet es doch leicht eine natürliche Erklärung. Das beim Farbholzfällen gewonnene Geld reichte zum Unterhalt nicht aus. So mufste Dampier seine Lage zu verbessern suchen. Sein Schicksal wies ihn auf die See; er hatte sonst nichts gelernt. Daher entschlofs er sich, noch einmal an der fernen Terminoslagune sein Glück zu versuchen. Er wollte, sobald er eine entsprechende Summe zusammen hatte, zurückkehren; in der Ferne aber vergafs er seine Vorsätze und blieb aus.

Im Januar des Jahres 1679 verliefs er England von London aus. (1. I. Intr.; 7. Kap. 1—6.; 9. Kap. 1.[7]) Er reiste als Passagier eines Westindienfahrers nach Jamaica, wo er gegen seinen ursprünglichen Plan verblieb. Er machte hier nämlich so günstige Geschäfte, dafs er durch einen sicheren Vermittler sich ein kleines Gut in Dorsetshire nahe seiner Heimat kaufen konnte. Schon um Weihnachten rüstete er sich zur Rückkehr, da machte ihm ein befreundeter Kapitän das Anerbieten, mit ihm an die Mosquitoküste zu gehen, um dort durch Handeltreiben seinen Beutel, der durch den Landkauf ziemlich geleert war, wieder zu füllen. Dampier sagte zu. Dieser Entschlufs sollte für ihn verhängnisvoll werden, er hat ihm für sein ganzes weiteres Leben die Richtung vorgeschrieben. Zwölf Jahre

[7] Das Buch von Basil Ringrose: „Dangerous Voyages and bold Attempts of Captain Sharp“, in der History of the Bouccaneers of America, Tom 2, London 1685 u. o.; auf welches Dampier in der Intr. verweist, war mir leider nicht erreichbar. Seine Hauptangaben aber fand ich benutzt in dem Werke von Burney. (27.)

lang blieb er noch der Heimat fern: doch hatte er für sein Weib wenigstens insofern gesorgt, als er ihm den Kontrakt über den Gutskauf vorher zugesandt hatte.

Von jetzt an beginnt für ihn eine Zeit des abenteuerlichsten Lebens; eines Lebens, das an gefahrvoller Romantik die kühnsten Träume des Jünglings übertraf. Die merkwürdigsten, aufregendsten und dabei oft jedem göttlichen und menschlichen Rechte hohnsprechenden Ereignisse drängen sich hintereinander, so dafs man es sich wenigstens psychologisch erklären kann, wenn er bei seiner Abenteuersucht Heimat und Weib darüber vergafs. Aber wenn die Wogen des Weltmeeres das kleine Schiff, auf welchem er sich befand, hin und herwarfen, wenn er an menschenfremden Gestaden oder auf verlorenen Inseln Rast machte, wenn er als Freund barbarischer Völker, ein Mitglied einer zügellosen Rotte, die Träger der Kultur zu bekämpfen trachtete, da stillte er seinen Wissensdurst und betäubte er sein Gewissen in rastlosem Studium.

Er segelte von Jamaica um Weihnachten 1679 ab. In der im Westen der Insel gelegenen Negrilbucht traf man mehrere Freibeuterschiffe an unter den Kapitänen Sharp, Sawkings und anderen; sofort gingen, wie Dampier sagt, alle Leute zu diesen über „besides myself;" er habe noch einige Tage bei seinem Kapitän gewartet, um ihn dann auch zu verlassen. Die so verstärkten Freibeuter wufsten sich gemeinsam mächtig genug, selbst gröfsere Städte anzugreifen; sie planten zunächst einen Raubzug nach Mittelamerika, wo Puerto Belo, ihr erstes Ziel, erstürmt und geplündert ward. Von hier ging man nach den kleinen Bastimentosinseln an der Pta Manzanilla, wo Dampier zum ersten Mal mit Wafer zusammentraf. Ein neuer Anschlag galt der Stadt S. Maria am Golf von S. Miguel, weitberühmt wegen ihrer Goldminen. Nach einer auf der Goldinsel im östlichen Sambaloesarchipel abgehaltenen Musterung, die 330 Mann ergab, setzte man zum Festland über, durchquerte mit Hilfe der Spanien feindlichen Indianer den Istmus und erstürmte unter dem Kommando des tapferen Sawkings die Stadt. Aber sie rechtfertigte nicht ihren Ruf; statt des Goldes und Reichtums fand man nur ein paar elende Hütten. Auf indianischen Booten umfuhr man den Busen von Panamá; wobei ein Teil der Flottille nahe der Stadt Panamá ein glücklich verlaufenes Seegefecht mit drei spanischen Kriegsschiffen zu bestehen hatte; die Stadt selbst, die 4 Meilen westwärts der Ruinen des alten, von Morgan zerstörten Panamá wieder aufgebaut war (27. 99), war ihnen zu stark. Man verliefs die Bucht daher wieder und wandte sich gegen Remedio (Pueblo

Nnevo). Doch wehrte die Stadt sich tapfer. die Freibeuter wurden blutig zurückgewiesen und ihr Führer Sawkings verlor vor ihren Mauern sein Leben. So zog man sich denn nach der Insel Coiba zurück, wo sich die Schar teilte; die kleinere Hälfte ging auf dem Landwege wieder zurück, die gröfsere. darnnter Dampier, stellte sich unter Kapitän Sharps Kommando nnd ging nach Süden, um an den Küsten Perus zu kreuzen. Auf dieser Fahrt lernte Dampier die Inselchen Plata und Gorgona zum ersten Mal kennen. Ein Angriff auf Ilo hatte trotz heftigen Kämpfens nicht viel Erfolg; glücklicher war man vor La Serena, welche Stadt man von Grund aus niederbrannte. Von hier ging man nach Juan Fernandez, einem Hauptstützpunkt aller Freibeuterunternehmungen in der Südsee. Hier brach ein schon lange gegen Sharp bestehender Unwille in Flammen aus; man setzte ihn einfach ab und machte Watling, einen alten, erfahrenen Freibeuter, zum Kapitän. Dieser scheint seine neue Stellung sogleich durch einen Hauptschlag haben befestigen wollen: er griff das feste Arica an, büfste aber seine Kühnheit mit dem Leben. Die Freibeuter entkamen nur mit grofsen Verlusten nach der Insel Plata. Durch den Fall Watlings kam Sharp wieder in die Höhe: das pafste aber Dampier, Wafer und noch etwa 20 andern nicht, so dafs sie sich von der Hauptschar zu trennen beschlossen. Man warf Sharp Feigheit und schlechtes Betragen vor.[8] In einer Barke bemühten sie sich, den Golf von S. Miguel zu erreichen, um von da den Istmus von Darien zu durchqueren. (1. I. Kap. 1. 9. a. a. O.) Die Landung glückte erst einige Meilen westwärts von dem genannten Golf, da man sich vor den Spaniern zu hüten hatte, die mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben würden, wenigstens einen Teil ihrer Peiniger unschädlich zu machen. (1. I. Kap. 2.) Dazu kamen die Strapazen des Marsches; da waren Bergrücken zu ersteigen und in schluchtenartige Thäler niederzuklettern; brückenlose, angeschwellte Flüsse zu überschreiten; und mehr als einer verlor in den Gefahren der Reise sein Leben. Andere mufsten in der Wildnis zurückgelassen werden, unter ihnen anch Wafer, den eine Brandwunde am Knie zum Weiterwandern unfähig machte. Nur die Freundschaft der Indianer ermöglichte ein langsames Vordringen, bis endlich, nach 33 Tagen angestrengten Marsches, der aus der Ferne herüberblinkende Spiegel

[8]) Sharp selbst war über sein Verhalten entschieden anderer Meinung; er rühmt seinen Mnt hänfig auf verdächtige Weise. Er war ein rechter Typus des gewissenlosen Freibentertums, dem die Befriedigung niederer Leidenschaften und müheloser Gelderwerb die Hanptsache war. Thatsächlich scheint ihm das letztere geglückt zu sein. Vergl. über ihn 14, unter Sharp, von Langhton.

des karibischen Meeres das Ende der Leiden verkündigte. An der Küste lag ein französischer Freibeuter, der die Erschöpften aufnahm und nach dem Sambaloes brachte, wo nicht weniger als sieben Kaperschiffe ankerten, vier englische und drei französische. Dampier suchte zuerst notgedrungen auf einem französischen Unterkunft, war aber froh, als er auf der Insel St. Andrews die Gesellschaft — the saddest Creatnres that I ever was among: . . . . the biggest part of them never stirred ont of their Hammocks, but to eat or ease themselves (1. I. 30) — verlassen und auf einem englischen nnter Kapitän Wright Platz finden konnte. Nun begannen Kreuzungen im karibischen Meere; zunächst besuchte man die Korninseln, die Getreidekammer der Freibeuter, ging dann weiter an der Küste von Costarica vorbei nach der Lagune Chiriqui, nm wieder nach den Sambaloes zurückznkehren. Hier fand Dampier seinen Freund Wafer wieder, der „gemahlet nnd ganz nackend war, nur einen schlechten Gürtel um den Leib und ein gülden Blech von der Nase über das Maul hängen hatte“. (9. 239.) Derselbe war nämlich all die Zeit bei den Indianern gewesen und hatte sich so akklimatisiert. Von den Sambaloes ging man nach Osten weiter, vorbei an der reichen und mächtigen Stadt Cartagena mit dem von einem hohen Berge herabschauenden, citadellartig gebanten Wallfahrtskloster „the very Loretto of the West Indies“ (1. I. 42), vorbei an den schneebedeckten Höhen des S. Marthamassivs, nach Curaçao, wo man die Waren eines vorher nach hartem Kampfe erbeuteten spanischen Schiffes verkaufen wollte. Doch erst in Bonaire gelang der Handel. Weiter berührte man noch die de Avesinseln, die gefährlichen los Roques, Tortuga; von letzterer machte man einen Abstecher nach Blanquilla, und kehrte dann wieder zu knrzem Aufenthalte zurück, „all which time our Men were drunk and quarreling.“ (1. I. 58.) Hier scheint schon der Grund zu der späteren Spaltnng gelegt worden zu sein; man verübte noch gemeinsam einige Räubereien an der Festlandküste, nm dann wieder nach den los Roques zu gehen nnd dort die Beute zu verteilen. Dampier hatte vom caribischen Meere genug gesehen; er schlofs sich einer Minderheit von etwa 20 Mann an und segelte mit ihnen geradenwegs nach Virginien, um die Beute in Geld umzuwandeln.

In Virginien blieb er ein volles Jahr. Wir wissen von diesem Aufenthalt nur, dafs er einmal eine Reise nach Carolina machte, und dafs er während desselben von manchen Unannehmlichkeiten betroffen wurde. Worin dieselben bestanden, können wir nur vermnten; sie sind vielleicht auf heimische, bezw. häusliche Angelegen-

heiten zurückzuführen. Denn nichts lag ja näher, als jetzt den früher gehegten Plan der Heimreise zu verwirklichen. Wir hören aber nichts von dem; vielmehr schlofs er sich einem neuen Freibeuterzuge an, dessen Abenteuerlichkeit alle bisherigen noch in den Schatten setzte. Der Gedanken an eine Rückkehr nach England aber entschlug er sich für lange Zeit.

In Virginien war ein Schiff angekommen, dessen Kommandant Kapitän Cook und dessen erster Steuermann Kapitän Cowley war, auf welchem sich manche der auf den los Roques zurückgelassenen Bekannten, unter ihnen auch Wafer (9. 242), befanden. (1. I. Kap. 4. 8. bis zum Tode Cooks). Dampier schlofs sich ihnen wieder an. Der Plan war, sich zunächst ein geeigneteres Schiff zu erobern und dann in der Südsee zu kreuzen. Das vorhandene Schiff, the „Revenge“, eine kürzlich genommene Prise, war klein und schlecht und nur mit 8 Kanonen armiert; die Besatzung betrug annähernd 70 Mann. (Nach 8. 1. nur 52.) Anfang September 1683 stach man von Kap Charles aus in See, nachdem man sich genügend verproviantiert hatte, „and having agreed upon some particular Rules, especially of Temperance and Sobriety, by reason of the length of our intended Voyage“. (1. I. 69.)

Nicht jeder der Männer, die damals hoffnungsfreudig und beutelustig hinauszogen, sollte ein glückliches Ende der Fahrt erleben, und manche fanden statt Reichtum und Genufs nichts als einen ruhmlosen Tod auf fremder Erde. Nur mit Glück und Erfahrung konnten alle die ringsum drohenden Gefahren bestanden werden. Letztere hatte Dampier sich wenigstens in einer strengen Schule angeeignet, sodafs er den schweren Anforderungen, die an ihn wie an jeden andern gestellt wurden, gewachsen war. Seine Stellung hatte sich äufserlich noch nicht verbessert; er blieb gewöhnlicher Freibeuter wie vorher. Doch verliehen ihm seine Kenntnisse ein moralisches Übergewicht über viele seiner rohen Genossen. Auf die Wege, welche die Schar einschlug, hatte er wenig Einflufs; so konnte er auch nicht ahnen, dafs sich die jetzt begonnene Reise zu einer Weltumseglung auswachsen würde.

Es galt zunächst, ein neues Schiff zu bekommen. Dampier schweigt über diesen Punkt gänzlich, aber Cowley hat uns den Sachverhalt getreulich berichtet. Nach langer, stürmischer Meerfahrt gelangte man zu den Kapverdischen Inseln, wo man Sal, São Nicolão und São Thiago anlief; auf der Reede letzterer Insel fand man ein grofses holländisches Schiff ankernd vor, doch schreckte dessen überlegene Bewaffnung die verwegenen Räuber ab. Sie gingen

nun nach Sherboro an der Sierra Leoneküste, wo ihnen ein Anschlag auf ein mit 14 Kanonen bewaffnetes dänisches (vgl. 14.)[9] Schiff gelang. Froh der guten Beute gingen sie nun nach Süden, um die Magalhäesstrasse zu passieren. Doch Dampier, der von den Gefahren derselben oft gehört hatte, hielt das Unternehmen für zu gefährlich: „For also our men were more under command than I had ever seen any Privateers, yet I conld not expect to find them at a minntes call, in coming to an Anchor, or weighing Anchor". (1. I. 80.) Daher suchte er eine Landung an den Falklandinseln (Sibbel de Wards, wie er sie nach holländischem Vorgange nennt) durchzusetzen, um dadurch den Kurs des Schiffes weiter nach Süden zu lenken. Trotzdem diese Inseln nichts bieten konnten, erreichte er seinen Zweck; doch trieb ein Sturm das Schiff bei der Umschiffung des Kap Horn bis über den 60. Breitegrad, nach Cowleys (allerdings unwahrscheinlicher) Behauptung der südlichste bis dahin erreichte Punkt. (8. 7.). Auf dem Wege nach Jnan Fernandez traf man ein anderes Freibeuterschiff unter Kapitän Eaton an, mit dem man gemeinsame Sache zu machen beschlofs. Anfang April fielen die Anker an der einsamen Insel[10], sieben Monate seit der Abfahrt von Virginien.

Merkwürdigerweise Weise wies die Insel einen Bewohner auf, einen Mosqnitoindianer, der drei Jahre vorher, als Dampier unter Kapitän Sharp die Insel besuchte, hier zurückgelassen worden war. Er hatte sich mit erstaunlicher Leichtigkeit in seine Lage gefunden, und sich von den seit einem früheren Besuche der Spanier hier hausenden wilden Ziegen und von Früchten ernährt.[11] Die Freibeuter

[9]) Cowley gieht die Nationalität des Schiffes nicht an; wir erfahren sie aus der Handschrift im brit. Musenm Sloane. M. S. 54.

[10]) Die Gruppe besteht aus drei Inseln: Mas-à-Tiera, Mas-á-Fuera und Santa Clara. Hier handelt es sich um die erstgenannte.

[11]) Die hetreffende Stelle hei Dampier (1. I. 84 ff) scheint mir als Quelle für Defoes Roman „The Life and Strange Snrprising Adventures of Robinson Crnsoe", London 1719, neben der später hei Woodes Rogers und Cooke erzählten Robinsonade des Alexander Selkirk anf derselben Insel von Wichtigkeit zu sein. Höchstwahrscheinlich hat dieser Moskitoindianer dem wackeren Friday Modell gestanden. Znm Belege will ich nnr eine in die Angen springende Stelle anführen: Als man vom Schiffe ans den Mann erkannte „a Moskito Indian, named Robin, first leap'd ashore, and running to his Brother Moskito Man, threw himself flat on his face at his feet, who helping him np, and embracing him, fell flat with his face on the Groud at Robin's feet, and was by him taken up also". (1. I. 86.) Wem fallen hier nicht die Begrüfsungsszenen ein, die Friday sowohl Robinson wie seinem Vater machte! Der Name Robin giebt den Ausschlag für die Verwertung dieser Stelle durch Defoe. Sicher hat dieser

erholten sich hier 16 Tage lang von den Strapazen der langen Reise: dann begann die Jagd auf die spanischen Schiffe an den amerikanischen Südseeküsten, wodurch die folgenden Jahre durch ein beständiges Hin- und Herkreuzen ausgefüllt wurden. Wieder dienten die kleinen landnahen Inselchen, wie die beiden Lobos, Plata und Gorgona als Stütz- und Rnhepunkte der einzelnen Unternehmungen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, jeder einzelnen Prise Erwähnung zu thnn; es genügt zu sagen, dafs kein spanisches Schiff, welches erblickt wurde, unbehelligt blieb, und dafs die meisten auch genommen wurden. Zunächst wurde Lobos (de Afuera) angelaufen (1. I. Kap. 5); von da ging es nach den Galápagos, wo man den Überflufs der erbeuteten Lebensmittel zu einem Notmagazin aufspeicherte. Bei dieser Gelegenheit gab Cowley den einzelnen Inseln die noch heute gebräuchlichen Namen. Hier wurde ein Anschlag auf Realeja beschlossen, von dessen Reichtümern ihnen die mitgebrachten Indianer Wunderdinge erzählt hatten. Auf der Hinfahrt verweilte man einige Zeit an der Kokosinsel, an welchen Aufenthalt noch heute zwei Dampiers Namen tragende Vorgebirge erinnern. Widerwärtige Winde verzögerten die Weiterfahrt nach dem Kap Blanco, wo man, endlich angekommen, dem kurz vor der Landung verstorbenen Kapitän Cook die letzten Ehren erwies. Während des Begräbnisses erfuhr man von neugierig herzugekommenen Indianern, dafs ein grofses Gehöft in der Nähe sei; und sogleich machten sich einige, darunter Dampier, lüstern nach dem so lange entbehrten Fleischgenufs, dahin auf. Es gefiel ihnen so gut da, dafs sie beschlossen über Nacht dazubleiben, und selbst Dampiers energische Vorstellungen nnd schliefslicher Aufbrnch konnten sie nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Der Ausgang rechtfertigte sein Vorgehen; die Säumigen wurden von den Spaniern hart bedrängt und konnten nur unter äufserster Lebensgefahr dem Verderben entgehen.

Die Neuwahl eines Kapitäns fiel auf den Quartiermeister Davis, einen Mann von hervorragenden Fähigkeiten, der nach Freibeuterbrauch am meisten Anspruch auf diese Würde hatte. Unter ihm segelte man nun direkt nach Realeja, dessen Lage aus weiter Ferne her schon der bei Tage rauchende und bei Nacht flammenscheinende

---

(geb. 1661 oder 1663, vergl. 20. 374 ff.) Dampiers Werke gekannt; nnd wenn er die Geschichte nicht dessen Werken direkt entnommen hat, so erfnhr er sie ans dem Buche des grofsen Kompilators Cooke (12), der wohl noch vor Woodes Rogers als Hanptqnelle für Defoes Roman zn gelten hat, da er eine ganze Sammlnng von Robinsonaden. darunter auch diese Dampier entnommene, in Anschlnfs an seinen Bericht über Selkirk zusammengestellt hat.

Volcano Viejo den Räubern verriet. Doch hatte die Stadt von dem Anschlag erfahren und sich bis an die Zähne gerüstet, sodafs die Freibeuter, hierdurch bedenklich gemacht, es vorzogen, weiter nach der Fonsecabucht (bei Dampier Amapalabucht, ein Name, der sich heute auf eine kleine Insel in derselben mit gleichnamiger Stadt beschränkt) zu gehen und hier die Schiffe auszubessern. Man hoffte die anwohnenden Indianer zur Mitarbeit dabei zu gewinnen, doch der Mord des Angesehensten derselben durch einen Freibeuter machte dieselben mit Recht mifstranisch, so dafs Dampier sagt: „Thus our Hopes perished by the Indiscretion of one foolish Fellow“. (1. I. 128.) Daher ging man bald wieder nach Plata zurück, wo sich Eaton von Davis trennte, um auf eigene Faust weiter zu kreuzen. Mit ihm fuhr auch Cowley davon, der schon gleich nach Cooks Tode zu ihm übergegangen war. (1. I. Kap. 6.)

Auf einem Streifzuge, den die Leute des Kapitän Davis von Plata aus nach Manta am Cap S. Lorenzo unternahmen, erfuhren sie von Mafsregeln, welche der Vice Re zu Lima gegen sie getroffen hatte. Damals regierte dort Don Melchor de Navarra y Rocafull, Duque de la Palata, Principe de Massa. (Von 1681—1689: vgl. 26, Aviso histórico, S. 160—167.) Doch fand man einen neuen Bundesgenossen in Kapitän Swan, der den Cygnet aus London befehligte. Mit ihm gemeinsam stürmte man Payta, welche Stadt man zur Strafe dafür, dafs ihre Bewohner unter Mitnahme ihrer Kostbarkeiten zu fliehen gewagt hatten, niederbrannte: dann ging man nach Lobos, um von hier aus einen Hauptschlag auf die reiche und mächtige Handelsstadt Guayaquil zu unternehmen. In Booten drang man die trichterförmige Bucht hinauf, an der Insel Puna vorbei; doch trotz aller Vorsicht und trotz verzweifelter Anstrengungen gelang es nicht, die wohlbewehrte Stadt zu nehmen. Mifsmutig mufsten die Freibeuter vom Sturme abstehen, und selbst die Gefangennahme von etwa 1000 Indianern vermochte sie nicht zu trösten. Nachdem man die 40 Stärksten ausgesucht hatte, liefs man die andern zurück, um diese Gegend zu verlassen und im Golf von Panamá das Glück wieder zu versuchen.

Um die Wende des Jahres 1684/85 griff man ein nach Lima segelndes spanisches Schiff auf, worin man Briefe fand, welche ein baldiges Nahen der Silberflotte verkündigten. Das gab den Freibeutern neuen Mut und neue Hoffnung, und man beeilte sich, dieser den Weg zu verlegen. Zunächst ankerte Kapitän Davis bei der Insel Taboga mitten im Golf von Panamá, wo sein Schiff beinahe einem feindlichen Brander zum Opfer gefallen wäre: nur durch schnelles

Kappen der Ankertaue gelang es, dem Unhold zu entkommen. In den nächsten Tagen sammelten sich immer mehr englische und französische Freibeuterschiffe im Golf an, die alle vom Nahen der Silberflotte Witterung erhalten hatten. So wuchsen sie allmählich zu einer furchtbaren Macht an, die wohl den Spaniern Schrecken einflöfsen konnte. Es waren zehn Schiffe zusammen, mit 52 grofsen Geschützen armiert und vielen kleineren; die Bemannung belief sich auf annähernd 1000 Mann, furchtlose, verwegene, beutegierige Abenteurer. Die Stadt Panamá zwar wäre allein mächtig genug gewesen, ihrem vereinigten Ansturm zu widerstehen, darum hütete man sich wohl vor diesem Unternehmen; doch glaubte man sich stark genug, den Kampf mit der Schutzflotte der Silberschiffe, welche fast die gesamte spanische Macht in der Südsee bedeutete, aufnehmen zu können. Neuerdings aufgefangene Briefe meldeten ihr Herannahen. Sie soll vierzehn Schiffe mit 167 Kanonen und 3000 Mann Besatzung gehabt haben. Am 28. Mai 1685, als sich der Morgennebel verzog, wurden die Segel der feindlichen Flotte sichtbar. Doch wurden die Freibeuter sogleich um eine Hoffnung ärmer; die Silberschiffe waren nicht dabei. Sie hatten ihre Schätze in weiser Voraussicht schon in Lavelia, einem etwas westlich von der Pta. Mala gelegenen Orte, ans Land geschafft. Das war es aber nicht allein; es galt jetzt noch, mit dem übermächtigen Feinde zu kämpfen. Beide Flotten standen bei der kleinen Insel Pacheque (der landnächsten von den I. del Rey, jetzt Perleninseln) sich gegenüber, die Freibeuter hatten den Vorteil des Windes, der ihnen aber durch eine List des spanischen Admirals über Nacht verloren ging. Am 29. Mai sahen sie beim ersten Morgengrauen den Feind mit vollen Segeln auf sich zukommen. Alle Versuche, diese Scharte auszuwetzen, halfen nichts; die Spanier trieben sie fliehend vor sich her durch die ganze Bucht. Aber recht geheuer war es diesen auch nicht bei der Sache, denn sie liefsen die Freibeuter anderen Tages unbehelligt nach der Insel Coiba (bei Dampier Quibo) entweichen. (Vgl. 26, Aviso histórico, S. 163.) Die Verluste während der Schlacht an Mannschaften scheinen auf beiden Seiten nicht grofs gewesen zu sein, doch konnten sich die Spanier eines bedeutenden materiellen Erfolges rühmen, den Dampier betrübt zugestehen mufs: „Thus ended this day's Work, and with it all that we had been projecting for 5 or 6 Months; when instead of making ourselves Masters of the Spanish Fleet and Treasure, we were glad to escape them; and owed that too in great measure to their want of Courage to pursue their Advantage." (1. I. 209.) Diese Zagheit sollten die Spanier bald bereuen, denn die Freibeuter gingen, wütend

über ihren Mifserfolg, sengend und brennend an der Küste weiter. (1. I. Kap. 8.) Zuerst plünderten sie Pueblo Nuevo, allerdings ohne die erhoffte Beute zu machen; um so glänzenderen Erfolg brachte der Angriff auf die schöne und reiche Stadt Leon. Vor der Landung bedrohten noch schreckliche Stürme ihr Leben; man hatte die Schiffe schon verlassen und suchte in Booten den Hafen von Realejo zu gewinnen, als sie ausbrachen. Doch hielt man mit zäher Energie die gebrechlichen Fahrzeuge über Wasser. In Leon selbst erwarteten die Spanier sie auf dem Markte in Schlachtordnung; doch hielten sie nicht stand. Ein vom Gouverneur gebotenes Lösegeld wurde ausgeschlagen, und die Stadt wurde geplündert und in Brand gesteckt. Auf der Rückkehr ward noch das von den Bewohnern verlassene Realeja ausgeraubt und ebenfalls eingeäschert. Doch blieb die Strafe für diese Mordbrennerei nicht aus; denn in Realeja, einem von den fieberhauchenden Morästen der Umgegend verpesteten Orte, holten sich viele den Keim zu einer todbringenden Krankheit, die als verheerende Seuche auf den Freibeuterschiffen wütete. Auch Dampier wurde davon befallen und mufste lange an ihr leiden.

Schon vor dem Ausbruche seiner Krankheit war er von Kapitän Davis zu Swan übergegangen, da ersterer wieder nach Süden umkehrte. Mit Davis kehrte auch Wafer um, der bisher mit Dampier zusammen war, obgleich dieser ihn nicht mehr erwähnt hat; Wafer klagt, dafs er sein zu gedenken ganz vergessen habe.[12] (9. 242.) Die Gründe, die Dampier zum Wechsel des Schiffes bestimmten, giebt er selbst folgendermafsen an: „I went aboard of Capt. Swan .... to get some knowledge of of the Northern Parts of this Continent of Mexico. And I knew that Capt. Swan determined to coast it as far North, as he thought convenient, and then pass over for the East-Indies; which was a way very agreeable to my Inclination." (1. I. 223,4.) Auch Capitän Swan unternahm häufig Beutezüge in das Land hinein, doch meist mit mehr Gefahr als Erfolg. In der Gegend von Acapulco fahndete er auf eines der beiden grossen Manilaschiffe, aber es gelang weder jetzt noch in der Folgezeit, eines derselben aufzuspüren. Als auch die Hoffnung auf diese Beute als gescheitert betrachtet werden mufste, da kehrte der letzte Begleiter, Kapitän Townley, nach der Südsee um, und Swan setzte seine einsame Fahrt nach Norden unter mancherlei Gefahren und meist mifsglückten Anschlägen fort. (1. I. Cap. 9). Als aber in der Nähe

[12]) Bei Wafer finden wir noch eine hochinteressante Beschreibung der weitern Erlebnisse unter Kapitän Davis, der um Kap Horn herum wieder nach Westindien ging.

von Compostella 50 seiner Leute[18]) auf einem Streifzuge von den Spaniern niedergemacht wurden, da ward auch ihm der mexikanische Boden zu heifs unter den Füfsen, es gelang ihm jetzt, seine Leute zu der lange von ihm geplanten Durchquerung des Stillen Oceans zu überreden.

„Many were well pleased with the Voyage, but some thought, such was their Ignorance, that he would carry them out of the World.“ (1. I. 276.) Aber die Küste Mexikos bot ihnen ja doch nichts mehr; Handel gab es nicht, und die wenigen Städte lagen von ihr weit entfernt. Der berühmte Gold- und Silberreichtum hatte für sie nur den Wert eines schönen Märchens. Dazu der fürchterliche Schlag von Compostella, welcher auch die Verzagtesten vernünftiger Überredung zugänglich machte. So wählte man die Las tres Marias zum Stützpunkt bei der Verproviantierung für die lange Überfahrt. Dampier hatte an dem verhängnisvollen Streifzuge seiner Krankheit wegen nicht teil genommen. Hier, auf den Las tres Marias, mufste er nun eine Radikalkur durchmachen, die beredtes Zeugnis ablegt von der Stärke seiner Konstitution; er wurde in den von den Strahlen der Tropensonne durchglühten Sand eingegraben und schwitzte eine halbe Stunde fürchterlich. Dabei wurde er gesund.

Es war eine tolle Fahrt, welche die Freibeuter jetzt durch den gröfsten aller Oceane antraten. (1. I. Kap. 10.) Der Versuch einer genügenden Verproviantierung war mifslungen; man hatte für jeden Mann täglich etwas mehr wie eine halbe Pinte Mais, von dem dazu eine grofse Menge Ratten mitverzehrten, und für drei Mahlzeiten eingesalzenen Fisch. „That was a Voyage enough to frighten us, considering our scanty Provisions“. (1. I. 208.) Aber Swan packte die Leute bei ihrem Ehrgefühl und ihrer Beutelust; er wies auf Drake und Cavendish hin, die vor langer Zeit mit schlechteren Schiffen den Stillen Ocean durchquert hätten; dann erzählte er verlockende Geschichten von der Aussicht auf reichen Gewinn, der sie um Manila herum erwarte. Solchen gewichtigen Argumenten konnte niemand widerstehen. Einige Indianer, die noch als unnütze Esser an Bord waren, liefs Swan einfach auf einer der wüsten Marias zurück; 23 Jahre später fand Dampier dort ihre gebleichten Gebeine wieder. (11. 371.) Am 31. März 1686 segelte man todesverachtend in die fast endlose See. Und das Glück war ihnen hold; der kräftige Passat schwellte die Segel, so dafs das Schiff mit einer stündlichen Geschwindigkeit von 6—7 Knoten Tag und Nacht voran eilte.

Unter ihnen befand sich auch der Freibeuterhistoriker Ringrose.

Aber Woche auf Woche verging in lähmendem Einerlei; die Lebensmittel wurden allmählich auf ein Minimum beschränkt. und die Langeweile begann der Ungednld, die Gleichgültigkeit der Furcht und dem Entsetzen zu weichen. Wahrlich, Kapitän Swan hatte Grund, wie einst Columbus sehnsüchtig zu wünschen, dafs sein Kiel sich nach Westen beflügele: denn schon brüteten die unglücklichen Seeleute, die er zn der Fahrt verführt hatte, über fürchterlichen Plänen, als das lachende Eiland Guam wie eine rettende Göttin aus den Fluten emporstieg. „It was well for Captain Swan that we got sight of it before our Provision was spent, of which we had but enongh for 3 days more, for, as I was afterwards informed, the Men had contrived, first to kill Captain Swan, and eat him when the Victuals were gone, and after him all of us who were accessary in promoting the undertaking of this Voyage. (1. I. 283.)

Endlich, am 21. Mai, 52 Tage nach der Abfahrt von Mexiko, stieg im Morgengrauen mit lautem Jubel begrüfst das Land empor, und eine entsetzliche Katastrophe war abgewendet. Der spanische Gouverneur von Guam versorgte die Freibeuter bereitwillig mit Lebensmitteln, so dafs sie mit frischem Mut und frischen Kräften weiter nach den Philippinen gehen konnten, deren südlichste, Mindanao, am 21. Juni erreicht ward. Doch um zu der auf der Westseite gelegenen Hauptstadt zu kommen, mufsten sie die Insel noch südlich umschiffen, welche Fahrt wegen fast ununterbrochener Stürme und dadurch entstehenden Aufenthalts einen Monat in Anspruch nahm. (1. I. Kap. 11, der Anfang; 1. I. Kap. 13.) Für die Mühen der Reise entschädigte sie der freundliche Empfang, der ihnen als Engländern hier bereitet ward; diese standen als Feinde der Spanier und Holländer, denen beiden man Okkupationsgelüste nachsagte, hier und auf vielen andern Inseln der asiatisch-australischen Inselbrücke in einem unverdienten guten Ruf. Swan suchte das ihm entgegengebrachte Wohlwollen zu erhalten und zn steigern, da er vorhatte, über die Regenzeit hier zu bleiben. Den Leuten behagte das sehr, da man das hernmschwärmende Leben für eine Weile müde war. So beginnt jetzt eine Zeit des sonderbarsten Zusammenlebens der Freibeuter, dieser verlorenen Söhne der Kultur, mit halbwilden Eingeborenen, wozu auch nur diese in allen Lagen sich wohlfühlenden, vor keiner Gesellschaft zurückschreckenden Abenteurer fähig waren. Daraus ergaben sich naturgemäfs allerhand seltsame Verhältnisse, besonders so lange beiden Teilen die Sache noch neu war; der Kapitän spielte die Rolle eines kleinen Fürsten, und seine Leute, je nach ihrem Reichtum, ihrer Kleidung und Gestalt, die von Edelleuten.

Aus diesen günstigen Umständen suchten sie möglichst Kapital zu schlagen: sie stürzten sich in jeglichen Genufs, den ihnen Land und Volk bieten konnten. Dampier aber beobachtete mit scharfem Auge alle Verhältnisse dieser entlegenen Insel und bereicherte sein Tagebuch mit mannichfaltigen Ergebnissen.

Lange konnte ein solches patriarchalisches Zusammenleben nicht dauern. Das Betragen beider Teile mufste ein baldiges Zerwürfnis zur Folge haben, das naturgemäfse Ende einer solchen Zwitterverbrüderung. Die Hinterlist der Machthaber der Insel und die durch das faule Wohlleben bei den Freibeutern erzeugte Zuchtlosigkeit standen einander gegenüber; dazu kam bei den letzteren Meuterei gegen den Kapitän, dessen launisches und unschlüssiges Verhalten die schlimmsten Wirkungen fürchten lassen mufste. Das Schiff selbst war der Schauplatz wüster Orgien; Dampier beteuert, dasselbe aus Abscheu davor gemieden zu haben. Die Auffindung des Tagebuches von Swan, worin derselbe dem Unmut über seine Leute Luft gemacht hatte, zerrifs die letzten Bande der Anhänglichkeit, die lautesten Schreier rissen die Menge mit sich fort, bemächtigten sich des Schiffes und segelten unter Zurücklassung des Kapitäns und 40 seiner Leute davon.[14]) (1. I. Kap. 14.) Dampier fuhr mit, um Schlimmeres zu verhüten, obgleich er in seinem Herzen treu an dem rechtmäfsigen Kapitän hing; auf dem Schiffe betrachtete er sich von jetzt an als ein Fremdling.

Die Meuterer gingen an Zamboanga (bei Dampier Chambongo) vorbei um die äufserste Westspitze Mindanaos und hielten sich dann nach Norden. Auf einer kleinen Insel ward das Schiff gebessert; doch lief es bald nach der Abfahrt auf ein heimtückisches Riff, der stillen See wegen ohne grossen Schaden; „but“ sagt Dampier, „we more narrowly mist losing our Ship this time than in any other in the whole Voyage“. An der Küste Mindoros warf man wieder Anker: hier gelang es, Nachrichten über die gegenwärtigen Verhältnisse von Manila zu erhalten, und da dieselben günstig lauteten, ging man voll froher Hoffnung weiter, um vor der Bucht dieser Stadt zu kreuzen. Doch die vorgerückte Jahreszeit zwang die Freibeuter, nach Wegnahme von mehreren Schiffen, einen Schlupfwinkel aufzusuchen, den man in Pulo Condore, kleinen, der Mekongmündung vorgelagerten Inseln, auch fand. (14. März 1687).

[14]) Dampier berichtet uns später (1. I. 445) über das Schicksal der auf Mindanao Zurückgelassenen: Einige entkamen nach den holländischen Kolonieen, andere starben auf Mindanao; Swan selbst wurde, gerade als er sich auf ein holländisches Schiff begeben wollte, von den Eingeborenen ertränkt.

Während des Aufenthaltes hier unterwarf man das wurmzerfressene Schiff einer gründlichen Reparatur und verproviantierte sich mit Hülfe der Eingeborenen aufs beste. Nach einem Abstecher in den Meerbusen von Siam hatte man einen blutigen Kampf mit der Besatzung eines malaischen Schiffes zu bestehen, der die Freibeuter sechs Mann kostete. Ihre Zahl wurde aufserdem verringert durch den Tod mancher Leute, die erst jetzt an den schleichenden Giften starben, die ihnen in Mindanao von ihren eifersüchtigen Freundinnen (Pagallys) heimtückisch beigebracht worden waren.

Unterdes hatte sich der Übergang von der Freibeuterei zum offenbaren Seeranb, dem Beute von Freund und Feind gleich erwünscht kommt, vollzogen. Dampier ward der Aufenthalt auf dem Schiffe allmählich znr Qual, ebenso seinem Freunde, dem Schiffsarzt Coppinger; „being sufficiently weary of this mad Crew, we were willing to give them the flip at any place from whence we might hope to get a passage to an English Factory.“ (1. I. 402).

Es war aber ein Glück, dafs ihm die Flucht noch nicht gelang, da ihm die beiden wichtigsten Ereignisse der Fahrt noch bevorstanden: die Entdeckung der Basheeinseln und der Besnch Australiens. Widrige Winde hatten den Plan der Schar, wiederum vor Manila zu kreuzen, vereitelt und sie nach der Insel Tschang-tschwan (St. John) nahe der Si-kiangmündung getrieben, wo Dampier zum ersten Male bezopfte Chinesen sah. Ein heraufziehendes Unwetter zwang sie zum Verlassen der hafenlosen Küste, und ein furchtbarer Taifun brachte sie an den Rand des Verderbens. Als das windstille Centrum über das Schiff hinwegzog, da funkelten die Mastspitzen in den elektrischen Flämmchen des St. Elmsfeners, was die unglückahnende Menge mit stillem Schauder sah. Doch ward ihr Aberglanbe zu nichte, denn das Unwetter brauste glücklich vorüber.

Man beschlofs nun, nach den allen Schiffsleuten unbekannten Peskadoren zu gehen, die man für von den Menschen vergessene Inseln hielt. Um so erstaunter war man, als man volkreiche, in einer zwar fremdländischen, aber hochgebildeten Kultur blühende Städte da vorfand, deren Häfen von Schiffen wimmelten. Zwar verbot der Gouverneur den unerwünschten Besuchern jeden Handel, betrug sich aber sonst höchst zuvorkommend und ritterlich. Da unter diesen Umständen ein längerer Aufenthalt keinen Zweck hatte, gingen sie nach Süden an Formosa vorbei, zu einer Gruppe namenloser, auf der Karte nur mit der Ziffer 5 versehener Inseln, deren thatsächliche Existenz am 6. August 1687 festgestellt wurde, nach Dampiers Bestimmung unter 20° 20′ nördlicher Breite. Die

Eingeborenen kamen den Fremdlingen mit jener unschuldigen Liebenswürdigkeit, die bei manchen Naturvölkern auf tropischen Inseln gefunden worden ist, entgegen. Dampier konnte mit Behagen ihre Eigentümlichkeiten und Lebensgewohnheiten studieren. Von menschlichem wie von wissenschaftlichem Interesse ist die Herkunft des Namens Basheeinseln [15]), der sich seit dieser Zeit an diese Gruppe knüpft. Ich will daher die betreffende Stelle anführen. Es heifst da von den Eingeborenen: „Their common Drink is Water; .... Beside which they make a sort of Drink with the Juice of the Sugarcane, ... This is an excellent Liquor and very much like English Beer .... It is very strong, and I do believe very wholesome: For our Men, who drank briskly of it all day for several Weeks, were frequently drunk with it, but never sick after it; .... and as the Natives sold it to our Men very cheap, so they did not spare to drink it as freely. And indeed from the plenty of this Liquor, and their plentiful use of it, our Men called all these Islands the Bashee Islands. (that being the Name which the Natives called this Liquor by)" (1. I. 431) [16]) Unterdes waren die Herbstäquinoktien herangekommen und das Meer hatte seine gröfste Wasserwärme erreicht. Daher hatten die Taifune ihre gute Zeit; einer derselben zog über die Basheeinseln dahin, dem die Freibeuter nur mit Mühe entkamen. Diese unheimlichen Wirbelstürme verleideten ihnen den Aufenthalt in den unbekannten Gewässern so gründlich, dafs sie auch den noch immer gehegten Plan, vor Manila zu kreuzen und auf das nach Acapulco bestimmte Schiff zu lauern, aufgaben, um auf dem Wege östlich von den Philippinen und südlich von den Sundainseln ins Rote Meer zu gehen.

Am 3. Oktober 1687 verliefs man die Basheeinseln. (1. I. Kap. 16). Auf Mindanao hielt man wieder kurze Zeit Rast; doch als der Kapitän merkte, dafs Dampier für den rechtmäfsigen Kapitän Swan heimlich agitierte und dessen Wiederaufnahme befürwortete, brach er den Aufenthalt rasch ab. Die mannichfachen Gefahren der Molukkenstrafse wurden glücklich überstanden, und man erreichte unversehrt Kalisusu (Callasusung) auf Buton, in dessen vortrefflichem Hafen man Anker warf. Der Sultan der Insel erschien in höchst eigener Person auf dem Schiffe, wo er mit Kanonendonner begrüfst ward; dieser

[15]) Die Spanier nennen diese nördlichste Inselgruppe im Archipel der Philippinen „Batanes".

[16]) Das Eingeklammerte ist zur Ersparung einer langen Citation unter durchaus gleichem Sinn aus einer einige Zeilen früheren Stelle nachgeholt.

Besuch ward von dem Kapitän in Begleitung mehrerer Seeleute, unter denen sich auch Dampier befand, möglichst stattlich erwidert.

Die Weiterfahrt nach Süden ward immer schwieriger, die Karten wurden ungenau und versagten schliefslich ganz. Unter steter Furcht vor den häufigen Riffen und Sandbänken durchfuhr man die Strafse zwischen Ombai und Pantar, umsegelte die Südwestecke von Timor und hielt jetzt den Knrs gerade auf den noch fast ganz unbekannten Anstralkontinent zu, dessen nnwirtliche Gestade man am 4. Januar 1688 erreichte.

Noch heute tragen die an der Landungsstelle der Küste vorgelagerten Inseln zum Andenken an diese Fahrt den Namen Buccaneerarchipel, das Land selbst heifst Dampierland. Eine neue Welt that sich vor den kühnen Seefahrern auf, deren Selbstständigkeit in der fremd anmutenden Eigenart der Pflanzen, der Tiere und der Menschen sich erkennen liefs. Besonders letztere trugen den Stempel einer solchen Armseligkeit, dafs selbst der vielerfahrene Dampier darüber erschrack. Diese Wüste vermochte den Freibeutern keine Stätte zu bieten; es hätte aber nicht viel gefehlt, dafs Dampier unter die halbtierischen Eingeborenen ausgesetzt worden wäre, denn er suchte nnter den Mannschaften eine Meuterei anzuzetteln, um den Kapitän zur Fahrt nach einem englischen Handelsplatz zu zwingen. Die Furcht vor der Aussetzung an dieser Küste, die schlimmer wie der Tod gewesen wäre, schlofs ihm den Mund. (1. I. Kap. 17.)

Das nächste Ziel waren die Nikobaren. Nach 16tägiger Fahrt entdeckte man nnter 10° 30' Süd eine nnbekannte Insel (die Weihnachtsinsel), und wieder 9 Tage später stiegen die Gebirge Sumatras aus dem Meere herauf. Darauf verfolgte man die Küste dieser Insel innerhalb des südlich vorgelagerten Inselgürtels, landete aber nirgends, bis man am 5. Mai die Nikobaren erreichte.

Der Aufenthalt auf diesen Inseln bedeutet einen Wendepunkt in Dampiers Reiseleben. Seine Stellung unter den Genossen war höchst schwierig geworden, da er noch immer Swan anhing nnd sich der nenen Ordnung der Dinge durchaus nicht fügen wollte. Mit dem Fehlen einer legitimen Obrigkeit war die nicht mehr durch einen starken Willen gebändigte Rohheit der Leute zum vollen Ausbruch gekommen; sie fröhnten niedrigem Seeraub, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, denn sie mnfsten ja leben, obgleich Dampier die einzelnen Räubereien wie gewöhnlich verschweigt. Er hatte zwar eine kleine Partei für sich: aber nur wenige, 3 Weifse und 4 Malayen, verstanden sich dazu, mit ihm auf den Nikobaren, fern von der ganzen

civilisierten Welt, mitten in einem wilden Ocean, zurückzubleiben.[17]) Ihre Lage wurde noch erschwert durch die anfängliche Feindschaft der Eingeborenen, die man sich durch einen leichtsinnigen Schufs zugezogen hatte: doch gelang es, dieselben wieder zu besänftigen. Die Hauptsache war für sie, von der Insel weg nach einem von Europäern besuchten Platze zu kommen. Der nächste war Atjin. Dampier hatte schon auf dem Schiffe an eine Überfahrt dahin gedacht, sich die Karten genau betrachtet und einen kleinen Kompafs mitgenommen. Daher beschlossen sie, in einem Boote der Eingeborenen die 120 Seemeilen weite, gefahrvolle Fahrt zu wagen.

Am 15. Mai 1688 verliessen die kühnen Männer bei günstigem Wetter die Insel. (1. I. Kap. 18.) Der Sommermonsun begann gerade zu wehen. Trotzdem der Wind ihnen nicht ungünstig war, kamen sie doch mehrere Tage lang nicht aus dem Bannkreis der Insel heraus, da ihnen ein Strom entgegen war. Ein Hof, der um die Sonne erschien, weissagte Dampier einen nahenden Sturm.[18]) Dies Vorzeichen erfüllte ihn mit Schrecken, da er nicht hoffen konnte, in dem primitiven Fahrzeug dem aufgeregten Meere trotzen zu können; doch verbarg er seine Bestürzung vor seinen Gefährten, um diese nicht zu entmutigen. Noch an demselben Tage brach der Sturm los. In einer gröfseren Gefahr hat er sich nie befunden. Ich will seine Schilderung, die in ihrer düsteren Anschaulichkeit und erhabenen Einfachheit ihren Eindruck auf kein fühlendes Herz verfehlen wird, hier anführen: „The Evening of this 18th day (of May) was very dismal. The Sky looked very black, being covered with dark Clouds, the Wind blew hard, and the Seas ran high. The Sea was already roaring in a white Foam about us; a dark Night coming on, and no Land in Sight to shelter us, and our

---

[17]) Eine leichte Färbung der zuletzt erzählten Begebenheiten zu gunsten Dampiers ist nicht unmöglich, da es sich für ihn, als er sein Buch schrieb, darum handeln mufste, sich von jedem Verdachte der Mitschuld an dem Verluste des Schiffes den Aktionären desselben gegenüber reinzuwaschen. Diesen zu Liebe hat er auch später (1. I. 511) die Nachrichten über den Verbleib desselben aufgenommen. Seine früheren Genossen hatten auf dem Cygnet noch viele Abenteuer; die meisten sagten sich allmählich von dem Schiffe los, um in die Dienste des grofsen Moguls zu treten. Als der letzte Rest dasselbe nach England bringen wollte, scheiterte es bei Madagaskar.

[18]) Dampier nennt die Erscheinung einmal „a Halo about the Sun“ (1. I. 491) ein andermal spricht er von „a great Circle about the Sun“, (five or six times the Diameter of it) (1. I. 494.) Thatsächlich handelt es sich, wie die letzte Angabe beweist, um einen Sonnenhof (a Halo), veranlafst durch die feinen Regentröpfchen des kommenden Monsuns. (18. 121 ff.)

little Ark in danger to be swallowed by every Wave; and, what was worst of all, none of us thought our selves prepared for another World. The Reader may better guess, than I can express, the Confusion, that we were all in. I had been in many eminent Dangers before now, some of which I have already related, but the worst of them all was but a Play-game in comparison with this. I must confess, that I was in great Conflicts of Mind at this time. Other Dangers came not upon me with such a leisurly and dreadful Solemnity. A sudden Skirmish or Engagement or so, was nothing, when one's Blood was up, and push'd forwards with eager Expectations. But here I had a lingering view of approaching Death, and little or no hopes of escaping it; and I must confess that my Courage, which I had hitherto kept up, failed me here; and I made very sad Reflections on my former Life, and look'd back with Horror and Detestation, on Actions which before I disliked, but now I trembled at the remembrance of. I had long before this repented me of that roving course of life, but never with such concern as now. I did also call to mind the many miraculous Acts of God's Providence towards me in the whole course of my Life, of which kind I believe few Men have met with the like. For all these I returned Thanks in a peculiar manner, and this once more desired God's assistance, and composed my Mind, as well as I could, in the hopes of it, and, as the Event shew'd I was not disappointed of my Hopes". (1. I. 496,7.) Diese Worte, welche so recht aus der Tiefe seines Wesens hervorgegangen sind, bringen uns den ganzen Menschen näher als alle trockenen Daten aus seinem Leben. — Die Unbilden der Fahrt wurden noch verschlimmert durch einen eisigen Regen, der den Leuten am Leibe gefror; dazu herrschte pechschwarze Nacht, die alle Schrecknisse noch gröfser erscheinen liefs. Mit übermenschlicher Anstrengung zwangen die seegewohnten Männer ihren Kahn durch Wirbel, Sturm und Wogendrang, bis endlich, am Morgen des 19. Mai, der Selawa Djanten (Golden Mountain), das Wahrzeichen der nach Atjin segelnden Schiffe, aus dem Nebel heraufstieg. Es war die höchste Zeit, denn die wechselnde Hitze und Kälte, Hunger, Angst und Ermüdung hatten sie so entkräftet, dafs sie ihr leichtes Fahrzeug kaum mehr regieren konnten. Aber erst am 20. abends kamen sie ungefähr 100 Seemeilen östlich von Atjin ans Land.

Doch was war das für eine Rettung! Solche körperlichen und seelischen Leiden kann kein Mensch ohne Schaden ertragen. Ein hitziges Fieber warf alle bald nach der Ankunft nieder, und der

Tod, dessen sie sich auf dem wütenden Meere so tapfer erwehrt hatten, forderte jetzt seine Opfer. Dampier, obgleich krank bis ins Mark, befand sich noch am besten, er sagt: I found my Fever to increase, and my Head so distempered, that I could scarce stand, therefore I whetted and sharpened my Penknife in order to let myself Blood; but I could not, for my knife was too blunt". (1. I. 501). Er wurde zu Schiff nach Atjin gebracht, wo ihm ein malayischer Arzt eine Arznei von unglaublich purgierender Wirkung eingab, die aber bei seiner starken Natur zum Heile ausschlug. Trotzdem litt er an Schwäche. Fieber und entkräftenden Brechdurchfällen noch ein ganzes Jahr.

Er war nun schon bald zehn Jahre von der Heimat fort, die er verlassen hatte, um in der Fremde ein schnelles Glück zu machen. Aber noch immer hatten sich seine Hoffnungen nicht erfüllt, ja er war ärmer als vorher. Denn als er fortging, besafs er wenigstens etwas; jetzt hatte er nichts mehr. Wohl mögen ihm, als er elend und verlassen, ohne Freund in einer malayischen Hütte lag. die lange vergessenen Bilder der fernen Heimat vor die Seele getreten sein, und ihn zur Wiederkehr gemahnt haben. Doch die Not des Lebens kam an ihn heran, sie forderte ihn auf, für seinen Unterhalt zu sorgen, und so mufste er trotz seines kranken Körpers wieder hinaus auf die See.

Ein Angebot, nach Persien zu gehen, mufste er seiner Schwäche wegen ausschlagen, da bot sich ihm Gelegenheit, auf einem mit einem Arzte versehenen Schiff nach Tongking zu fahren. (1. I. 505. 2. II. Kap. 1). Er war mit Freuden bereit, zumal ihm recht annehmbare Bedingungen gestellt wurden. So durchfuhr er die Strasse von Malakka, hatte einen kurzen Aufenthalt in der gleichnamigen Stadt, passierte die Enge von Singnapur und die Öffnung des Golfes von Siam, und ging dann nach der Ostküste Hinterindiens hinauf; einen Weg, den die Seefahrer zur Vermeidung der berüchtigten Paracellriffe am liebsten wählten. Mit Hülfe der Flut gelangte man den Songkai hinauf, blieb aber noch weit von Ha-noi (bei Dampier Cachao), der Hauptstadt Tongkings, entfernt. Doch erreichte Dampier dieselbe vermittelst ein Flufskahnes; leider gestattete aber der strömende Regen ihm keine eingehende Besichtigung der Stadt. Aufserdem war er noch immer kränklich, und mufste daher bald zu seinem Schiffe zurückkehren, von wo aus er viele kleinere Ausflüge in die Umgegend machte, um das Land nach Möglichkeit kennen zu lernen.

Aber damit war er nicht zufrieden. Um nicht ohne eine ausgedehntere, auf eigener Anschauung beruhenden Kenntnis Tongkings

zurückzukehren, machte er sich Ende November 1688, nur von einem Eingeborenen begleitet, zu Fufse nach Ha-noi auf. (2. II. Kap. 5.) Er gelangte nur langsam voran, alles betrachtend und beobachtend, was ihm erreichbar war. Nachts schlief er auf Stroh, sein Kopfkissen war ein Stück Holz, und sein Rock war seine Decke: „But I slept very well, tho' the weakness of my Body did now require better accomodation". (2. II. 91.) Die schlechte Nahrung wirkte verhängnisvoll auf seine Verdauungsorgane, so dafs er ganz entkräftet wurde. Einmal brachte ihn seine Unkenntnis der Sitten des Volkes sogar in Lebensgefahr. Das interessanteste Erlebnis dieser Reise war sein Besuch in der katholischen Mission zu Hean (wohl Nam-Dinj), von der er einen sehr guten Eindruck empfing. Er hatte hier auch Gelegenheit, diese Stadt genauer zu betrachten, was ihm um so wertvoller war, als ihn sein Leiden in Ha-noi am Ausgehen vollends hinderte. Er mufste froh sein, bald eine Gelegenheit zu finden, auf dem .Flusse zu seinem Schiffe zurückzukehren. Trotz aller dieser Widerwärtigkeiten war es ihm doch gelungen, eine grofse Menge Material zu sammeln, welches er in den ihm von seiner Krankheit aufgezwungenen Mufsestunden mit grofser Ausführlichkeit und liebevoller Sorgfalt in seinem Tagebuche niederlegte.

Im Februar 1689 trat das Schiff auf demselben Wege, auf welchem es gekommen, die Heimreise an, die glücklich von statten ging. (2. II. Kap. 16.)

Dampier beschlofs nun, in Atjin sich zunächst einmal gründlich zu erholen. (2. II. Kap. 7, letzte Hälfte.) Doch sollte die härteste Prüfung noch kommen. Ein Thronfolgestreit im Königreich Atjin, der allerdings trotz grofser Anstalten unblutig verlief, fesselte ihn an seine Hütte, bis ihn eine gröfsere Gefahr daraus vertrieb. Ein verwegener Engländer hatte sich auf ein ruhig im Hafen liegendes indisches Schiff einen frechen, heimtückischen Überfall erlaubt, dafs vor allgemeiner Entrüstung kein Engländer sich auf dem Lande mehr sicher fühlen konnte. Dampier mufste in elendester Verfassung mehrere Tage und Nächte in einem Nachen auf dem Rücken liegend zubringen, der an ein englisches Schiff festgekettet war. Er war vor Schwäche vollständig apathisch geworden, führte kein Tagebuch, und als der Mond sich einmal über ihm vollständig verfinsterte „I gazed at it indeed, as I lay; . . . . but I was so little curious, that I remembred not so much as what day of the Month it was." (2. II. 147.) Erst als er wieder an Land gehen und häufige frische Flufsbäder nehmen konnte, begann seine Krankheit langsam zu weichen.

Eine Zeitlang sah es jetzt aus, als ob die Dunkelheit einem helleren Tage Platz machen sollte. Dampier hatte Aussicht, über ein nach Pegu bestimmtes Schiff das Kommando zu erhalten: doch mufste er vor der Reise wieder zurücktreten und froh sein, als Obersteuermann auf demselben bleiben zu dürfen. Das Reiseziel wurde in Malakka geändert. (2. II. Kap. 8.)

Es war dies eine der mühseligsten und traurigsten Fahrten, die er je mitgemacht hat. Schon auf der Heimreise lief man, vielleicht nicht ganz ohne seine Schuld, Gefahr, zu stranden. Die Geschäfte wickelten sich in Malakka zwar glatt ab, aber nicht durch ehrlichen Handel. sondern durch Betrug. Die Rückreise verlief viel schlimmer (2. II. Kap. 9): in der Nähe von Malakka strandete das Schiff wirklich; als es wieder flott war. zerbrach ein Sturm den Fockmast, und in Pulo Dinding bedrohten Angriffe der malayischen Eingeborenen das Leben der Besatzung. Endlich, Ende November 1689, wurde Atjin wieder erreicht. Dort hatte Dampier einen erneuten heftigen Fieberanfall zu überstehen; nach seiner Genesung machte er eine Handelsreise nach St. George (bei Madras) mit, wo er mit einem Mr. Moody bekannt wurde, der ihm ein Schiff auszurüsten versprach, damit er eine Fahrt nach den Meangisinseln unternehme (1. I. Kap. 18, letzte Hälfte). Bei solchen Aussichten entschloss sich Dampier trotz anfänglichen Widerstrebens, mit ihm nach Indrapura zu gehen, wo der Plan zur Ausführung gelangen sollte. Doch wurden sie nach Benkulen verschlagen, und die schönen Hoffnungen wurden wieder zu Wasser. Zur Entschädigung schenkte ihm Mr. Moody einen Sklaven, einen tättowierten Indianerprinzen von den Meangisinseln, den er bald lieb gewann und später mit nach England nahm.[19]) In Benkulen nahm Dampier die Stelle eines Stückmeisters in dem dort befindlichen englischen Fort an, doch kam er mit dem Kommandanten desselben, dem er Unfähigkeit und Vertragsbruch vorwirft, schlecht zurecht. Unterdessen war das Heimweh in ihm immer mächtiger geworden; er hatte keine Lust mehr, sich in neue Spekulationen einzulassen und das Leben eines Glücksritters weiter zu führen, das ihm doch nichts einbrachte. So trachtete er nach nichts mehr, als aus seiner Stellung loszukommen, um mit einem englischen Schiffe davon zu segeln. Nur mit grofser Mühe gelang ihm die Flucht, da der Kommandant ihn mit Gewalt zurückhalten wollte; er kroch um Mitternacht unter Zurücklassung eines Teiles seiner Bibliothek durch

[19]) Die rührende Geschichte desselben 1. I. 511 ff.

ein Schiefsloch ins Freie, stieg in ein bereitgehaltenes Boot, und als der Kommandant andern Morgens erwachte, konnte er die Segel des Schiffes vor dem Winde entfaltet sehen, das den Flüchtling zur geliebten, lang entbehrten Heimat führte. (1. I. Kap. 19.[20])

Aber noch war das Mafs der Leiden Dampiers nicht gefüllt. Infolge schlechten, zu Benkulen eingenommenen Wassers brach eine Seuche auf dem Schiffe aus, die auch ihn ergriff und zu jeder Arbeit unfähig machte. Nur die Klugheit des Kapitäns, der die Mannschaften durch Aussetzung von aufsergewöhnlichen Belohnungen zur letzten Kraftanstrengung anspornte, rettete das Schiff vor einer Katastrophe. Dampier trug mit seinem geschwächten Körper schwer an diesen Leiden; aber auch die andern waren, als das Kap endlich in Sicht kam, zu schwach, die Hafeneinfahrt zu bewerkstelligen, so dafs ein dienstbereiter holländischer Kapitän sie aus dieser letzten Not erretten mufste. Dampier ging sofort mit seinem prinzlichen Sklaven an Land, wo er sich pflegte und die Verhältnisse der umliegenden Gegenden erkundete, bis er am 23. Mai 1691 wieder in See ging und ohne besonderen Zwischenfall die Dünen am 16. September desselben Jahres erreichte, nahezu 13 Jahre, nachdem er sie verlassen hatte. (1. I. Kap. 20.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Dünen der Gascogne.

Von Richard Le Mang.

Verfolgt man auf einer Karte die Küstenlinie Westfrankreichs, so fällt einem der Unterschied auf, der zwischen dem Teile nördlich und südlich der Gironde herrscht. Dort haben wir eine grofse Mannigfaltigkeit der Umrisse, eine Menge gröfserer und kleinerer Buchten und Baien, viele Flufs- und Strommündungen mit wichtigen Handelsstädten und, der Küste vorgelagert, eine Reihe von Inseln und Inselchen; hier, südlich, eine schnurgerade Linie, nur durch eine einzige Einbuchtung unterbrochen, keine Flufsmündung, keine Hafenstadt, keine Insel. Während die Nordhälfte durch zahlreiche Dampfer, die vom hohen Ozean kommen, oder von einer Hafenstadt zur anderen den Verkehr vermitteln, und durch hunderte von Fischerbarken belebt ist, hält sich der Verkehr vom Süden ganz fern, und nur in der Bucht von Arcachon kann man einige Fischerboote sehen.

[20]) Durch einen Druckfehler im Buche als Kap. 20 angegeben.

Wer hier an der Küste entlang wandert, der kann sich im unbewohnten Gebiete eines fernen Erdteiles wähnen: auf der einen Seite das unbelebte Meer — kaum, dafs am Horizonte die Rauchsäule eines Schiffes zu erblicken ist — auf der anderen sandiger Strand und dahinter eine Reihe bald höherer, bald niedrigerer Hügel, alle mit demselben einförmigen Fichtenwald bedeckt. Kein Zeichen des Lebens findet der Wanderer, keine Stadt, kein Dorf — nichts als Wald und wieder Wald.

Das ist die Gegend der Dünen der Gascogne.

Aber wie anders sieht diese Landschaft aus als das, was man sonst unter einer Dünenlandschaft versteht!

Hier haben wir nicht die unregelmäfsigen, nackten Sandhügel, nur mit spärlichem Dünengras bewachsen, vom Winde in allerlei Formen aufgehäuft und in steter Veränderung gehalten, vom Meere teilweise wieder weggerissen — hier streckt sich in der Hochflutlinie, soweit das Auge reicht, ein breiter, wohlunterhaltener Sanddamm hin, auf dessen Krone vier Reiter neben einander traben können, ein Damm, an dessen sanftem Abfall auch die wildesten Wellen unschädlich auflaufen und über den sie nur einzelne Spritzer hinweg werfen können, und dahinter liegt ein gut gepflegter Forst, der alle Dünenhänge und Gipfel bedeckt. Daran merkt man, dafs hier der Mensch unausgesetzt thätig ist, dafs sein Geist die wilde Natur bezwungen und sich dienstbar gemacht hat.

Ja, die Dünen der Gascogne, einst das Verderben der Seefahrer, der Schrecken der Anwohner, sind gebändigt, sind nutzbar geworden.

Doch Jahrhundert langer Anstrengungen und vieler vergeblicher Versuche hat es bedurft, ehe der Sieg errungen ward, und es verlohnt sich daher wohl, dieses Gebiet, die Dünen selbst, ihre Verheerungen, die Kämpfe des Menschen gegen sie und ihre endliche Bezwingung zu betrachten.

1. Die Dünen.

Von der Pointe de Grave im Norden bis zur Mündung des Adour im Süden, über 240 km weit, begleiten sie in ununterbrochener Folge die Küste. Ihre Höhe ist sehr wechselnd, sie schwankt zwischen 3 und 89 m. Die Düne dieser Höhe, die von Lescours, galt lange Zeit als die höchste Europas. Bei einem Material aber, das so jeder Veränderung zugänglich ist, wie der Dünensand, lassen sich feststehende Zahlen nicht gut geben. Im allgemeinen kann man sagen, dafs die Dünen in der Mitte, die zwischen La Teste und Biscarosse.

von der Bucht von Arcachon und dem See von Parentis, mit einer Durchschnittshöhe von 40—45 m die gröfsten sind.

Auch in der Breitenerstreckung herrscht ein grofser Unterschied: oft bilden sie nur in einer einfachen Reihe einen schmalen Streifen von 100 oder 200 Metern, oft dehnen sie sich drei- und vierfach hintereinander bis 8 km weit ins Land hinein. Dort, wo die Dünen am breitesten sind, zwischen Biscarosse und Mimizan, sind sie auch am höchsten. Das Gebiet, das sie bedecken, hat man auf 85000 ha berechnet.

In ihrer Gestalt zeigen sie nichts Abweichendes vom Dünentypus. Aufgebaut sind sie fast nur aus feinem Quarzsand, der hier und da durch Eisen gelblich abgetönt ist. Am Strande finden sich noch geringe Beimischungen von Kalk und vegetabilischen Stoffen, die von Muscheln und Seegewächsen herrühren; in den eigentlichen Dünen ist fast nichts davon zu finden. Der Sand besteht aus kleinen runden Perlen, deren Durchmesser 0,6—0,8 mm, selten mehr als 1 mm beträgt. Er stammt, wie man jetzt wohl allgemein annimmt, von dem grofsen unterseeischen Plateau, das sich in einer Breite von 30—60 km vor der Küste ausdehnt. Wie bei allen Dünen hält sich in einer Tiefe von 30 cm an eine stete Feuchtigkeit und eine gleichmäfsige Temperatur von + 10—15° C, selbst wenn die Hitze an der Oberfläche + 60° C übersteigt.

Über die Zeit der Entstehung, die man früher für alle Dünen als einheitlich festsetzte, gingen die Meinungen weit aus einander; von den Anfängen der Tertiärzeit bis zum Ende des Quartär ist man auf der Suche nach einem Anfangspunkte gelangt.

Neuere, eingehende Untersuchungen haben nun dargelegt, dafs man zwei Arten von Dünen unterscheiden mufs.

Während die Dünen, die unmittelbar am Strande oder dicht dahinter sich erheben, ganz natürlich ihre Längenerstreckung diesen parallel von Norden nach Süden haben, finden wir hinter ihnen, von Arcachon bis Bayonne über das Gebiet gruppenweise verstreut, besonders zahlreich aber im Süden, Dünen, die gerade rechtwinklig dazu von West nach Ost sich erstrecken. Und wenn jene früher kahl waren und wanderten, so trugen diese eine alte Bewaldung und ruhten schon seit Jahrhunderten.

Auf diesen Unterschied hat zuerst Durègne[1]) aufmerksam gemacht in einer Schrift: Dunes primitives et forêts antiques de la

[1]) **Durègne: Dunes primitives et forêts antiques de la côte de Gascogne. Bordeaux 1897** und vorher in den Comptes rendus de l'Académie des sciences de Bordeaux, 22. Dc. 1890. Sur la distinction de deux âges dans la formation des dunes de Gascogne.

côte de Gascogne, auch Grandjean[2]) in seiner eingehenden Studie: Les landes et les dunes de Gascogne schliefst sich dieser Ansicht an. Als ich südlich von Arcachon, vom Strande her über mehrere Dünenrücken hinweg und durch den jungen Wald, der hier aus dem nackten Sande spriefst, plötzlich in ein Längsthal kam und in ihm durch einen wahren Urwald vordrang, dessen dichtes Gewirr von Unterholz nur einen schmalen Pfad freiliefs, als ich hier Baumriesen sah mit einem Durchmesser von fast 2 m und von Kirchturmhöhe, alte Recken, die mindestens ein halbes Jahrtausend erlebt haben: da wurde mir dieser Unterschied auch zur Gewifsheit, ein Unterschied, der bei verschiedenen sich auch auf die Beschaffenheit des Sandes erstreckt, der viel gröber ist, als bei den jüngeren Dünen.

Manche dieser alten, festliegenden Sandberge sind von ihren jungen vordrängenden Geschwistern überschüttet worden, wie ja versteinerte Baumstämme und -stümpfe und altes Astwerk bezeugen, das in Dünenthälern und am Meeresstrande, im Rücken der wandernden Ketten aufgetaucht ist. Laval[3]) in seinem Mémoire sur les dunes erzählt, dafs er selbst gesehen habe, wie bei Biscarosse ein alter Dünenwald verschüttet wurde.

Die ältesten Nachrichten, die wir über diese Gegend besitzen, weisen auch auf eine allgemeine Bewaldung hin.

So kennzeichnet Plinius[4]) dieses Gebiet mit den Worten: A Pyrenaeo per Oceanum Vasconiae saltus. (Von den Pyrenäen zieht sich längs des Meeres der vaskonische Wald hin).

Dreihundert Jahre später wendet Paulinus, ein Schüler des Ausonius, dieselben Worte für dieselbe Gegend an, indem er sagt:

Quid tu mihi *vastos Vasconiae saltus* et ningida Pyrene Obicis hospitalia?

Und in einem Briefe an Ausonius selbst spricht er von den piceos Boios, den pechschwarzen Bojern, den Bewohnern dieses Landes, die er dem glänzenden Burdigala gegenüberstellt:

Placeat reticere nitentem Burdigalam et piceos malis describere Boios.

Im Mittelalter (1382) traten dann Urkunden auf, die uns von Wäldern auf den Dünen des Medoc berichten, in denen Hirsche, Rehe und Wildschweine gejagt wurden. Auch die Namen solcher

[2]) Grandjean: Les landes et les dunes de Gascogne. Bulletin de la Société de Géographie commerciale de Bordeaux. 1896. No. 5–11.

[3]) Laval: Mémoire sur les dunes. (Annales des ponts et chaussées. Série XI. Tome XIV.).

[4]) Plinius: Lib IV. c. XXIV.

Wälder sind uns erhalten, so für 1286—1332 forêt du Mont à Lilhan, forêt de Lesparre, 1347 forêt de la Règne.

Nirgends ist hier nun, und das ist besonders bemerkenswert, von anderen Dünen, nirgends von ihrem Wandern die Rede. Es wäre doch merkwürdig, wenn keine einzige Kunde davon zu uns gedrungen wäre, wenn diese eigenartige Naturerscheinnng den alten Geographen oder einem Ausonins und Panlinus völlig entgangen wäre.

Dies und die Nachrichten, die wir sonst über die Küste und über diese Gegend haben, bestimmen mich, die Entstehung der jüngeren Dünen in die neueste Zeit der Erdgeschichte, in die historische Zeit zu verlegen. Diese Nachrichten zeigen uns die Küste belebter als sie hente ist.

Ausonius erwähnt einen Hafen Dumnotunum; der Abée Baurein,[5]) ein Chronist von Bordeanx, erzählt, dafs noch Überreste des untergegangenen Ortes Novio Magus beständen. Auch ein Ort Anchises wird öfters genannt. Die rotuli vasconii des 16. Jahrhunderts sprachen noch von den Häfen von Vieux Soulac, Mimizan, Contis, Cap Breton. In dem Hafen von Mimizan z. B. pflegten die Fischer von La Teste bei plötzlichem Unwetter Schutz zu suchen.[6]) Die Könige von England und später die von Frankreich gaben die Küste mit verschiedenen Rechten, z. B. das der Zollabgabe für Schiffe, zn Lehen.[7])

Für diese Häfen wäre jetzt an der Küste gar kein Platz. Daher kann man wohl die von den bedeutendsten Forschern vertretene Annahme als richtig ansehen, wonach die Küstenlinie früher da durch Meeresbuchten unterbrochen wurde, wo wir jetzt die grofsen Seen der Landes haben. Diese Baien haben sich erst in Haffe, dann durch Schliefsen der Mündungen in Strandseen umgewandelt und sind später durch den Andrang der Sandmassen ins Land getrieben worden.

Diese Annahme wird bestätigt dadurch, dafs die Bucht von Arcachon nur durch künstliche Mittel offen gehalten und vor dem Schicksale, eine Strandsee zu werden, bewahrt werden kann.

So hat wohl zur Römerzeit bis in die Völkerwanderung diese Gegend das Bild geboten.

Von den Pyrenäen bis zur Mündung der Garumna erstreckt sich eine breite Flachküste, weiter ins Meer vorgeschoben als jetzt. An ihr liegt eine Reihe von grofsen, flachen Buchten, die teilweise

[5]) Baurein: Variétés Bordeloises.

[6]) Thore; Promenades sur les côtes du golfe de Gascogne. 1810.

[7]) Charles Bale: La vérité sur la fixation des dunes. 2. édition.

schon haffartig geschlossen sind. Hinter dem breiten Küstensaume erheben sich, rechtwinklig zu ihm, festliegende Dünen mit einem dichten Forste bedeckt, der saltus Vasconiae, draufsen aber, an der Wellengrenze, ist ein Gewirr niedriger Sandhügel, mit denen Wind und Wasser zu spielen scheinen. Die Bewohner leben in ihren Wäldern ruhig als Fischer und Jäger, vor allem liegen sie der Harzgewinnung ob, die ihnen eine gute Einnahmequelle ist.

Da kommt der Zusammenbruch des Römerreiches, die Stürme der Völkerwanderung und als deren Nachwehen die Einfälle der Mauren nnd später der Normannen. Mit dem Schwerte und besonders mit dem Feuer wüteten die Gegner. Die spärliche Bevölkerung wird fast ausgerottet, die Wälder gehen zum grofsen Teil in Flammen auf, denn niemand war da, dem Fener Einhalt zu thun. Das dauert so mehrere Jahrhunderte an.

Während dieser Zeit sind die Dünen vom Strande herangekommen, haben sich teils in die Lücken der Bewaldung geworfen, teils aufgestaut, haben die Haffe geschlossen und die ersten Ansiedelungen so überdeckt, dafs kaum eine Erinnerung davon übrig blieb.

Die Bevölkerung richtet sich ein so gut sie kann. Erst, als sie noch gering ist, empfindet sie das unaufhaltsame Vorrücken der Dünen nicht so sehr, später, wie nach einer Zeit der Ruhe sie zahlreicher geworden ist, werden mehr nnd mehr davon betroffen, und so tauchen, im 14. Jahrhundert etwa, plötzlich Nachrichten von diesen wandernden Sandbergen, Klagen über ihre Verheerungen auf.

Für unsere Gegend ist es zuerst Montaigne, der in seinen Essais berichtet, dafs depuis quelque temps der Sand ins Innere vordringe.

2. Die Verheerungen durch die Dünen.

Sehen wir uns nun einmal genauer an, welche Veränderungen die Dünen hervorgerufen haben. Da ist es zuerst im Norden Soulac,[8]) das seinen Platz vor dem Andrange der Sandberge hat aufgeben müssen. Die im 12. Jahrhundert erbaute Kirche, die wie es scheint auf einer kleinen Anhöhe lag, war schon im folgenden durch die Dünen bedroht. Der Sand drückt so gegen die Aufsenwände, dafs man den Fufsboden erhöhte, um den Mauern mehr Widerstandsfähigkeit zu geben. Lange Zeit kämpfte man um ihre Erhaltung, endlich, am 16. Februar 1744, beschlossen die Einwohner in einer Versammlung eine neue Kirche landeinwärts zn bauen.[9]) Die alte

[8]) Dutrait: De mutationibus orae fluvialis et maritimae in peninsula Medulorum etc. Bordeaux. 1895. p. 62 ff. Baurein: Variétés Bordeloises.

[9]) Archiv. Départ. de Bord. C. 3330. Ms

wurde so verschüttet, dafs nur noch die Turmspitze über der Düne hervorragte, in welcher der Strandwächter dann seine Wohnung aufschlug. Erst in diesem Jahrhundert ist sie wieder ausgegraben worden.

Etwas nördlich von Soulac lag die Kirche St. Nicolai de Grava,[10]) die im Jahre 1092 von Ermenaldus gegründet worden war, schon 1322 war sie aus der Zahl der Parochien verschwunden, die dem Erzbistum von Bordeaux unterstanden. Der Name war noch bekannt, Cassini jedoch in seiner Karte zeichnet eine gröfsere Düne ein mit dem Namen „terrier S. Nicolas. Dort waren die Sandberge schon über die Landzunge hinweg fast an den Ostrand gekommen. Denn in einem Schreiben vom 11. April 1742 an den Intendanten von Bordeaux beschwert sich der Kappellan der Kirche von Verdun, dafs ein Nachbar, der eine Düne abgeholzt hatte, sie habe dadurch beweglich gemacht, so dafs sie die Kapelle und sein Haus bedrohte. Als darauf nichts erfolgte, berichtete er später, dafs der Sand Fortschritte mache und drohe, die Kirche völlig zu verschütten. (Archiv. Dép. Bord. Mse. C. 3328 und 3329.) Ein wenig südlich von Soulac lag der Sprengel S. Petrus de Lilhan. In den Recognitiones feodorum bekennt im Jahre 1274 Oliverius de Lilhano „tenere castellum de Lilhano et forestam quae dicitur Lemons“ (Le Mont). Die Kirche ist aber 1546 schon so arm, dafs sie nur 10 solidos einbringt. Ums Jahr 1600 ist sie verlassen, 1648 schon im Meere versunken. Nicht weit davon lag im Mittelalter ein Ort Carrau, von dem Baurein erzählt, dafs er zu seinen Zeiten verschüttet worden. An Carrau erinnern noch die Dünen, welche diesen Namen tragen.

Eine Ortschaft Langlema,[11]) auch verschüttet, hat den Dünen ihren Namen gegeben, die als Dunes de Daugiama, de Danglama, d'Anglama, d'Anglema auftreten. In ihrer Nähe, bei La Pinasse,[12]) mufs ein Hafen gewesen sein, der vielleicht unter Baureins Magrepot (Magreport-macer portus?) oder unter der anse de l'Anglot, port des Anglots zu verstehen ist.

Dicht daran stiefs der Ort Lavardin[13]) (Laverdun, Laverdin), der auch von Dünen verschüttet worden ist, dessen Spuren man aber in diesem Jahrhundert wiedergefunden hat.

Im Jahre 1354 wird ein Ort Artigua Extremeyra[14]) erwähnt, auch er ist jetzt von mächtigen Dünen bedeckt.

[10]) Dutrait p. 63 und 68.
[11]) Dutrait p. 66.
[12]) Dutrait p. 65.
[13]) Dutrait p. 66.
[14]) Dutrait p. 66.

Die Seen von Carcans und von Lacanau bildeten früher einen einzigen von 6 km Breite und 30 km Länge, jetzt haben die Dünen zwischen ihnen einen 6 km breiten Landrücken aufgeschüttet. Dieser See hatte früher einen Abfluſs ins Meer, genannt der Kanal von Anchises.[15]) Noch 1700 schreibt Paul Yvounet in seinem Flambeau de la mer: „de Cardan à Arcasson (de Corduan à Arcachon) . . . . entre deux est le havre de marée nommé Anchises, dans lequel on peut entrer de la haute mer avec de grands navires". Aber schon 70 Jahre später berichtet Bougard im Petit flambeau de la mer: A moitié chemin (Soulac-Arcachon) est la petite rivière d'Anchises, dans laquelle il ne peut entrer que de très petits navires, et encore l'entrée est difficile, c'est pourguori elle n'est fruquentée de personne. Dieser chenal d'Anchises, wie die Anwohner ihn nannten, ging erst vom Nordende des Sees unmittelbar westlich zum Meere. Später wurde er durch Dünen zugeschüttet und die Abfluſswässer des Sees machten sich etwas nördlich davon eine neue Bahn. Als auch diese geschlossen wurde, wandten sie sich mehr nach dem Innern und setzten sich durch den Sumpf von Lespau mit der Deyre in Verbindung; ein Teil aber fand weiter nördlich doch einen Ausweg als Bach von St. Nicolas, der erst 1850 verschwunden ist. Auch einen Fichtenwald in der Nähe hatten die Dünen vollständig verschüttet.

Das Dorf Lège, nördlich an der Bucht von Arcachon, muſste seinen Platz weiter landeinwärts verlegen, die Verheerung trat besonders stark in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf, wie uns ein Brief vom 4. Januar 1768 des Herrn von Marbotin zeigt, in dem er um gerichtliche Feststellung des Schadens ersucht, den seit mindestens 5 Jahren der Sand verursacht. (Archiv. Dép. Bord. Mss.). Die kleine Stadt La Teste de Buch war nahe daran, dasselbe Schicksal erleiden zu müssen. Schon war der Wald, der sie schützen sollte, vom Sande verschüttet. [16])

Der See von Cazeau hatte durch die Dünen nicht nur seinen Abfluſs zum Meere verloren, sondern er war durch sie auch mehr und mehr ins Land gedrängt worden. So hatte er den Ort Cazeau vollständig überschwemmt, und in den sehr trockenen Sommern von 1803 und 1804 konnte man noch einige Ruinen aus dem Wasser herausragen sehen. [17])

---

[15]) Thore, Promenades etc. Brémontier: Mémoire sur les dunes.

[16]) Bremontier: Mémoire.

[17]) Thore: Promenade etc.

Mimizan,[18]) das wie schon gesagt, früher einen Hafen hatte, erfreute sich einer gewissen Blüte. Alles haben die Dünen vernichtet. Gegen Ende des vorigen Jahrhnnderts war es nur ein geringer Flecken, und die Einwohner waren gezwungen, ihre kleinen Häuser immer weiter und weiter zurückzurücken. Vorzüglich war die Kirche durch eine grofse Düne bedroht, welche schon die rings umstehenden Bäume verschüttet und vor dem Eingange ihre Sandwellen aufgehäuft hatte. Sie wurde durch einen Einwohner des Ortes selbst, Texoires mit Namen, gerettet, der durch Anpflanznng von Ginster die Düne zur Ruhe brachte. Von anderer Seite wird dieses Verdienst Brémontier zugeschrieben, doch hat er nur die angefangene Arbeit Texoires in gröfserem Mafsstabe aufgenommen und vollendet. Mimizan lag an dem Ausflusse des Sees von Aureilhan. Dieser Abzugskanal war früher schiffbar, aber die Dünen hatten ihn ganz versandet. Dadurch wurde auch der See zurückgedrängt. So erreichte er z. B. die Ruinen eines Schlosses, das erst weit von ihm abgelegen war, innerhalb des Zeitraumes von 20 Jahren und trieb seine Wässer bis zur Kirche von Aureilhan selbst vor.[19])

Die Kirche und ein grofser Teil des Dorfes Bias wurden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Sande begraben. Thore sah 1810 auf seiner Reise durch die Landes die vertrockneten Gipfel einiger Ulmen aus dem Sande hervorragen.[20])

Saint-Julien hatte sogar 4 km zurückweichen müssen, denn die Dünen hatten das alte Jnlien und den kleinen See von Contis vernichtet, der zwischen dem von Julien und dem von Aureilhan gelegen war. Der Ort Agnès hatte unter dem Andrange der Dünen so zu leiden, dafs 1770 die Bewohner um Ermäfsigung der taille baten, da drei Viertel ihres Lands verloren sei. Die Steuer wurde auch von 93 livres auf 13 herabgesetzt. (Archiv. Dép. Bord. C. 2673. Mss.). Die alte Kirche des Ortes Vielle liegt auch unter den Dünen und mit ihr viele Wohnstätten, die sie umgaben.[21])

Doch nicht nur dnrch dieses unaufhaltsame Hereinbrechen über Wiesen und Äcker, über einzelne Häuser und ganze Ortschaften, wirkten die Dünen so verderblich. Fast ebenso schädlich war es, dafs sie den meisten Seen die Abflüsse verlegten und sie, die vom Binnenlande oft sehr reich, z. B. im Frühlinge, gespeist wurden, immer mehr und mehr anschwellen liefsen und vor sich her ins

---

[18]) Brémontier, Mémoire etc. Thore: Promenade etc.

[19]) Thore: Promenade etc.

[20]) Thore: Promenade etc.

[21]) Thore: Promenade etc.

Land trieben. Was den Dünen nicht zum Opfer fiel, ward eine Beute des Wassers. Die Abflüsse der Seen von Cazeau, Biscarosse, Parentis und Gasts hatten sie schon alle zugeschüttet. Ihnen blieb nur noch ein gemeinsamer Abfluſs in den See von Aureilhan, der mit dem Meere durch den Kanal von Mimizan in Verbindung stand. Diese beiden Rinnen waren aber auch durch die Dünen stark bedroht.[22]

Von dem See von St. Julien, der eine reiche Wassermenge aus dem Innern des Landes erhielt, führte nur der Kanal von Contis ins Meer, der. durch die Dünen eingeengt, ungenügend war. Man hatte eine neue Abzugsrinne angelegt, um einen directen Abfluſs zu schaffen, aber die Dünen schütteten ihn immer wieder zu.[23]

Ebenso war der Kanal von Huchet, welcher die Wässer des Sees von Léon ins Meer leitete, dem Versanden nahe, trotz der gröſsten Anstrengung der Bewohner.[24]

Auch eine mehrmalige Verlegung der Mündung des Adour haben die Dünen bewirkt. Im Mittelalter, im 14. oder 15. Jahrhundert, wurde nach einem heftigen Sturme die Mündung durch eine Sandbank verschlossen und der Adour gezwungen, etwa 20 km hinter den Dünen zu flieſsen, die er dann erst bei einem Orte Messanges durchbrach. An dieser Mündung entstannd der Hafenort Vieux-Boucau. Man sann nun darauf, den Fluſs von Bayonne aus unmittelbar ins Meer zu leiten und durchstach 1579 die Dünenkette, die sich hier entgegenlegte. Der Adour kam diesem Unternehmen durch eine groſse Überschwemmung selbst zu Hilfe. Nun aber versuchte er zweimal, 1694 und 1727, nach Süden zu abzubiegen. Seitdem man die Dünen festgelegt hat, ist der Grund zum Wechsel diesem ungestümen Gesellen entzogen worden.

Durch diese verheerende Wanderung der Dünen war der ganze Küstenstrich von der Mündung der Gironde bis zu der des Adour in eine Wüste verwandelt worden.

Öde und in gleichmäſsiger Todesstarre lag sie vor den Augen des Seemanns, der ihr entlang fuhr. Kein Zeichen, an dem er sich orientieren konnte, war zu erblicken, nur blendend weiſse Sandwellen in ewig wechselnder Gestalt dehnten sich vor ihm aus. Betrat man die Dünen selbst, so konnte man stundenlang im Sande waten, ohne nur ein menschliches Wesen zu sehen. Hatte man Glück, so stieſs man in den Lèdes, so heiſsen hier die Dünenthäler, vielleicht auf einen Schäfer, der seine halbwilde Herde überwachte, selbst

[22]) Tassin: Rapport sur les dunes du golfe de Gascogne. an X.

[23]) Tassin: Rapport.

[24]) Tassin: Rapport.

nicht viel civilisierter als sie. Auch wilden Kühen konnte man begegnen, die zu irgend einer kleinen Gemeinde am Fufse der Dünen gehörten und die man wie das Wild jagen mufste. Hinter den Dünen lagen weit zerstreut kleine Weiler und einzelne Hütten, deren Bewohner vom Fischfang, von der Jagd und vielfach von der Pascherei lebten und sich um die übrige Welt nicht im geringsten kümmerten. So lag dieses Gebiet volkswirtschaftlich völlig nutzlos da und durch ihr Vorrücken drohten die Dünen auch noch weitere Strecken ebenso zu verheeren.

Deswegen hat man schon früh darauf gesonnen, die Dünen unschädlich zu machen.

3. Der Kampf mit den Dünen.

Zuerst hat man durch Zäune, die man auf dem Gipfel der Dünen errichtete, den Sand aufgefangen und dadurch allerdings eine zeitlang diese selbst festgehalten. Aber entweder häufte sich vor dem Zaune der Sand so an, dafs er bald seine Höhe erreichte oder ein Sturm, der die ganze bewegliche Düne umgestaltete, liefs den Zaun vollständig verschwinden.

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde die Frage brennend. Gleichzeitig in ganz Europa, wo es Dünen gab, richtete der Staat sein Augenmerk auf deren Festlegung. So sind denn in Dänemark, in Preufsen, in Holland, England und in Frankreich vieler Gedanken mit der Lösung dieser schwierigen Frage beschäftigt.

Auch hier zeigt es sich wieder, dafs die Natur selbst das Heilmittel für die Übel darbietet, die sie verursacht, dafs aber der Mensch erst Jahrhunderte lang blind an ihm vorbeigeht, um alle möglichen künstlichen Versuche zu machen.

Einzelnen ist das richtige Mittel nicht unbekannt gewesen, und hier und da hat man es angewendet. Es wurde aber immer wieder in den Hintergrund gedrängt; ein Erfolg konnte auch nur durch einen allgemeinen Gebrauch erreicht werden.

Die ersten, von denen wir den urkundlichen Nachweis besitzen, dafs sie auf die richtige Weise die Dünen festzulegen versuchten, sind die Besitzer von La Teste, die Captaux de Buch.[25]) Sie konnten das um so eher thun, weil in ihrer Seigneurie noch Bruchstücke des alten Waldes vorhanden waren und ihnen somit der Weg der Lösung gezeigt war.

---

[25]) Charles Bale: La vérité sur la fixation des dunes. Deuxième éditon. 1848 u. a.

Mit diesem Walde hatte es eine eigentümliche Bewandtnis, die uns so recht die Schwierigkeiten zeigt, welche sich der Festlegung der Dünen entgegenstellten. Er war nämlich nicht unbestrittenes Eigentum der damit belehnten Herren. Bei einer Regelung alter Rechtsverhältnisse hatte im Jahre 1468 (14. Oktober) ein Captal de Buch für sich nur die unbeschränkte Harzgewinnung vorbehalten, hatte aber jedem Einwohner eingeräumt, daſs er das Holz für seinen eigenen Bedarf daraus entnehmen konnte.[26] Durch eine weitere Bestimmung von 1550 war den Bewohnern von La Teste, Gujan und Cazeau das Recht zugesprochen worden, in ihm ihre Herden überall weiden lassen zu können. Nur zum Getreidebau sollte das Land anderen verleihen werden können. Man kann sich nun die Verwüstung in dem Walde denken und den Eigensinn, mit dem sich die Bauern auf diese Paragraphen stützten. Konnten sie die Anpflanzungen nicht hindern, in denen ihnen das Weiden der Herden verboten war, so steckten sie dieselben vielfach in Brand. Einem solchen Brande soll im Jahre 1716 eine junge Schonung des Captal de Buch zum Opfer gefallen sein, doch habe er sie im Jahre darauf erneuern lassen. Ebenso soll durch Feuer eine andere Aufforstung zerstört worden sein, die Alain de Ruat, Captal de Buch, im Jahre 1734 angelegt habe. Hierdurch scheinen die Herren etwas die Lust verloren zu haben, denn es vergehen fast 40 Jahre, ehe wir von neuen Versuchen hören. 1772 reichte nämlich wieder ein Captal de Buch, François-Amarieu de Ruat, beim Intendanten von Bordeaux eine Denkschrift ein, in der er die Mittel zur Festlegung der Dünen angab und die Arbeit zu leisten versprach, wenn man ihm dafür das Eigentumsrecht auf jene verleihen würde. Er stellt dabei zum ersten Male die Behauptung auf, die später wieder aufgenommen worden ist, daſs die Dünen herrenloses Land seien, das der König jedem verleihen könne. Hierüber entstand nun ein Streit mit den Einwohnern von La Teste, Gujan und Cazeau, aber er setzt seine Ansicht durch, denn 1779 erhielt er die Dünen zugesprochen gegen die Verpflichtung sie mit Strandkiefern und anderen Bäumen zu bepflanzen. Er lieſs auch diese Arbeit unter der Leitung eines Ingeniers Clavaux ausführen.[27]

Die Art und Weise der Anpflanzung war übrigens kein Geheimnis. Schon am Anfange des 17. Jahrhunderts hatten die Ein-

---

[26]) Extrait du rapport fait sur l'ensemencement commencé des Dunes de La Teste de Buch, par le citoyen Duplantier, président de l'administration départementale de la Gironde in Capelle: Journal de Santé. Bordeaux, an V.

[27]) Hameau: Extrait d'un mémoire intituté: quelques aperçus historiques et topograhiques sur la Teste-de-Buch (1845—50 ?)

wohner von Bayonne und Anglet Strandkiefern und Ginster in den Dünensand gesäet. Marbotin aber, ein Rat am Parlament von Bordeaux, sagt 1768 in seinem Gutachten über das Gesuch des Dorfes Lège, es gegen den Einbruch des Sandes zu schützen: man verlange nur den Sand aufzuhalten „wie man es einst in La Teste gemacht hat.“ [28])

Auch zwei Brüder Desbiey scheinen um diese Zeit eine Düne, die ihr Landgut in St. Julien-en-Born bedrohte, durch Anpflanzung zum Stehen gebracht zu haben. Der eine von ihnen, der Abbé in Bordeaux war, teilte den Erfolg davon der Académie von Bordeaux mit, wo er am 25. August 1774 in einer öffentlichen Versammlung eine Denkschrift gelesen haben will, betitelt: Mémoire sur l'origine des sables de nos côtes, sur leurs funestes incursions vers l'intérieur des terres et sur le moyen de fixer ou du moins d'en retarder les progrès.

Hierauf fufsend, hat er später den Anspruch erhoben, der eigentliche Erfinder des Verfahrens zur Festlegung der Dünen zu sein. Er hat seine Verteidiger und seine Widersacher gefunden. Ohne mich auf den darob entbrannten Streit einzulassen, mufs ich doch gestehen, dafs mir der Umstand, dafs der Abbé erst ein Jahr nach Brémontiers Tod mit seiner Behauptung auftritt und dafs nach seinen Angaben nicht nur das Manuskript seines Vortrages, sondern auch seine Notizen verloren gegangen sind, dafs er auch praktisch sein Verfahren, nicht einmal in der nächsten Umgebung, weiter verwertet hat, dafs alles dies mir seine Ansprüche verdächtig erscheinen lassen.

Im Jahre 1778 nun wurde der Baron Charlevoix de Villers, ein erprobter Ingenieur, nach Arcachon geschickt, um die Bucht dieses Namens auf die Möglichkeit zu untersuchen, einen Kriegshafen in ihr anzulegen, und um die Vorarbeiten für einen Kanal von da nach Bayonne vorzunehmen. Ihm wurde sofort klar, dafs ein Kanal nur dann möglich wäre, wenn die Dünen festgelegt seien. In allen seinen Berichten macht er darauf zuerst aufmerksam und entwickelt allmählich einen ganzen, wohldurchdachten Plan. So sagt er in seinem Resumé d'observations: „Noch viel notwendiger aber als die Aufbesserung des Landes ist, die Dünen festzulegen und zwar auf eine zweifache Art, so dafs der ungestüme Strom aufgehalten und dafs aus diesen Sandbergen eine Quelle für den Staat werde.“ Wie das geschehen könne, entwickelt er in einer eigenen beigelegten Denkschrift: De la fixation des dunes de sable (Ms. der Bibliothek

[28]) Grandjean: Bulletin 9, p. 241

v. Bordeaux). Später reicht er noch eine zweite ein und legt alles nochmals eingehend dar und giebt an, wie man sich auch gegen Feuersgefahr schützen könne. (Prospectus de Résultat de différentes opérations. Ms. in Bordeaux). Diese Vorschläge Villers aber, der sich die eifersüchtige Feindschaft des Intendanten von Bordeaux, St. Maure, zugezogen hatte, blieben unberücksichtigt. Ja, St. Maure scheute sich nicht, die ihm zur Beurteilung zugeschickten Denkschriften Villers zu unterschlagen. Er hatte das wahrscheinlich gethan, um später selbst die Arbeiten ausführen zu lassen und sich so den Ruhm eines Wohlthäters dieser Gegend und ganz Frankreichs zu erwerben. Als Werkzeug dazu wählte er Nicolas Brémontier, der früher unter ihm sous-ingénieur des ponts et chaussées war. Nach Villers Weggang 1781 liefs er ihn 1784 als ingénieur en chef nach Bordeaux kommen und gab ihm wahrscheinlich den Auftrag, für ihn einen Plan zur Festlegung der Dünen und zur Kultivierung des Landes auszuarbeiten, denn er überlieferte ihm die Schriften und Pläne Villers. Doch St. Maure sollte seiner Niedertracht sich nicht freuen können, die Revolution fegte ihn weg, aber Brémontier blieb.

Natürlich trat er nicht sofort nach seiner Ankunft mit dem Plane hervor, da wären doch wohl die Bewohner von La Teste und der Umgegend, bei denen sich Villers fast drei Jahre aufgehalten und mit denen er gewifs auch über seine Ideen gesprochen hatte, auf die Ähnlichkeit aufmerksam geworden. So liefs er zwei Jahre verstreichen, ohne dafs er sich rührte. Die Zeit bis dahin benutzte er geschickt, um sich den Anschein eines eifrigen Studiums der Frage zu geben. Auf seiner Besitzung in Cambes füllte er eine Menge Blumentöpfe mit Sand und steckte alle möglichen Pflanzen, um so zu ergründen, welche am besten in diesem Boden gedeihen. Auch kommt er öfters nach La Teste und sucht die Einwohner für sich einzunehmen. So vorbereitet, reicht er 1786 einen Bericht über einen Kanal durch die Landes ein. Hierbei weist er nun auf die Festlegung der Dünen als unbedingt notwendig hin, indem er hier schon nicht nur die Gedanken, sondern auch die Worte Villers verwendet. Er betrieb nun diesen Plan sehr eifrig und erhielt im Jahre darauf die Erlaubnis, auf den Ländereien des Herrn von Ruat und zwar auf der Düne Mouleau zwischen dem grofsen und dem kleinen Walde von Arcachon und La Teste einen Versuch zu unternehmen, und 1788 wurde ihm als erste Rate der auf 50 000 livres berechneten Kosten 4400 livres ausgezahlt.

Er begann nun sofort und liefs in einer Länge von 2500 Toisen (4875 m) einen 12 Fufs breiten Graben zu ziehen, welcher den vom

Meere zugewehten Sand aufnehmen sollte. Dahinter wurde Flechtwerk, zuerst in einfacher, später in dreifacher Reihe aufgestellt und dahinter erst die Pflanzen gesteckt. Sie wollten aber doch nicht so fortkommen, weil der Wind nicht nur den Sand durch und über die Faschinen wehte, sondern weil er auch den besäeten immer wieder aufjagte, sodafs die Pflanzen nicht keimen und die Schöfslinge nicht Wurzeln fassen konnten. Nach zweijährigen Versuchen mufste Brémontier die Anpflanzung als verloren, das Unternehmen als gescheitert ansehen.

Als Gehilfen für seine Arbeiten hatte sich Brémontier einen darin schon erfahrenen Mann aus La Teste, Peychan, gewählt. Der hatte schon von Anfang an darauf hingewiesen, dafs man, statt die Faschinen zu verwenden, lieber mit gut belaubten Zweigen das besäete Stück bedecken sollte; dadurch würde Sand und Samen festgehalten. Immer hatte sich Brémontier dem widersetzt; jetzt aber, als er sich entmutigt zurückzog, liefs er dem Peychan freie Hand. Dieser verfuhr nun nach seiner Art, und als Brémontier den Erfolg sah, beteiligte er sich im folgenden Jahre (1792) auch daran. Doch im selben Jahre noch mufste er sie, teils wegen des Mangels hinreichender Mittel, teils weil einige Einwohner von La Teste und von Arcachon Schwierigkeiten machten, ganz aufgeben. Nur ein Wächter wurde beibehalten.

Brémontier ruhte aber nicht. Er, der in allen politischen Stürmen es mit gröfster Geschicklichkeit verstanden hatte, sich auf seinem Platze zu behaupten, er wufste immer wieder die neuen Vorgesetzten für seine Sache zu gewinnen. 1795 setzte er es durch, dafs der Administrator des Departements Partarrien mit ihm die Arbeiten besichtigte. In dem Berichte darüber, den Brémontier selbst verfafste,[29]) wird alles in das hellste Licht gesetzt, in helleres als es die Wahrheit selbst vertragen kann. Darnach war der Sand festgelegt und die Pflanzen gediehen in ihm wunderbar schnell. Fichten in einem Alter von sieben Jahren hatten eine Höhe von 18 bis 20 Fufs erreicht, einjährige Weidenstöcklinge hatten Schöfslinge von neun Fufs gegeben, Eichen, Sandbeerbäume, Ginster standen ebensogut wie in den besten Ländereien. Mit diesen Pflanzen war eine Strecke von 2500 Toisen Länge oder 1000 bis 1200 Morgen Oberfläche bedeckt. Die Kosten hatten 48 000 livres d. i. 48 livres für den Morgen betragen. Auf diesen Bericht hin beschlofs das

---

[29]) Extrait du rapport de tournée des citoyens Partarrien, administrateur, et Brémontier, ingénieur en chef des travaux puplics du Départ. de la Gironde.

Direktorium des Departements der Gironde in einer Sitzung des 2. Vendemiaire des Jahres IV. (1796),[30] unter Beifügung desselben und der Druckschrift Brémontiers, die er 1790 der Administration des Departements eingereicht hatte, sich an den Nationalkonvent, die Kommission der öffentlichen Arbeiten und an das Komitee für Ackerbau und Kunst mit der Bitte um Unterstützung zur Wiederaufnahme der Arbeiten zu wenden. Aufserdem sollte auch der Wächter in feste Besoldung genommen und ihm das Geld zur Bepflanzung der entstandenen Lücken gegeben werden.

Durch sein eifriges Bestreben der Angelegenheit erreichte Brémontier, dafs die Regierung seine Vorschläge im Prinzip annahm. Seine Denkschrift wurde 1797 auf Staatskosten gedruckt.[31])

Diese berühmte Denkschrift ist in ihren verwertbaren Gedanken nur ein Plagiat des Berichtes Villers'. Überzeugend hat das nachgewiesen Dulignon-Desgranges in einem Aufsatze: Les dunes de Gascogne, le bassin d'Arcachon et le baron de Charleroix-Villers. (Bulletin de la Société de Géographie commerciale de Bordeaux 1890. No. 17—19.) Eine Nachprüfung hat mir dies nur bestätigt. Der Charakter dieses Mannes, der mit keiner Silbe Villers erwähnt, der alle vorhergegangenen Versuche und Arbeiten verschweigt und mit keinem Worte seines Mitarbeiters Peychan und dessen Verdienste gedenkt, tritt dadurch in die rechte Beleuchtung.

In seiner Denkschrift, dem Mémoire sur les Dunes, entwickelt er nun folgenden Plan.

Er teilt das ganze Gebiet in vier Abteilungen ein.

1.	Die Gipfel der Dünen und die höchsten, dem Winde am meisten ausgesetzten Abhänge ...	50 □Meilen
2.	Die niedrigen Teile der Abhänge, die den Winden nicht so ausgesetzt sind	35 □Meilen
3.	Die Ostseite, die vollständig geschützt ist...	40 □Meilen
4.	Die Thäler und ebenen Teile..............	175 □Meilen
		300 □Meilen.

Die zur Festlegung nötigen Arbeiten setzen sich aus folgendem zusammen:

1. Aus der Bepflanzung des Teiles, welcher sich zwischen dem Fufse der Dünen und dem Meere befindet.

[30]) Extrait du registre des délibérations du directoire du département de la Gironde.

[31]) Mémoire sur les Dunes, et particulièrement sur celles qui se trouvent entre Bayonne et la pointe de Grave, à l'embouchure de la Gironde. Par N. T. Brémontier. Ingénieur en chef des Ponts et Chaussées. A Paris. De l'imprimerie de la Republique. Thermidor an V.

2. Aus der Aufstellung einer Reihe 4 Fufs 6 Zoll hoher und 18 Zoll starker Flechtwerke, ungefähr 20—25 Toisen (39—48 m) vom Meere entfernt.

Alles übrige kann man der Natur überlassen.

Er rechnet auch einen Kostenvorschlag aus, wonach die Gesammtausgabe für die Festlegung der Dünen sich auf 300 000 livres oder auf 26 livres für den Morgen stellen würde. Wollte man auch die Dünen selbst künstlich bepflanzen, so würden 8 000 000 livres vollständig dazu ausreichen und das Kapital würde sich mit $12^1/_2$ % verzinsen, und zwar aus dem Ertrag des Holzes und des Harzes, welches die Bäume in reicher Menge geben würden. Zur Anpflanzung rät er die Strandkiefer (Pinus maritima) und als Deckpflanze den Ginster. Aufserdem schlug er vor, nicht alles zu bepflanzen, sondern gegen die Feuersgefahr Schneisen zu lassen.

Gegen Ende des Jahres 1797 wurde Brémontier nochmals mit einer Besichtigung zum Zwecke eines eingehenden Berichtes an die Adminiatration centrale du département de la Gironde betraut. Er zog einige Vertraute von La Teste hinzu und setzte dann, am 13 frimaire des Jahres VI (3. Dezember 1797) ein Protokoll[32]) auf, das uns zeigt, wie unbekannt jene Gegend gewesen sein mufs, da er solche starke Übertreibungen wagen konnte. Hiernach erscheinen nämlich die Dünen als der beste Boden Frankreichs. Nicht nur, dafs sich Pinus und Ginster sehr gut entwickelt hatten, man fand auf den Dünen auch alle möglichen anderen Gräser und Kräuter, und in einem kleinen Garten neben einer der Arbeiterbaracken waren Zwiebeln, Kohl, Spinat und Wiesenkresse, die man in die Erde gesteckt hatte, ohne sich weiter um sie zu kümmern, schön und stark aufgeschossen, Roggen und Weizen waren zur Reife gekommen. Allerdings fügt er zum Schlusse hinzu, vorläufig müsse man bei der Strandkiefer bleiben. Doch konnte auch diese verlockende Schilderung noch keinen bindenden Schritt der Regierung herbeiführen. Nun trat man aber auch von anderer Seite für die Festlegung der Dünen ein. So legte 1799 ein gewisser Fleury, Mitglied des Arrondissementsrates, der Regierung eine Denkschrift über denselben Gegenstand vor und fand deren Beachtung. Unterdessen war durch den 18. Brumaire die Regierung in eine feste Hand gekommen und so wurden Brémontiers Vorschläge 1801 durch ein Dekret genehmigt, das ganze Unternehmen unter staatliche

[32]) Procès-verbal de tournée du citoyen Brémontier, ingenieur etc. . . . Fait à la Teste-de-Buch, le 13 frimaire an VI de la République. Ganz von Brémontiers Hand geschrieben.

Aufsicht gestellt und die Summe von jährlich 50 000 Frs. dafür bewilligt.

Das Dekret[33] hat folgenden Wortlaut:

Artikel 1. Es sollen Mafsregeln ergriffen werden, um fortzufahren die Dünen der Gascogne festzulegen und mit Holz zu bepflanzen, indem man mit denen von La Teste anfängt, nach den Plänen, die der Oberingenieur Brémontier und der Präfekt des Departements der Gironde vorgelegt haben.

Artikel 2. Es soll dazu ein Ausschufs ernannt werden, bestehend aus dem Oberingenieur des Departements, der den Vorsitz führen soll, einem Beamten der Forstverwaltung und aus drei Mitgliedern der Gesellschaft für Wissenschaft, Litteratur und Kunst in Bordeaux, Abteilung für Landwirtschaft, die vom Präfekten nach Vorschlägen der Gesellschaft ernannt werden. Genannter Ausschufs soll die Ausführung der Arbeiten leiten und übernehmen und ebenso die Verwendung der Geldmittel, welche dafür bestimmt sind, alles unter der Oberleitung und mit der Billigung des Präfekten. Das Amt des Ausschusses ist unbesoldet, es wird nur für Reisekosten und andere Aufwendungen eine Summe von 1500 frcs. bestimmt, welche Summe enthalten sein soll in der von 50 000 frcs., von der im folgenden Artikel die Rede ist.

Artikel 3. Es soll durch den Präfekten ein Inspektor und ein Heger ernannt werden, die in der Nähe des Arbeitsfeldes wohnen sollen. Der Gehalt des Inspektors sei 1200 frcs. und der des Hegers 600 frcs.

Artikel 4. Es soll eine Summe von jährlich 50 000 frcs. bestimmt werden, um verwendet zu werden zur Bepflanzung der Dünen, die zwischen Gironde und Adour gelegen sind, zur Unterhaltung dieser Pflanzungen und zur Verwaltung. Die Verteilung der Ausgaben soll von dem Ausschnsse aufgestellt und durch einen Erlafs des Präfekten bestimmt werden, der auch jährlich die Hauptrechnung ordnen soll.

Durch dieses Dekret war nun endlich die Fortsetzung der Arbeiten gesichert. Man nahm sie nun sofort mit frischem Mut in Angriff, denn schon im Jahre 1803 konnte Brémontier der Akademie von Bordeanx mitteilen, dafs der Same dieses Jahres vier Zoll hoch wäre und der aus dem Jahre 1802 seinem Alter entsprechend stände. Im Jahre 1804 starb Brémontier, doch erlitten die Arbeiten dadurch

[33]) Arrêté des consuls de la République du 13 messidor de l'an IX. (2. Juli 1801). Dazu noch Arrêté subséquent, du troisième jour complementaire de l'an IX. (20. Sept. 1801.)

keine Unterbrechung, wie wir aus der Summe der bepflanzten Flächen schliefsen können. Sie betrug

1787—1792	49	Hektar
1801—1816	2257	„

Zur besseren Ausführung der Arbeiten wurde in dem Departement der Landes im Jahre 1808 ein zweiter Ausschufs gebildet, so dafs jetzt jedes Departement seinen eigenen hatte. Es waren nämlich Beschwerden eingelaufen, dafs der erste zu sehr das Departement der Gironde und die Umgebung von Bordeaux bevorzugt habe.

Da der Ausflufs des Adour durch die Dünen sehr bedroht war, so liefs der neue Ausschufs sofort an dieser Stelle der Küste Pflanzungen in einer Länge von vier Meilen anlegen, wodurch das Land von Bayonne bis Cap Breton geschützt wurde.

Weil sich aber mancher Besitzer von Dünen weigerte, diese Pflanzungen vorzunehmen und doch wiederum ohne gemeinsames Vorgehen die Arbeit zum grofsen Teil vergeblich war, so erschien am 14. Dezember 1810 ein neues Gesetz, das mit napoleonischer Schärfe durchgriff. Es verordnete gegen widerspenstige Gemeinden und einzelne Grundbesitzer die Zwangsenteignung und die Bepflanzung auf Kosten des Staates, der dafür mindestens so lange alle Einnahmen erhalten sollte, bis die ausgegebene Summe wieder eingebracht sei.

Man hatte jetzt die Wichtigkeit der Arbeiten erkannt. Auch unter der neuen Regierung erlitten sie nicht nur keine Unterbrechung, sondern wurden sogar durch einen Erlafs vom 5. Februar 1817 immer besser und einheitlicher organisiert, dadurch, dafs sie den Ingenieuren des ponts et chaussées übertragen wurden. So schritten sie denn auch rüstig fort, und bis 1819 waren 4463 Hektar, d. i. 372 Hektar im Jahre angepflanzt worden.

Der Staat hatte diese Pflanzungen teils in eigener Regie betrieben, teils hatte er sie an Unternehmer vergeben. Im Jahre 1831 vereinigte ein grofser Unternehmer im Departement der Gironde mehrere kleinere Betriebe in seiner Hand, wodurch es möglich wurde, planmäfsig vorzugehen.

Mit den 50 000 frcs. konnte aber nicht viel angefangen werden, zumal da noch mehrere Tausend für Gehälter und andere Bezüge abgingen. So wurden alles in allem bepflanzt von

1830—1835	900	Hekt.
1835—1840	711	„ .

Deswegen wurde im Jahre 1840 vom Minister ein Ausschufs ernannt, welcher die Lage eingehender untersuchen sollte. Er verlangte nun

eine ganz bedeutende Erhöhung des jährlichen Beitrages. Um die Arbeiten in 33 Jahren vollenden zu können, bedürfe man einer Summe von 10 Millionen oder 304 000 frcs. jährlich für beide Departements. Darauf wurde auch der Staatszuschufs auf 200 000 frcs. erhöht.

Im Jahre 1840 wendete man auch ein anderes Verfahren bei der Befestigung der deckenden Zweige an. Früher hatte man deren starke Enden in den Sand gerammt und das übrige dann durch Pflöcke festgehalten. Jetzt liefs man die Pflöcke weg und warf nur eine Schicht Sand über die Enden. Das that dieselben, wenn nicht noch bessere Dienste.

Auf diese Weise wurden vom 11. Mai 1840 bis 21. Dezember 1841 eine Strecke von 1102 Hekt. besäet.[34])

Im ganzen hatte man im Departement der Gironde bepflanzt und dafür verausgabt:

1787—1792	94 Hekt.	50 000 frcs.
1801—1816	2257 "	900 000 "
1817—1829	4463 "	900 000 "
1829—1835	900 "	
1835—1840	711 "	772 000 "
1840—1844	1102 "	
57 Jahre	9527 Hekt.	2 622 000 frcs.

Infolge der Erhöhung des Staatszuschusses und der besseren Organisation der Arbeiten kam man schneller vorwärts, so dafs die Forstverwaltung, die durch ein Dekret vom 29. April 1862 mit der Aufforstung der Landes auch die der Dünen erhielt, schon 55 584 Hektar bepflanzte Dünen vorfand. Sie hatte nur noch 7543 Hektar Dünen und 21 944 Hektar Dünenthäler aufzuforsten.

Binnen drei Jahren ungefähr war auch diese Arbeit vollendet und ein mächtiger Forst von über dreifsigjährigen Fichten und Eichen hat sich wie ein grüner Teppich über die „weifsen Berge“ gelagert.

Wie schon gesagt, steigt der Wald nicht unmittelbar zum Strande herab. Vor ihm liegt ein Streifen, dreihundert bis gegen fünfzehnhundert Meter breit, die sogenannte zone de protection.

Es ist das ein Wirrsal niedriger, verkümmerter und verbogener Fichten, untermischt mit allerlei Gesträuch. Sie fangen die erste Wut des Sturmes auf und die ätzenden Salze und feinen Sandkörner, die er mitbringt, und mit denen er die zarten Nadeln und

[34]) Dehillotte-Ramordin: Coup d'œil sur la fixation des dunes du département de la Gironde. Bordeaux 1844.

Blätter verbrennt und aufreifst. Diese Schutzzone umfafst ungefähr 3000 ha. Sie wird von der Axt nur berührt, wenn die Pflanzen, zu dicht stehend, sich gegenseitig schaden könnten.

Ist diese Schutzzone schon höchst wichtig für den Bestand der Dünenwälder, so ist es noch viel mehr die künstliche Düne, die man längs des Strandes aufgeführt hat. Sie ist geradezu die Hauptbedingung. Denn jährlich noch wirft das Meer eine ungeheuere Menge Sand ans Ufer, und es würde eine dritte Reihe von Dünen entstehen, die eines Tages ebenso verwüstend vorrücken würden, wenn nicht der Mensch es unmöglich gemacht hätte.

Ursprünglich hatte man diese Vordüne nach dem Plane des Ingenieurs Chambrelent so angelegt, dafs sie, umgekehrt wie die natürlichen Dünen, ihre Steilseite nach dem Meere zu hatte. Chambrelent nahm hierbei an, dafs der Sand eine gewisse Höhe, die von 8—10 m, nicht überfliegen könnte, sondern sich am Fufse ansammeln müfste, wo ihn die Wogen wieder mit ins Meer zurücktragen würden. Das haben sie ja auch gethan, haben sich aber nicht damit begnügt, sondern auch von der Düne mächtige Stücke weggerissen, da ja ihr Steilabfall einen so guten Angriffspunkt bot.

Man ist daher davon abgekommen, und giebt auch der Westseite eine möglichst geringe Neigung. Diese Vordüne entsteht dadurch, dafs man, sei es durch Pallisaden, sei es durch Flechtwerk und einfache Reihen von Zweigen, den Sand etwas rückwärts von der Hochflutlinie auffängt, durch weitere Zäune die niedrige Düne in die Höhe und Breite wachsen läfst und sie dann mit Dünengras bepflanzt. Das besorgt dann allein schon das fernere Wachstum. Die Höhe dieser Düne schwankt, je nach der Sandzufuhr, zwischen 8 und 30 m; doch scheint die von 8 oder 10 m die beste zu sein, sie läfst sich am leichtesten im gewünschten Zustande erhalten; denn das, die sorgsame und gute Pflege dieser Vordüne, ist jetzt die Hauptaufgabe der Forstverwaltung, der sie mit regem Eifer obliegt. In den grofsen Winterstürmen erleidet diese Schutzwehr auch manche Angriffe und Wunden, wenn auch im allgemeinen Wind und Wellen unschädlich über den flachen Abhang hingehen. Diese Risse und Löcher durch geschickte Anpflanzung von Dünengras, durch richtige Anlage von Fangzäunen im Laufe des Sommers auf natürliche Weise zu schliefsen, damit ist ein gut ausgebildetes Forstpersonal immer beschäftigt.

Wenn man vom Strande kommend über diesen sorgsam unterhaltenen Schutzdamm, durch die Schutzzone geht, und wenn man dann in den schönen, gut gepflegten Wald eintritt, der soweit das

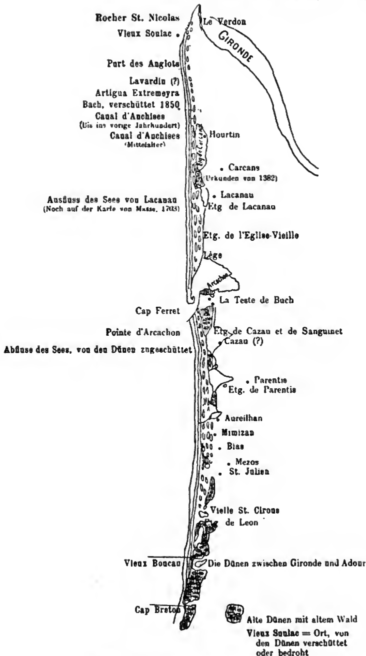
Auge reicht von Hügel zu Hügel sich dreht: dann bekommt man Achtung vor diesen Leuten, die im steten Kampf mit der Natur ihr Heimatland verteidigen, und ein reges Mitgefühl ergreift uns für sie und den berechtigten Stolz, mit dem sie uns ihr Werk zeigen. Stolz und Freude erfüllt uns aber auch, dafs es dem Menschen nach langem Ringen doch gelungen ist, die wilde Natur zu besiegen. Ja, endgiltig sind die Dünen festgelegt, dienstbar sind sie dem Menschen geworden, schützend stemmen sie sich dem gierigen Meere entgegen. das noch nicht begreifen will, dafs es nicht mehr wie früher hier wüten darf; eine Quelle des Wohlstandes, ja des Reichtums sind sie geworden, sie, die sich einst verwüstend und verheerend über die ganze Küste ergossen, die Dünen der Gascogne.

Die Beschlüsse vom VII. Internationalen Geographen-Kongrefs in Berlin 1899.

Unter den „Kleineren Mitteilungen" ist weiter unten ein kurzer Bericht über den vom 28. September bis 4. Oktober d. J. abgehaltenen VII. Internationalen Geographen-Kongrefs zu Berlin gegeben. Der Kongrefs hat eine Reihe von Beschlüssen gefafst, die auf eine internationale Einführung gleichmäfsiger Mafseinheiten und Methoden abzielen. Da es wünschenswert ist, dafs diese Vereinbarungen auch in weiteren Kreisen bekannt werden, so lassen wir dieselben hier in ihrem Wortlaut folgen:

1) Der VII. Internationale Geographen-Kongrefs wählt aus den in Berlin und Umgegend domicilirten Biogeographen eine vorbereitende Kommission und beauftragt dieselbe, behufs Einführung einer einheitlichen Nomenklatur der Pflanzenformationen ein möglichst einfaches System auszuarbeiten, den vorläufigen Entwurf durch die in- und ausländischen Fachgenossen begutachten zu lassen, und den mit Berücksichtigung der Antworten umgearbeiteten definitiv festgestellten Entwurf dem nächsten Internationalen Geographen-Kongrefs zur Beschlufsfassung vorzulegen.

2) Der Kongrefs nimmt von der für die Erforschung des Südpolargebiets in den erstatteten Berichten vorgeschlagenen Arbeitsteilung Kenntnifs und teilt die Erwartung, dafs dadurch eine zweckmäfsige Grundlage für die internationale Kooperation bei den physisch-geographischen, geologischen, geodätischen und biologischen Forschungen gegeben ist. Für die meteorologisch-magnetischen



Die Dünen der Gascogne.

Arbeiten erklärt der Kongreſs nähere Vereinbarungen für wünschenswert und ernennt dazu eine internationale Kommission, deren Aufgabe es ist:

a. den Umfang und die Forschungsmittel für die magnetisch-meteorologischen Arbeiten der Expeditionen selbst zu erörtern;
b. die Organisation gleichzeitiger und korrespondirender Beobachtungen an geeigneten Orten auſserhalb des Südpolargebiets zu erwirken.

3) Der VII. Internationale Geographen-Kongreſs spricht den dringenden Wunsch aus, daſs auf sämtlichen Karten, auch in den Ländern, die sich des englischen oder russischen Maſses bedienen, der letztere Maſsstab in der üblichen Bruchform 1 : x angegeben und neben dem graphischen Maſsstab das Reduktionsverhältniſs in den Verzeichnissen der Land- und Seekarten beigefügt werde, und beauftragt die Geschäftsführung des Internationalen Geographen-Kongreſses, die Regierungen von diesem Wunsch in Kenntniſs zu setzen.

4) Il serait désirable:

a. que la publication de nouveaux matériaux géographiques, comme suite aux relations de voyages, soit accompagnée de détails sur la méthode des levés, les instruments employés, leur vérification, le calcul des positions astronomiques avec leurs erreurs probables et le mode d'utilisation de ces données pour la construction de la carte;
b. que les cartes publiées par des savants ou par des institutions géographiques gouvernementales ou privées soient accompagnées de notices donnant au moins l'énumération des données principales employées pour la construction des cartes et indiquant les parties des cartes plus ou moins documentées.

5) The Seventh International Geographical Congress expresses the hope that a uniform system of measures will be used in all geographical researches and discussions, and recommends that the metric system of weights and measures and the centigrade thermometer scale be so employed.

6) Der VII. Internationale Geographen-Kongress spricht den Wunsch aus, daſs in wissenschaftlichen Veröffentlichungen bei Temperaturangaben möglichst die Skala von Celsius Verwendung findet, zum mindesten aber den Aufstellungen nach Fahrenheit- oder Réaumur-Graden die entsprechenden Celsius-Grade beigesetzt werden.

7) Le Congrès exprime le désir de voir conserver la division du temps telle qu'elle existe, ainsi que celle de la circonférence en 360 degrés, en admettant cependant qu'on puisse étudier altérieurement un nouveau système de division de l'angle.

Il ne présente pas d'objections à l'emploi de la division décimale du degré en cas utile.

8) Der Kongrefs erklärt, dafs die von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde herausgegebene „Bibliotheca Geographica" anerkannt wird als eine ausreichende internationale geographische Bibliographie.

9) Der VII. internationale Geographen-Kongrefs zu Berlin erklärt die Herstellung bevölkerungsstatistischer Grundkarten für sehr wünschenswert; er ernennt einen mit dem Rechte der Kooptation versehenen internationalen Ausschufs, welcher die für diese Karten mafsgebenden Grundsätze aufzustellen hat, und richtet an die Geographen der verschiedenen Länder die Aufforderung, durch die Bildung nationaler Ausschüsse die Ausführung der Karten in die Hand zu nehmen.

10) In Anerkennung des grofsen wissenschaftlichen und praktischen Interesses, welches darin liegt, die jährliche Ausdehnung, Form und Menge des Treibeises zu kennen, richtet der Kongrefs an die hydrographischen und meteorologischen Institute derjenigen Länder, welche dort Schiffahrt treiben, wo Eis vorkommt, die dringende Bitte, mittels internationalen Zusammenwirkens die Erwerbung möglichst erschöpfender Aufschlüsse über das Treibeis zu erstreben und deren einheitliche Verarbeitung durch eine Centralstelle zu fördern. Auf Grund der in dieser Hinsicht bereits vorliegenden Arbeiten erklärt der Kongrefs das Dänische Meteorologische Institut in Kopenhagen als die geeignetste Centralstelle zur Sammlung und Verarbeitung des Materials über das Treibeis in den nördlichen Meeren und bittet deshalb die betreffenden anderen Institute:

a. Schiffskommandanten und Schiffsführer zur Mitteilung von Beobachtungen über das Treibeis zu bewegen;
b. die Schiffe mit Formularen zu versehen, welche von dem Dänischen Meteorologischen Institut vorher zugestellt werden;
c. die Schiffskommandanten und Schiffsführer zu veranlassen, diese Formulare auszufüllen und sogleich einzusenden, wenn sie einen in Postverbindung stehenden Hafen erreichen. Die Einsendung kann entweder direkt an die Centralstelle oder durch Vermittelung der betreffenden Institute erfolgen.

---

11) Der Kongrefs wolle eine internationale Kommission für die subozeanische Nomenklatur einsetzen, mit dem Auftrag, spätestens bis zum Zusammentritt des nächsten Kongresses eine berichtigte Tiefseekarte des Weltmeeres auszuarbeiten und zu veröffentlichen.

12) Genau so, wie es anderswo als selbstverständlich gilt, sind auch in der Südsee die einheimischen Namen beizubehalten und deshalb mit der gröfsten Sorgfalt festzustellen.

Wo einheimische Namen nicht existiren oder noch nicht mit Sicherheit ermittelt sind, sind bis auf weiteres die von den ersten Entdeckern gegebenen Namen anzunehmen.

Die willkürliche Änderung historischer, längst vorhandener, allgemein bekannter und in der Wissenschaft anerkannter Namen mufs als pietätlos und für die Wissenschaft und den Verkehr verwirrend bezeichnet und mit allen Mitteln bekämpft werden.

Unrichtige und willkürlich neu gebildete Namen sind je eher desto besser durch die einheimischen oder sonst berechtigten zu ersetzen.

13) The International Geographical Congress recognises the desirability of obtaining the data for a more exact estimate than now exists of the population of Countries in which no means of taking a regular Census exists, and instructs the Permanent Bureau of the Congress to bring the matter to the notice of such governments as have foreign possessions either directly or through the medium of geographical Societies. In doing so attention should he drawn to the scheme proposed by Dr. Kiaer of the Norwegian Statistical Bureau. The Permanent Bureau might also communicate with the Committee in the subject appointed by the International Statistical Congress held in Christiania.

14) Nach den vor wenigen Tagen eingetroffenen Mitteilungen des Kaiserlichen Generalkonsuls in Sydney (New-South-Wales), Herrn Geheimrats Kempermann, trägt man sich in den Kolonien Australiens mit der Absicht, eine Expedition, welche nur der Aufsuchung der Überreste der gänzlich verschollenen Expedition Dr. Leichhardt's dienen soll, zu entsenden. Obgleich nun beinahe 52 Jahre seit dem Abgang der Expedition verflossen sind, sollte die Hoffnung, wenigstens Spuren jener Expedition aufzufinden, die der Aufklärung des Schicksals derselben dienen können, nicht aufgegeben werden. Der in der unmittelbaren Nähe der Heimat des verschollenen Gelehrten versammelte VII. Internationale Geographen-Kongrefs ergreift gern die Gelegenheit, seine Sympathie mit den Zielen der geplanten Aufsuchungs-Expedition auszusprechen und derselben einen vollen Erfolg zu wünschen.

15) Der Kongrefs spricht seine Zustimmung aus zu der Gründung einer internationalen seismologischen Gesellschaft.

16) Der VII. Internationale Geographen-Kongrefs erklärt die Herstellung einer einheitlichen Erdkarte im Mafsstabe von 1 : 1 000 000, deren Blätter durch Meridiane und Parallele begrenzt werden, für nützlich und wünschenswert. Das Permanente Bureau wird beauftragt, die erforderlichen Schritte für die Herstellung der Karte zu thun und zu diesem Behufe zunächst einen Netzentwurf ausarbeiten zu lassen.

17) Der Kongrefs erklärt die Begründung einer „Association Cartographique Internationale" für zweckmäfsig und beauftragt eine Kommission mit Vorbereitung zur Gründung einer solchen.

Kleinere Mitteilungen.

Bericht über die Vorträge.

Am 12. November hielt Herr Prof. W. Detmer aus Jena den angezeigten Vortrag über seine Reisen im tropischen Brasilien, speziell in dem Staate Bahia. Im Sommer des Jahres 1895 verliefs der Vortragende auf dem Dampfer »Diebnca«, der sich später unter dem Namen »Valdivia« in der wissenschaftlichen Welt einen berübmten Namen erworben bat, den Hafen seiner Vaterstadt Hambnrg nnd langte am 2. September in der Allerheiligenbucht (Bahia de Todos Santos) an, nacbdem einige Tage vorber die Gruppe der malerischen Felseninseln Fernando de Noronba gesichtet worden war. Die Eilande, von der brasilianischen Regiernng als Deportationsort für Sträflinge benutzt, wimmeln von Ratten, zu deren Vertilgnng an einem bestimmten Tage jedes Monates die Sträflinge aufgeboten werden. Bevor nun der Redner znr Schilderung seiner Reiseerlebnisse nnd wissenschaftlichen Beobachtnngen überging, gab er einen knrzen Überblick über die geographischen nnd ethnographischen Verhältnisse Brasiliens. Wir beben daraus hervor, dafs dieses Land, obwobl beinabe so grofs wie Europa, im Gegensatz zu diesem an einer bemerkenswerten Einförmigkeit der Oberfläcbenbildung leidet und dem gröfsten Teile nach aus Tief- nnd Hochebenen besteht; nur längs der Küste streicht ein Gebirge, die granitische S. do Mar nnd dieser parallel im Innern die dnrch ihren Reichtum an nutzbaren Mineralien ausgezeichnete S. do Manteqneira. Seit 1889 ist bekanntlich Brasilien eine Repnblik mit 20 Einzelstaaten, deren Verhältnis znm Gesamtstaat der Hanptsache nach dasselbe ist wie in der nordamerikanischen Union. Zu dem Staate Bahia übergehend schilderte der Redner die Stadt Salvador (Bahia), die, in eine Unter- und in eine Oberstadt zerfallend, etwa 140 000 Einwohner zählt, darunter nicht weniger als 100 000 Schwarze. Die Unterstadt, längs dem Meeresufer gelegen, ist Sitz des sehr ansehnlichen Handels; hier befinden sich die Lagerhänser und Kontore der überseeischen Handelshänser, meist englischer und dentscher Nationalität. Die leider sebr schmutzigen Strafsen der Unterstadt wimmeln von Negern, die sich seit 1888 der vollen bürgerlichen Rechte

erfreuen und im Ganzen einen günstigen Eindruck machen. Unter den Ausfuhrartikeln Bahias spielen Tabak, Zucker und Kaffee die Hauptrolle. Die Oberstadt, etwa 70 m höher als die Unterstadt gelegen, und mittels Elevator von da erreichbar, enthält die öffentlichen Gebäude und die Wohnhäuser der besseren einheimischen Volksklassen und der fremden Kaufleute, zeichnet sich durch reinliche Strafsen und herrliche Gärten aus und bietet eine schöne Aussicht auf die Küste und das Meer. Die Brasilianer, worunter man die im Lande geborenen Nachkommen der in früherer Zeit eingewanderten Portugiesen versteht, haben manche gute Eigenschaften, wie z. B. Vaterlandsliebe, Gastfreundschaft und Mangel an Standesvorurteilen; als ihr gröfster Fehler ist eine ungeheure Indolenz zu bezeichnen, die es auch verschuldet, dafs das Land in manchen Beziehungen keine Fortschritte macht. Da der Redner Botaniker von Fach ist, so interessierte ihn vor allem die herrliche Vegetation, deren Formen und Artenreichtum er denn auch in sehr anziehender und eindrucksvoller Weise darstellte. Auf Einzelheiten hier einzugehen, würde aber zu weit führen.

Von Bahia aus machte Prof. Detmer mehrere Ausflüge in das Innere. Einer derselben führte ihn über die Stadt S. Felix längs des Flusses Paraguassu (Wort der Tupisprache, das „grofses Wasser“ bedeutet) zunächst bis nach Coralinha, wo ein bemerkenswerter Wechsel in der Landschaft eintritt. Während bis dahin in Folge der hohen Wärme und Feuchtigkeit der Pflanzenwuchs das Bild tropischer Üppigkeit darbietet, überspannt von azurblauem Himmel, verschwindet nun die strotzende Pflanzenfülle und auf dem grauen Sandboden wachsen graugrüne Gebüsche und niedrige Bäume, die, mit langen Dornen bewaffnet, während eines grofsen Teiles des Jahres unbelaubt dastehen. Diese Landschaftsform, „Catinga“ genannt, die sich in dieser eigenartigen Form nur in Brasilien findet und durch den Mangel an Wasser hervorgerufen wird, nimmt in den Staaten Bahia und Pernambuco weite Flächen ein. Nach dem Studium der in ihrer Weise sehr interessanten Catinga begab sich der Reisende weiter in das Innere und verlebte einige Zeit auf einer Plantage („Facenda“), wo er nicht nur ausgiebige botanische Beobachtungen machte, sondern auch die Tierwelt, die Art des Bodenanbaues, die Lebensweise der Einwohner u. A. kennen lernte. Aus seinen Mitteilungen darüber sei erwähnt, dafs man im Innern des Staates Bahia hauptsächlich Kaffee, Tabak, Mais und Mandioka baut; letztere, eine Blausäure enthaltende Knollenfrucht, liefert, nachdem die Blausäure durch Wässern und Rösten entfernt ist, einen mehlartigen Stoff, die Farinha, und bei weiterer Bearbeitung die Tapioka. Der in Bahia gebaute Kaffee ist vortrefflich und bedeutend besser als die aus Rio de Janeiro und Santos ausgeführten Sorten; leider ist die erzeugte Quantität nicht sehr grofs.

Einen zweiten Ausflug machte Prof. Detmer von Bahia aus in südlicher Richtung, um den tropischen Urwald kennen zu lernen, wie er sich in der Ebene zeigt. Hier hebt er sich aus der Landschaft in fest begrenzter Weise ab, rings umgeben von einem hohen, natürlichen, namentlich aus Dorngewächsen bestehenden Zaune, durch den man sich nur mittels des Buschmessers einen Weg bahnen kann. Der Urwald der Ebene setzt sich aus einer Masse von Bäumen der mannichfaltigsten Arten zusammen, die sich in Bezug auf Dicke, Rinde, Blüten, Früchte u. s. w. alle von einander stark unterscheiden, während ihre Höhe fast gleichmässig ist und etwa 50—60 m beträgt. Unter dem dichten Laubdach der Urwaldriesen herrscht eine dumpfe, feuchte Dämmerung; Unterholz ist nur in beschränkter Ausdehnung zu finden. Der Eindruck, den dieses

Naturgebilde auf das Gemüt des Beobachters macht, ist ein ernster, hervorgerufen durch die überall entgegentretende Macht des Todes und den furchtbaren Kampf der Pflanzen unter einander um das Licht.

Diese und andere Gegenstände wufste der Vortragende in freier, frischer und lebendiger Rede, die zugleich von warmer Empfindung zeugte, zu schildern; die zahlreiche Versammlung folgte daher seinen Ausführungen mit gespannter Aufmerksamkeit und dankte am Schlusse durch lebhaften, allseitigen Beifall.

In der Sitzung vom 29. November handelte es sich um die Berichterstattung über den Verlauf des siebenten internationalen Geographischen Kongrefses, der vom 27. September bis zum 3. Oktober in der Reichshauptstadt Berlin stattgefunden und dem sich eine zweitägige glanzvolle Nachfeier in Hamburg angeschlossen hatte. Wie bereits mitgeteilt, waren die beiden Vorstandsmitglieder Professor Dr. A. Oppel und Professor Dr. W. Wolkenhauer als Vertreter der Geographischen Gesellschaft nach Berlin entsendet worden. Diese beiden Herren teilten sich in der Weise in die Berichterstattung, dafs der letztere den allgemeinen Verlauf schilderte, während der erstere eine ausführliche Darstellung der geplanten englischen Südpolarexpedition gab.

Herr Prof. Wolkenhauer gab einen Überblick über den Verlauf des Kongrefses, der namentlich auch wegen des Vergleiches mit den früheren Versammlungen interessant war. Wir heben daraus das Folgende hervor. Die Geographischen Kongrefse haben in ungleichen zeitlichen Abständen von einander stattgefunden, nämlich 1871 in Antwerpen, 1875 in Paris, 1881 in Venedig, 1889 in Paris, 1891 in Bern, 1895 in London und 1899 in Berlin. Im allgemeinen hat der Besuch zugenommen. Während Bern etwa 500 Teilnehmer zählte, waren es in London 1500, in Berlin aber gegen 1700. Bezüglich des Verhältnisses der Ausländer zu den Einheimischen war der Berliner Congrefs weniger international als sein unmittelbarer Vorgänger; denn in London waren etwa 400 Ausländer, in Berlin aber nur etwas mehr als 200 erschienen; unter diesen nahmen den ersten Platz die Briten mit 60 Personen ein; daran schlossen sich die Franzosen, die Schweizer, die Skandinavier u. s. w. an; jedenfalls waren alle europäischen Länder, aufserdem auch einige auswärtige vertreten. Auch insofern unterschied sich der Berliner Congrefs von seinen Vorgängern, dafs von den Besuchern eine gröfsere Zahl als früher mit der Geographie durch ihren Beruf zusammenhing (Universitätsprofessoren, Lehrer an Schulen verschiedener Grade, Forschungsreisende, Verlagsbuchhändler, Kartographen etc.), sowie dafs in den Vorträgen weniger die Reiseunternehmungen als die wissenschaftliche Verarbeitung hervortraten. Selbst ein Mann wie Fr. Nansen verzichtete auf den Bericht über seine Reisen zu Gunsten einer wissenschaftlichen Darlegung über die hydrographischen Verhältnisse des Nordpolarmeeres, wodurch er freilich die meisten seiner zahlreichen Zuhörer schwer enttäuschte. Indem wir im Übrigen an die Berichte erinnern, die seiner Zeit die Weser-Zeitung über die hochwichtige Versammlung gebracht hat, mag noch darauf hingewiesen werden, dafs der Berliner Congrefs seine Vorgänger nicht nur an Zahl der Teilnehmer, sondern auch an wissenschaftlicher Bedeutung überragte, ein Vorzug, der von den auswärtigen Mitgliedern bedingungslos anerkannt wurde. Dafselbe besagen auch die Berichte, die bislang in der periodischen Fachpresse erschienen sind.

Eine besondere Erwähnung verdient der Umstand, dafs von Sr. Majestät dem Kaiser, der Kongrefsleitung, der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, der Stadt Berlin, den geographischen Verlagshandlungen und Institnten von Debes, Perthes, Greve, Reimer, sowie von Hamburg und manch anderer Seite den Teilnehmern des Kongrefses litterarische und kartographische Darbietnngen in grofser Zahl und teilweise von hohem wissenschaftlichem Werthe gemacht worden waren, die bei der gut besuchten Sitznngder Geographischen Gesellschaft anslagen und von den Besuchern derselben mit grofsem Interesse in Augenschein genommen wurden. Wir nennen beispielsweise das zweibändige Werk über die Forschungen E. von Drygalski's in Grönland, das auf Befehl nnd auf Kosten des Kaisers gedruckt nnd einer beschränkten Anzahl von Teilnehmern mit einer besonderen Dedikation überwiesen wnrde. Dieses wichtige nnd wertvolle Werk ist der Bibliothek der Geographischen Gesellschaft einverleibt worden nnd steht somit den Mitgliedern znr Verfügung. Bemerkenswert sind ferner die von der Gesellschaft für Erdknnde in Berlin herausgegebenen „Wissenschaftlichen Beiträge zum Gedächtnis der hnndertjährigen Wiederkehr des Antritts von Alexauder von Humboldt's Reise nach Amerika am 5. Jnni 1799". Dieses Werk enthält drei wichtige Abhandlungen, nämlich: 1) Alexander von Hnmboldt's Aufbrnch znr Reise nach Südamerika. Nach ungedruckten Briefen A. von Humboldt's an Baron von Forell, dargestellt von Ednard Lentz, 2) die Entwickelnng der Pflanzengeographie in den letzten hundert Jahren und weitere Aufgaben derselben, von A. Engler, 3) die Entwickelnng der Karten der Jahres-Isothermen von Alexander von Humboldt bis anf Heinrich Wilhelm Dove, von Wilhelm Meinardns. Endlich erwähnen wir noch den sehr schönen Atlas von Finland, der von der Geographischen Gesellschaft in Finland in französischer Sprache herausgegeben worden ist. Dieser Atlas giebt auf 32 Folioseiten eine erschöpfende Darstellung aller anf die Geographie dieses interessanten Landes bezüglichen Verhältnisse. — Die übrigen litterarischen und kartographischen Darbietungen zn nennen, würde hier zu weit führen, doch sei bemerkt, dafs dieselben in dem Bibliothekzimmer der Geographischen Gesellschaft ansliegen und dort von den Mitgliedern eingesehen werden können.

Geographische Litteratur.

Das Deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehnngen zn Geschichte und Leben der Menschen von Prof. Dr. J. Kutzen. Vierte Auflage, gänzlich umgearbeitet von Dr. Victor Steinecke. Mit 116 Karten nnd Abbildnngen in Schwarzdruck sowie 5 Karten und 4 Tafeln in Farbendruck. Ferdinand Hirt, königliche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung. Breslau, 1900. 602 S. Preis 12,50 ℳ.

In unsern Zeiten, wo sich das dentsche Nationalgefühl mehr und mehr entwickelt, kommt auch die Vaterlandsknnde in entsprechendem Mafse zur Geltung, denn beide bedingen sich bis zu einem gewissen Grade gegenseitig. Die Vaterlandsknnde auch zn einer Zeit gefördert zn haben, wo das Nationalgefühl im Vergleich znr Gegenwart daniederlag, das ist eines der wichtigsten Verdienste des allbekannten Kntzen'schen Werkes, das nun in vierter Anflage

vorliegt. Diese zeigt in einer Beziehung ein durchaus neues Gewand, insofern nämlich als sie in reichstem Maße mit Karten und Bildern ausgestattet ist. Die Abweichung von der ursprünglichen Form des Kutzen ist durchaus gut zu heißen, da eben bei der Darstellung landschaftlicher Gebilde das Bild ein praegnanteres Ausdrucksmittel ist als das geschriebene Wort. Karten aber sind in jedem geographischen Werke angebracht. Anderseits fiel es auch der Verlagsbuchhandlung nicht schwer für gute und bezeichnende Bilder zu sorgen, da sie in ihren übrigen Verlagsunternehmungen wie den Geographischen Bildertafeln und den Heimatkunden einen großartigen Stock von Abbildungen besitzt, der in Bezug auf Richtigkeit und technische Vollendung seinesgleichen sucht. — Was den Text anbelangt, so hat es sich der Bearbeiter der vierten Auflage angelegen sein lassen, den seit dem Erscheinen der dritten Auflage erfolgten Fortschritten der deutschen Landeskunde gebührende Rechnung zu tragen und das seitdem veröffentlichte Material mit der ursprünglichen Form zu verbinden. Der gesamte Stoff ist zu sechs Hauptabteilungen gegliedert; diese heißen: I. Deutschland im allgemeinen. II. Die deutschen Alpen. III. Das nördliche Vorland der Alpen. IV. Die mittleren Stufenlandschaften. V. Die mitteldeutsche Gebirgsschwelle. VI. Das norddeutsche Tiefland.

So möge denn das „Deutsche Land“, das auch in der neuen Gestalt kein Lehrbuch, sondern eine Beschreibung der deutschen Gaue sein will, hinausziehen in das deutsche Volk und ihm Stoff zu willkommener Belehrung darbieten und alle Deutschen für unser an Naturvorzügen so reiches und infolge seiner Naturbeschaffenheit geschichtlich so bedeutsames Vaterland erwärmen, insonderheit gilt dies von der Jugend, auf der ja die Hoffnung der Zukunft beruht. A. O.

Beiträge zur Geographie des mittleren Deutschland. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Erdkunde und der Carl Ritter-Stiftung von Friedrich Ratzel. Mit Abbildungen und Karten. Vierter Band der „Wissenschaftlichen Veröffentlichungen des Vereins für Erdkunde“ zu Leipzig. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot 1899. 382 S.

Der vorliegende stattliche, gut ausgestattete Band, dessen Vorgänger in unserer Zeitschrift gewürdigt worden sind, enthält vier wertvolle Abhandlungen. I. Die Seen des Böhmerwaldes von Paul Wagner. II. Der Fläming von Emil Schöne. III. Über den Parallelismus der Gebirgsrichtungen von A. Gukassian. IV. Kritik orometrischer Werte von Max Kändler. In allen diesen Arbeiten, die unter den Auspizien Fr. Ratzels entstanden und von dessen feinem Geiste beseelt sind, zeigt sich das Streben, der gestellten Aufgabe gerecht zu werden, aber wir sind leider nicht in der Lage, ihre Auseinandersetzungen an dieser Stelle in eingehender Weise zu verfolgen. Am nächsten liegt uns E. Schöne's Abhandlung über den Fläming, einen derjenigen Teile des mitteldeutschen Flachlandes, in dem freilich, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, „das nicht zu finden ist, was der moderne Gebildete unter landschaftlicher Schönheit versteht.“

Das Vogtland als orographisches Individuum, von A. Wohlrab. Mit 1 Uebersichtskarte, 7 Lichtdrucktafeln und 12 Textillustrationen. 89 S. Stuttgart, J. Engelhorn, 1899. Preis Mk. 6.40.

Das „orographische Individuum“ ist bekanntlich dasjenige Gebiet, das auf den Karten herkömmlicherweise durch die Flüsse Göltzsch oder Zwickauer Mulde und Saale eingeschlossen erscheint und das Bindeglied zwischen Thüringen und Sachsen bildet. Herr Wohlrab, dem es darauf ankommt, den Nachweis

zu erbringen, dass das Vogtland eine gewisse landschaftliche Selbständigkeit besitze, behandelt zunächst dessen geologischen Aufbau, darauf die Orographie und den landschaftlichen Charakter, um schliesslich die anthropogeographischen Folgen der orographischen Verhältnisse des Vogtlandes zu ziehen. Letztere geben ihm im Verein mit seiner Lage die Bedeutung eines Durchgangslandes des Verkehrs, verweisen die Strassen und Siedelungen vorwiegend auf die Hochfläche und bewirken eine ringförmige Anlage der Dörfer. Die beigegebene Karte stellt die Bodenform des Vogtlandes mittels Flächenkolorits in Höhenstufen von je 100 m vor, von denen die oberste, über 800 m, nur im Osten des Gebietes vorkommt. Was die Lichtdrucktafeln anbelangt, die den landschaftlichen Charakter wiedergeben sollen, so leiden sie fast alle an demselben Fehler. Der Vordergrund, der meist irrelevant ist, hat ein zu schweres Kolorit, der Mittel- und Hintergrund dagegen, in dem der eigentliche Charakter des Bildes liegt, ist entweder unklar oder zu matt.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild von Gustav Meinecke. Mit 191 Abbildungen, 17 Porträts und 10 Karten. 6 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Die Geschichte der unter dem Schutze des Reichs stehenden Gebiete jenseit des Meeres umfasst zwar erst anderthalb Jahrzehnte, indessen regt sich allerorten in den deutschen Kolonien ein unermüdliches Schaffen, dass voller Hoffnung in die Zukunft blicken lässt. Der sachkundige Verfasser des in stattlichem Folio vorliegenden Buches berichtet von dem ersten kühnen Vorstoss brandenburgisch-preussischer Kolonialpolitik unter dem Grossen Kurfürsten, wendet sich hierauf der Begründung der neuen deutschen Kolonialmacht durch Bismark zu und schildert dann die einzelnen Schutzgebiete nach Bodengestaltung, Klima, Flora, Fauna, Bevölkerung, Handel und Verkehr und lässt es sich schliesslich angelegen sein, auf alles das aufmerksam zu machen, was Handels- und Plantagengesellschaften, Missionen und Verwaltung auf diesem Boden bisher geschaffen haben. Selbstverständlich haben dabei auch die neuesten überseeischen Erwerbungen des Reiches, Kiautschou, die Karolinen, Palau-Inseln und Marianen volle Berücksichtigung gefunden. Der vielgereiste Verfasser war in der Lage, überall den neuesten Stand der Dinge zu buchen. Gegen zweihundert an Ort und Stelle skizzierte Abbildungen lassen instruktive Einblicke in die Natur der beschriebenen Länder und das Leben und Treiben der eingeborenen Bevölkerung wie der europäischen Pioniere thun, wobei reichhaltige und dennoch übersichtliche Karten schnellste Orientierung ermöglichen.

Alpenlandschaften. Ansichten aus der deutschen, österreichischen, schweizer und französischen Gebirgswelt. Zweiter Band. In Originalleinenband mit Buntdruck, Goldpressung und Goldschnitt. 20 Mk. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Aus lachenden Thalfluren über grünende Bergmatten hinweg, an tosenden Wildbächen hergan, vorbei an schäumenden Wasserfällen leitet das vorliegende Prachtwerk, ein stattlicher Grossfolioband, die Augenweide jedes Hochgebirgsfreundes, hinauf in öde Trümmerkare über glitzernden Firn zu schneegekrönten Felsbastionen, hinein in die gewaltige Werkstatt der erhabenen Mutter Natur. Unsere Wanderung nimmt ihren Ausgangspunkt im Westen am gigantischen Montblanc und endet im Osten in den Gebirgsketten Kärntens. Den 116 Holzschnitttafeln auf Kunstdruckpapier ist ein Begleittext beigegeben, der in jeder Zeile verrät, dafs der Verfasser jahrzehntelange Bergsteigerpraxis hinter sich

hat. Die nach der Natur gezeichneten Blätter stammen von E. T. Compton, Ernst Platz, A. Heilmann, Zeno Diemer und anderen namhaften Malertouristen. Selbst vom rein künstlerischen Standpunkte aus sind hervorzuheben: „Felspartie am Lyskamm“ nach Aquarell von E. T. Compton, „Trümmleteuthal und Jungfrau“ nach Radierung von Kaspar Huber und Theodor Alphons, „Berainagruppe“ nach Radierung von Kaspar Huber, „Madonna del Sasso am Lago Maggiore“ nach dem Gemälde von Joseph Schoyerer, „Die Brentagruppe“ nach Aquarell von H. Heubner, „Kletterpartie am Winklerturm“ von Ernst Platz und „Benediktenwand“ nach dem Gemälde von Otto Strützel.

G. Steffen, England als Weltmacht und Kulturstaat. Studien über politische, intellektuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reiche. Deutsche vom Verfasser durchgesehene Ausgabe, aus dem Schwedischen von Dr. Oscar Reyher. Stuttgart, Hobbing und Büchle, 1899. 432 S.

Der Verfasser, dem wir bereits zwei interessante Bücher über Grofsbritannien verdanken, — sie betiteln sich „Aus dem modernen England“ (1894) und „Streifzüge durch Grofsbritannien“ (1896) — giebt in dem obigen Werke die Quintessenz seiner zehnjährigen Studien in und über Grofsbritannien; insonderheit bespricht er einige soziale Erscheinungen von allgemeinem Interesse, die in den früheren Bänden nur berührt waren, aber wie in jenen, ist er auch in diesem bemüht, etwas unter die Oberfläche der Dinge einzudringen und dadurch womöglich ihren innern Zusammenhang aufzuspüren, insbesondere das bedeutungsvolle Abhängigkeitsverhältnis zwischen materiellem und Kulturfortschritt zu ergründen. Diesem hohen und schwierigen Ziele gegenüber, das sich G. Steffen gesetzt hat, ist er bescheiden genug, zu erklären, dafs er die sozialen Fragen, die sich in England abspielen, nur berühren, nicht beantworten konnte, eine Leistung, die man von der Journalistik eben auch nicht erwarten kann. Immerhin enthält das Buch sehr viel thatsächliches Material, in einer Auffassung und Gruppierung, die von eindringlichen Studien und scharfer Beobachtungsgabe zeugen. Bedeutsam sind auch die Stellen, wo er das Verhältnis der Engländer zu den Deutschen bespricht und aus denen hervorgeht, dafs er von den Deutschen den Kulturfortschritt des kommenden Jahrhunderts erwartet. Das Buch zerfällt in drei Hauptteile von ungleicher Länge; der erste, „die Weltmacht“ betitelt, behandelt namentlich die politische Stellung Englands zu seinen Kolonien und zu den auswärtigen Staaten, denen gegenüber es neuerdings die Neigung zeigt, seine „splendid isolation“ aufzugeben, ohne aber irgendwo Gegenliebe zu finden. Der zweite Teil, der die Bezeichnung „die Demokratie“ trägt, zeigt, wie in England aristokratische und demokratische Verhältnisse und Einrichtungen nebeneinander bestehen, ohne einander zu durchdringen oder anfzulösen; sie haben sich eben gegenseitig Platz gemacht oder an verschiedenen Stellen das Volksleben angesiedelt. Der dritte Hauptteil endlich ist kulturellen Angelegenheiten gewidmet, und darin befindet sich auch eine Erörterung über die Veränderung, die der englische Nationalcharakter im Laufe der Zeit durchgemacht hat, ein Vorgang, der von mancher Seite in Abrede gestellt wird, der sich aber zweifellos und in entschiedener Weise vollzieht Das Studium der Steffenschen Bücher ist namentlich in der gegenwärtigen Zeit, wo die englische Weltmacht in eine bedeutsame Krisis gelangt ist, für alle unumgänglich nötig, welche sich ein gründliches Urteil über die einschlägigen Fragen bilden wollen. Das vorliegende Werk wie seine Vorgänger empfehlen sich aber nicht nur durch ihren vielseitigen Inhalt, sondern auch durch ihre

geistvolle, gewandte Darstellung, die auch in der deutschen Übertragung zu ihrem Rechte kommt. A. O.

Archaeologische Karte von Kleinasien, bearbeitet von W. Ruge und E. Friedrich. Massstab 1 : 2500000. Halle a. S. G. Sternkopff. 1899. Preis Mk. 3.—.

Die archaeologische Karte von Kleinasien bildet eine Ergänzung der beiden von uns früher besprochenen Karten, indem sie die antiken Besiedelungsverhältnisse zeigt, soweit sie bis jetzt aufgeklärt sind. Um eine Vergleichung zwischen Altertum und Gegenwart zu erleichtern, sind nicht nur die antiken Niederlassungen, sondern auch die modernen angegeben. In der Bezeichnung der ehemaligen Siedelungen sind drei Klassen unterschieden. Mit starker roter Schrift sind nämlich diejenigen Orte hervorgehoben, über deren Lage durch Ruinen, Inschriften oder völlig unverkennbare Namensähnlichkeit ein sicherer Nachweis geführt werden kann. Mit schwacher roter Schrift sind diejenigen Orte bezeichnet, die nur mit einiger Wahrscheinlichkeit festgelegt werden konnten; diejenigen endlich, die entweder gar nicht gefunden oder nur in ungenügender Weise rekognosziert wurden, sind durch Fragezeichen gekennzeichnet. Dies ist der Inhalt der Hauptkarte. Ausser dieser sind noch zwei kleine Nebenkarten vorhanden, von denen die eine die Ebene von Troja darstellt, während auf der anderen eine Anzahl der wichtigeren deutschen Reisewege aus neuerer Zeit eingetragen sind. Diese beziehen sich auf die Forschungen von H. Kiepert, H. Barth, Hirschfeld, von Diest, Heberdey und Wilhelm, Buresch, Märker, Kannenberg, v. Flottwell, v. Prittwitz, Gaffron, Sarre, R. Oberhummer und Zimmerer. Bei der wachsenden Bedeutung Kleinasiens für Deutschland entspricht auch die archaeologische Karte des in langsamer Entwickelung begriffenen Landes einem vorhandenen Bedürfnis und erfüllt dieses durch die Sorgfalt und Sachkenntnis, mit der sie bearbeitet ist. A. O.

Die Baudenkmale von Samarkand, architektonischer Reisebericht, und Bochara, architektonische Reiseskizzen von Prof. Zdenko Ritter Schubert von Soldern (Separatabdrücke aus der „Allgemeinen Bauzeitung" mit zahlreichen Abbildungen und Plänen). Wien. Spielhagen & Schurich.

Die Architektur gehört bekanntlich nicht in das Bereich der Geographie. Aber da uns die beiden Hefte, von denen jedes 3 Mk. kostet, einmal zugesendet worden sind, so wollen wir sie hier erwähnen und etwaige Interessenten darauf aufmerksam machen. Die zahlreichen Bilder haben wir gern betrachtet, können aber die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs viele derselben in perspektivischer Hinsicht mangelhaft sind, ein Umstand, der ihren Wert erheblich beeinträchtigt.

H. Cordes. Handelsstrassen und Wasserverbindungen von Hankau nach dem Innern von China. Mit einer Karte von China in Steindruck. 1.60 Mk. Berlin 1899. E. S. Mittler und Sohn.

In Anbetracht der ausgedehnten Handelsbeziehungen, welche unsere Handelskreise mit China bereits verbinden, wird die genannte Schrift Interesse finden. Der Verfasser war die letzten beiden Jahre amtlich an Ort und Stelle beschäftigt: seine Arbeit, die einen Teil seiner Berichterstattung über die allgemeine Handelslage in Hankau bildet, ist im Winter 1898/99 entstanden, also zu einer Zeit, als die ersten Pläne der Errichtung deutscher Gesellschaften für die Dampfschiffahrt auf dem Yangtzekiang verlautbar wurden; sie giebt den Interessenten im möglichst knappen Rahmen ein Bild sowohl von der Ans-

dehnungsfähigkeit der Schiffahrt von Hankau nach dem Binnenlande, als auch von der Bedeutung des im raschen Aufblühen begriffenen Centralmarktes des ganzen westlichen China.

Einundzwanzig Jahre in Indien. 1. Teil. Borneo. Von Dr. H. Breitenstein. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 1899. 204 S.

Das vorliegende Buch über Borneo, dem sich solche über Java und Sumatra anschliessen sollen, darf als eine wertvolle Bereicherung der Litteratur über die gröfste der Sunda-Inseln bezeichnet und demgemäfs allen Interessenten warm empfohlen werden. Der Verfasser, der als Arzt solange Jahre in Indonesien verbracht hat, giebt uns persönliche Erlebnisse, ärztliche Erfahrungen und ethnographische Beobachtungen, die er in kurzweiliger Art zu erzählen weiss. Er schreibt im allgemeinen belehrend und unterhaltend, besteigt aber auch gelegentlich den hohen Kothurn der Wissenschaft. Nach dem Erscheinen der zwei anderen in Aussicht gestellten Bände, denen wir mit Interesse entgegensehen, wollen wir etwas näher auf den Inhalt des Gesamtwerkes eingehen.

Franz Thonner, Im afrikanischen Urwald. Mit 20 Textbildern, 87 Lichtdrucktafeln und 3 Karten. Berlin 1898 Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Der Verfasser beschreibt eine Reise, die er im Jahre 1896 nach Innerafrika machte, um die Pflanzenwelt und Bevölkerung im nördlichen Teile des Kongobeckens kennen zu lernen und darauf bezügliches Material zu sammeln. Aus letzterer Thätigkeit besteht die Hauptleistung des Verfassers, der sich in seinem Arbeitsfelde, d. h. in dem Gebiete zwischen dem Kongo und dessen nördlichem Nebenflusse Mongalla, nur zwei Monate aufhielt, ein Zeitraum, der für eindringliche Studien und zusammenhängende Beobachtungen natürlich nicht ausreicht. Und doch verdient dies Gebiet eine genaue Untersuchung, schon vom Standpunkt der Bewohner. Die Bevölkerung des Mongallabeckens zerfällt nämlich in zwei, namentlich durch Sprache, Häuserbau und Tätowierung deutlich von einander geschiedene Gruppen von Stämmen, eine nördliche, an die Bewohner des Ubangi-Gebiets sich anschliefsende, zu welcher die Mogwandi und Banza gehören, und eine südliche, an die Bewohner des Kongogebiets sich anschliessende, welche die Bangala, die Bapoto, die Maginza, die Mobali und die Mondunga umfafst. Unter den Stämmen der südlichen Gruppe weichen die Bangala durch ihr Äufseres, die Mondunga durch ihre Sprache deutlich von den übrigen ab, während die zwischen letzteren bestehenden Unterschiede nur gering sind. — Wie schon der Titel besagt, ist das Werk in aufserordentlich reichem Mafse mit Bildern ausgestattet, die sich auf die landschaftliche Gestaltung und die Bevölkerung des bereisten Gebietes beziehen und daher, wie auch die Karten, eine wichtige Ergänzung des Textes bilden. Namentlich sind unter den Lichtdrucken zahlreiche interessante schöne Blätter. A. O.

Unterm Roten Kreuz in Kamerun und Togo. Von Schwester Johanna Wittum. Mit Illustrationen und einer Karte des Togogebietes. 160 Seiten. Preis brosch. Mk. 1.80. Heidelberg, Evangelischer Verlag, G. m. b. H. 1899.

Zum ersten Male erhalten wir von Frauenhand aus unseren afrikanischen Kolonien Schilderungen von Land und Leuten, Leben und Bräuchen, Sprache und Bildung der Duala und Togolente, aber auch dem Thun und Treiben der Deutschen und Europäer, der Krankheiten und Krankenpflege bei Weissen und

Schwarzen. Die Verfasserin, frühe für Deutschlands Gröfse und überseeische Entwicklung begeistert, ist in die Ferne gezogen, um in dem Beruf der Krankenpflege im schwarzen Erdteil Deutschtum und Christentum von seiner besten Seite zu zeigen. So eignet sich dieses Buch mit seiner frischen und anschaulichen Darstellung für jeden Freund unserer kolonialen Entwickelung, aber auch für Frauen und Mädchen.

Studien und Beobachtungen aus der Südsee von Joachim Graf Pfeil. Mit beigegebenen Tafeln nach Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und Photographien von Parkinson. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn, 1899. Mk. 11.—, geb. Mk. 12.50. 322 S.

Der durch seine weiten Reisen und seine kolonialpolitische Thätigkeit rühmlichst bekannte Verfasser hat in den „Studien und Beobachtungen aus der Südsee“ ein Werk dargeboten, das allgemeiner und tiefgehender Aufmerksamkeit und Beachtung wert ist. Zwar sind neun Jahre verflossen, seitdem er aus der Südsee heimgekehrt ist, aber, wenn sich dort auch manches geändert haben mag, so sind seine auf sorgfältige Aufzeichnungen und ein treues Gedächtnis gestützten Mitteilungen keineswegs veraltet, ist doch das vorliegende Buch zur Zeit das einzige, das den Bismarckarchipel und seine Bewohner schildert. Von besonderem Interesse sind dabei die Parallelen, die zwischen den Eingeborenen der Südsee und den vielen andern farbigen Völkern gezogen werden, namentlich den afrikanischen Negern, die der Verfasser auf seinen zahlreichen Reisen auf das genaueste kennen gelernt hat. Aber er hat nicht nur die Bevölkerung nach den verschiedensten Gesichtspunkten geschildert, sondern auch die Landesgestaltung in eingehender Weise berücksichtigt, ein Punkt, der um so mehr ins Gewicht fällt, als es sich dabei teilweise um Gebiete handelt, in die kein anderer europäischer Forscher vor dem Grafen Pfeil eingedrungen war. Dass schliefslich auch die wirtschaftlichen Fragen zu ihrem Rechte kommen, ist bei einem Manne, der so viel auf kolonialpolitischem Gebiete gethan hat, wohl selbstverständlich.

Die Eingeborenen betrachtet der Verfasser, wie er im Vorworte hervorhebt, niemals als ethnographisches Objekt, sondern stets vom psychologischen Standpunkte aus. Nach seiner Auffassung ist zur Eröffnung und Nutzbarmachung des Landes dessen Einwohner das einzig brauchbare Instrument; um dieses geschickt und mit Erfolg zu handhaben, ist genaue Kenntnis seiner Eigenschaften sowie seiner Eigenheiten, unabweisbares Erfordernis. Während des Schreibens bei der Wiedervergegenwärtigung der Arbeit vergangener Tage ist dem Verfasser mit erneuter Deutlichkeit vor Augen getreten, welche wichtige Mission Deutschland in jenen Gegenden zu erfüllen hat, und welche hohe Bedeutung in selbst rein materieller Hinsicht den Aufgaben innewohnt, die dort seiner harren.

Das dem Grossherzog von Sachsen-Weimar gewidmete Buch, das auch äusserlich in einem noblen Gewande auftritt, darf somit als eines der Hauptwerke zur Kenntnis der Südsee bezeichnet und allen Geographen wie dem weiteren Publikum auf das wärmste empfohlen werden. A. O.

Neu-Guinea von Maximilian Krieger, mit Beiträgen von A. von Danckelman, F. von Luschan, P. Matschie und O. Warburg, mit Unterstützung der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes, der Neu-Guinea Kompagnie und der Deutschen Kolonial-Gesellschaft. Berlin, Alfred Schall. 1899. 535 S., mit mehreren Karten und zahlreichen Abbildungen.

Das vorliegende stattliche Buch, als fünfter und sechster Band der von A. Kirchhoff und R. Fitzner herausgegebenen „Bibliothek der Länderkunde“

erschienen und wie seine Vorgänger in vortrefflicher Weise ausgestattet, behandelt einen Gegenstand, der sowohl bei den Geographen wie im weiteren Publikum grofses Interesse erweckt; ist doch auf Neuguinea die gröfste deutsche Besitzung der Südsee gelegen, Neuguinea selbst aber eine der gröfsten Inseln der Erde und wegen ihrer hohen natürlichen Fruchtbarkeit für die Zukunft grofse Hoffnungen erweckend. Einerseits auf Grund eines eingehenden Quellenstudiums und der an Ort und Stelle während eines nahezu dreijährigen Aufenthalts gesammelten Erfahrungen, andererseits unterstützt durch die Mitwirkung hervorragender Spezialisten entwirft der Verfasser ein Gesamtbild der Insel, dessen Hauptzüge jedenfalls für längere Zeit bestehen bleiben werden. Das Werk selbst zerfällt in folgende zehn Kapitel: I. Lage, Grösse und Umrifs. II. Entdeckungs- und Erforschungsgeschichte. III. Das Relief der Insel. IV. Klimatologie von Prof. Dr. Freiherr von Danckelman. V. Das Pflanzenkleid und die Nutzpflanzen von Neu-Guinea Von Prof. Dr. O. Warburg. VI. Die Tierwelt Neu-Guineas. Von P. Matschie. VII. Kaiser Wilhelmsland. VIII. Britisch-Neu-Guinea. IX. Holländisch-Neu-Guinea. X. Beiträge zur Ethnographie von Neu-Guinea. Von Prof. Dr. F. von Luschan. Dazu kommen ein Verzeichnis der wichtigeren Schriftwerke und Karten, sowie ein Register. Indem wir den Verfassern gebührende Anerkennung für ihre Arbeit zollen, wünschen wir ihr die weiteste Verbreitung. A. O.

Neu-Guinea und der Bismarckarchipel. Eine wirtschaftliche Studie von Hans Blum. Mit Abbildungen, Tabellen und Karten. Berlin. Schoenfeldt & Co. Verlag, Inh. Schoenfeldt u. Roscher. 1900. 225 S.

Unter dem Hinweis auf die Thatsache, dafs Neu-Guinea und der Bismarckarchipel nicht nur räumlich, sondern auch wirtschaftlich die erste Stelle unter den Deutschen Besitzungen in der Südsee einnehmen und berufen erscheinen, die wesentlichsten Stützpunkte des Deutschtums im fernen Südosten der Erde zu werden, erklärt es der Verfasser für seine Aufgabe, die Kenntnis dieser Gebiete auch weiteren Schichten zugänglich zu machen. Sein Buch soll nach Umfang und Inhalt nur zu einer „Unterrichtung" allgemeiner Art dienen, wie sie jedem wünschenswert sein mufs, der unsern kolonialen Bestrebungen nicht fremd gegenüber steht. Daher ist der „historische" Ballast aus der Geschichte der Neu-Guinea-Kompagnie gröfstenteils über Bord geworfen, dafür aber sind die Zustände in den benachbarten englischen und holländischen Schutzgebieten zum Vergleich herangezogen und in einer Reihe von Tabellen ist der Gang der wirtschaftlichen Entwickelung der Kolonie veranschaulicht worden. Der Inhalt dieses brauchbaren Buches, dem wir eine grofse Verbreitung wünschen, gliedert sich in drei Hauptabschnitte. Der erste derselben, „der politische und wirtschaftliche Werdegang Neu-Guineas" betitelt, behandelt die Entwickelung Neu-Guineas bis zum Jahre 1884, sodann die Verwaltungsthätigkeit der Neu-Guinea-Kompagnie und ihren wirtschaftlichen Wert, endlich die Missionen und ihre wirtschaftliche Bedeutung für das Schutzgebiet. Der zweite Hauptabschnitt befafst sich mit der kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung Neu-Guineas und des Bismarckarchipels, während in dem dritten die Ergebnisse der Forschungsthätigkeit in Neu-Guinea unter wirtschaftlicher Beleuchtung dargestellt sind. Den Abschlufs des Buches bilden ein Litteraturverzeichnis und ein Sach- und Namenregister. A. O.

Eine Orientreise von M. Jäger. Wilh. Germans Verlag, Schwäbisch Hall. 48 S.

Die Broschüre enthält die Beschreibung einer Reise nach Aegypten, Syrien, Konstantinopel u. s. w., sie bietet nur Bekanntes und Persönliches, kann aber

vielleicht einem unserer Leser, der etwa diese Gegenden zu bereisen wünscht, gelegentlich nützlich sein.

S. Günther, Handbuch der Geophysik. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Zweiter Band (Lief. 6—12). Stuttgart, Verlag von F. Enke, 1899.

Der kürzlich fertig gewordene zweite Band von S. Günther's wichtigem und höchst inhaltreichem Lehrbuche der Geophysik führt in konsequenter Darstellung das Lehrgebäude der physikalischen Geographie zu Ende, das der erste in viel versprechender Weise begonnen hatte. Der äusserst fleissige und schreibgewandte Verfasser behandelt zu Anfang des zweiten Bandes die Lehre von der Atmosphäre; daran schliefst er die Ozeanographie und die ozeanische Physik. Weiter folgt ein ausführliches Kapitel über die dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Wasser und Land; den Schluss der Geophysik selbst bilden nicht minder eingehende Darlegungen über das Festland mit seiner Süfswasserbedeckung. Auf dieses letzte Kapitel folgen ein Namenregister und ein Schlüssel für die Abkürzungen in den Citaten.

Im Vergleich zu der ursprünglichen Gestalt der Geophysik zeigt die zweite Auflage einen sehr bedeutenden Fortschritt. Wir erkennen diesen namentlich nach zwei Richtungen hin. Während in der ersten Auflage manches enthalten war, was in ein Lehrbuch der Geophysik nicht hineingehörte, hat der Verfasser bei der Neubearbeitung eine scharfe Scheidung vollzogen und die nicht zur Sache gehörigen Teile ausgeschieden, so dafs wir es nun mit einem einheitlichen, wenn auch nicht ganz gleichmässigem Gebilde zu thun haben. Ferner während der Hauptwert der ersten Auflage in den zahlreichen Einzelangaben und Citaten bestand, die das Werk namentlich zu Vergleichs- und Nachschlagezwecken geeignet machten, zeigt die Neubearbeitung eine konsequentere Durchführung der einzelnen Gesichtspunkte und nähert sich bedeutend mehr als früher dem hohen und schwierigen Ziele, das sich der Verfasser gesteckt hat: eine geschichtliche Entwickelung der Lehren über die Erde und ihre Teile zu geben. Indem wir den Verfasser zur Vollendung der Neubearbeitung, in der ein äufserst reichhaltiges Material nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet vorliegt und in dem eine ungeheure Fülle von Einzelheiten niedergelegt ist, beglückwünschen, geben wir der Überzeugung Ausdruck, dafs sich seine Geophysik in der neuen Gestalt auch fernerhin als ein nützliches Mittel zur Förderung sowohl des Studiums als auch der selbständigen Forschung auf diesem Gebiete bewähren wird. Auch die Verlagshandlung von F. Enke verdient volle Anerkennung dafür, dafs sie die Kosten für die Erweiterung des Werkes auf sich genommen hat, das wir hiermit allen Interessenten angelegentlichst empfehlen. A. O.

Erdkunde für höhere Lehranstalten von Adolf Pahde. 1. Teil: Unterstufe für Sexta und Quinta. Mit 16 Vollbildern und 14 Abbildungen im Texte. Carl Flemming, Buch- und Kunstdruckerei A. G., Glogau. 1899.

Der Anregung eines hochstehenden Schulmannes und dem Wunsche der Verlagsbuchhandlung entsprechend, hat der Verfasser versucht, den Schul-Lehrstoff der Erdkunde neu darzustellen auf Grund einer siebzehnjährigen auf alle Klassen verteilten Lehrthätigkeit. Die Erörterung der Grundbegriffe schliefst sich eng an das an, was der Schüler in der Heimat und an guten Abbildungen sehen kann, berücksichtigt klimatische, astronomische und stereometrische Begriffe nicht eher als durchaus nötig ist und folgt dabei im wesentlichen dem Gange, den die Entwickelung der Wissenschaft selbst genommen hat. Der

Betonung des Reliefs als Vermittelung von Natur und Karte ist in dem vorliegenden Leitfaden ebenso Rechnung getragen wie der Bedeutnng des Globus. Wesentlich ferner ist die Durchführung des Grundsatzes, dafs die Illustrationen des Buches den in der Klasse befindlichen Wandbildern gleichen; in diesem Sinne bringt die Unterstufe 16 Nachbildungen von Hölze's „geographischen Charakterbildern", während die übrigen 21 Blätter dieser trefflichen Sammlung dem zweiten Teile, der im Sommer 1900 erscheinen soll, beigegeben werden.

Da die Welt jetzt „unter dem Zeichen des Verkehrs" steht, die Lehrpläne aber die Länderkunde der aufsereuropäischen Erdteile erst für Tertia ansetzen, so hat der Verfasser schon für die Sexta die Betrachtung der „oro- und hydrographischen Verhältnisse der Erdoberfläche im allgemeinen" durch eine Staatenübersicht ergänzt.

Das Werkchen hat uns in jeder Beziehung einen vorteilhaften Eindruck gemacht; ob es aber seine Vorgänger wesentlich überragt, darüber kann nur die Erfahrung ein wohlbegründetes Urteil darbieten.

Das neue, der nationalen Politik in kolonialen und auswärtigen Dingen gewidmete Organ, die von Dr. Hans Wagner herausgegebene „Koloniale Zeitschrift" (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien), ist mit der soeben zur Ausgabe gelangten Probenummer nunmehr ins Leben getreten. — Das Programm dieser Zeitschrift wendet sich in erster Linie an die Kreise, die in Erkennung der bisher auf dem Gebiete der kolonialen Presse zu Tage getretenen Mängel das Bestehen eines gut geleiteten, dabei vollkommen unabhängigen, mafsvoll kritischen Organs als dringendes Bedürfnis empfinden. Auch das im Volke immer mehr erwachende Verständnis für die Notwendigkeit einer deutschen Weltpolitik teilt der „Kolonialen Zeitschrift" weiterhin noch aufserordentlich wichtige Aufgaben zu. Das vorliegende Probeheft nimmt bereits durch seine vorzügliche äufsere Ausstattung für sich ein. Eingeleitet wird die erste Nummer, die jedem Interessenten kostenfrei zur Verfügung steht, durch zwei vortreffliche Aufsätze des Herausgebers: „Der Kapitalistenkrieg in Südafrika" und „Von der Westküste Afrikas". Ihnen folgt ein Nekrolog, den Professor Dr Hans Meyer „Zum Gedächtnis an Oscar Baumann" verfafst hat. Aus dem übrigen reichen Inhalt seien nur noch die folgenden Beiträge und Mitteilungen hervorgehoben: Die Samoafrage. — Deutsche Unternehmungen in China. — Spanisches und ausländisches Kapital in Spanien. — Dänische Bestrebungen in Ostasien. — Deutsche Kolonisten für Honduras. — Der neue Etat unserer Reichsmarineverwaltung. — Kolonialer Warenmarkt in Hamburg. — Kolonialer Kurszettel etc. — Der Abonnementspreis beträgt bei jährlich 26maligem Erscheinen (von Neujahr 1900 ab) 2 Mark 50 Pfennig für das Vierteljahr.

R. Henriques. Der Kautschuk und seine Quellen. Verlag von Steinkopff & Springer, Dresden-Blasewitz, mit einem Anhang von Tabellen und Karten; broschiert Mk. 1,25.

Der Verfasser bespricht in vorliegender Arbeit Herkunft, Abstammung, Handelsnamen, äussere Merkmale, Gewinnungsmethoden, sowie den praktischen Wert der einzelnen Handelssorten und giebt in besonderem Tabellen-Anhang auch noch eine Übersicht über den mittleren Preis des Rohstoffs, den durchschnittlichen Waschverlust, sowie den mittleren Preis der gereinigten Ware an. Bemerkenswert sind aufser den Tabellen auch die Karten über die Verbreitungsgebiete, sowie über die Ausfuhrhäfen des Kautschuks.

Eugen Obach, Die Guttapercha, mit einer Einführung von Prof. Dr. Karl Schumann. Verlag von Steinkopff & Springer, Dresden-Blasewitz. Mit 63 Illustrationen. Preis broschiert 6 Mk.

In diesem Werke hat Obach, der kürzlich verstorbene Chemiker der weltberühmten Kabelfabrik Siemens Brothers, unter Berücksichtignng aller bisherigen Forschungen und Untersuchungen über diesen wichtigen Handelsartikel eine Monographie über die Guttaperchs geschrieben, die sich durch Vollständigkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit auszeichnet. Durch seinen reichen Inhalt, durch die vielen in Tabellen niedergelegten Analysen-Resultate, sowie besonders die überaus reichhaltige Quellenangabe wird das Werk für jeden Fabrikanten und Händler, für jeden Chemiker und für jeden Geographen, der sich mit der vielfach noch wenig verstandenen Guttapercha beschäftigen will, unentbehrlich und bildet somit in der einschlägigen Litteratur eine wichtige Bereicherung.

Land und Leute. Monographien zur Erdkunde herausgegeben von A. Scobel. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1899.

Zu den von uns früher besprochenen Teilen dieses reizvollen Unternehmens sind im Laufe des vergangenen Sommers drei neue hinzugekommen. Die gemeinsamen Züge derselben bestehen in einem sehr reichen Bilderschmucke und in einer verständigen und geschmackvollen Darstellung, die auf gelehrte Auseinandersetzungen verzichtet, aber doch auf solider Grundlage beruhend das mannigfaltige Material mit einer gewissen Gründlichkeit bewältigt. Die neuen Bändchen behandeln die Schweiz, Tirol und Norwegen, also die beliebtesten Hochgebirgsreiseziele Europas, die neben einander an der Hand der Monographien zu betrachten, einen hohen Genufs gewährt, auch ohne dafs man die Länder besucht hat; noch gröfsere Freude freilich wird derjenige empfinden, der sich zum Besuch derselben vorbereiten oder in der Erinnerung schöner Reisetage schwelgen darf. Nachdem wir den gemeinsamen Charakter der drei vorliegenden Bände kurz besprochen haben, begnügen wir uns damit, den Inhalt eines jeden anzugeben, indem wir unsere Leser ermahnen, sich gegebenen Falls die durchaus preiswerten Werkchen selbst anzuschaffen.

Norwegen von Prof. Dr. Sophus Ruge. 140 S. Mit 115 Abb. und einer Karte. 3 Mk. Inhalt: I. Einleitung. II. Lage und Bodengestalt. III. Fjorde, Strandebenen, Inseln. IV. Klima, Pflanzen und Tierwelt. V. Bevölkerung. VI. Das Reisen in Norwegen. VII. Kristiania und Umgebung. VIII. Die südlichen Thäler. IX. Norwegen westlich vom Gebirge. X. Norwegen nördlich vom Gebirge. XI. Das Nordland. XII. Tromsö und Finmarken.

Schweiz von J. C. Heer. 192 S. mit 181 Abbildungen, einer Buntdrucktafel und einer farbigen Karte. 4 Mk.
Inhalt: I. Einleitung. II. Geographische Übersicht. III. Geschichtlicher Überblick. IV. Die Bodenseelandschaft. V. Die Rheinlandschaft. VI. Der Schweizerische Jura. VII. Das Zürcherische und Aargauer Mittelland. VIII. Das Berner und Freiburger Mittelland. IX. Die Waadt und der Genfersee. X. Das Schweizerische Alpenland. Die Voralpen von St. Gallen und Appenzell. XI. Die Hochalpen von Glarus und Graubündten. XII. Die Urschweiz und die südlichen Voralpen. VIII. Das Berner Oberland, die Freiburger und Waadtländer Alpen. XIV. Das Wallis und der Monthlanc. XV. Klima, Pflanzen und Tierwelt. XVI. Bevölkerung.

Tirol von Max Hanshofer. 198 S. mit 200 Abbildnngen und einer farbigen Karte. 4 Mk. Inhalt: I. Einleitung. II. Geographische Übersicht. III. Klima, Pflanzen und Tierwelt. IV. Geschichtliche Übersicht. V. Bevölkerung. VI. Das Unterinnthal und seine Nachbarschaft. VII. Nordwest-Tirol. VIII. Vorarlberg. IX. Vintschgau. X. Silltbal, Brenner und Bozen. XI. Pnsterthal nnd Tauern. XII. Etschthal von Bozen bis Verona XIII. Nonsberg nnd Indicarien. A. O.

Geographisches Handbuch zu Andrees Handatlas, herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter von A. Scobel. Dritte völlig neu bearbeitete Auflage. Mit 171 Kärtchen und Figuren im Texte. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. 993 S. Mk. 12.50.

Die vorliegende dritte Auflage des Geographischen Handbuches darf allen denen warm empfohlen werden, die sich rasch über irgend geographische Fragen orientieren oder ihren Atlas verstehen wollen und wendet sich hauptsächlich an Gebildete aller Stände, die im praktischen Leben stehen und sich namentlich für politische, wirtschaftliche nnd statistische Verhältnisse interessieren. Von ähnlichen Unternehmungen unterscheidet es sich zu seinem Vorteil dadurch, dafs die einzelnen Abschnitte von meist hervorragenden Specialkennern der betreffenden Gebiete verfafst sind nnd daher einen besonders hohen Grad von Zuverlässigkeit und Zweckmäfsigkeit darbieten. Auf die in solchen Büchern so beliebten Abbildungen hat der Verfasser verzichtet, dagegen in reicher Fülle kleinere Karten und statistische und andere Diagramme in den Text verstreut. Im folgenden geben wir noch einen Überblick über den Inhalt des sehr brauchbaren Werkes nnd seine Bearbeiter:

A. Allgemeine Erdkunde:

I. Die Erde als Weltkörper von Prof. Dr. W. Foerster. II. Die Lufthülle der Erde von Prof. Dr. A. von Danckelman. III. Die Erdoberfläche von Prof. Dr. Albr. Penck. IV. Die Ozeane von Prof. Dr. O. Krümmel. V. Die Pflanzenwelt der Erde von Prof. Dr. O. Drude. VI. Die Tierwelt der Erde von Prof. Dr. K. Moebius. VII. Die Bevölkerung der Erde von Prof. Dr. E. Schmidt.

B. Länder- nnd Staatenkunde:

VIII. Europa von den Professoren Dres. S. Ruge, O. Krümmel nnd R. Credner. IX. Asien von Prof. Dr. J. J. Rein. X. Afrika von Prof. Dr. O. Lenz. XI. Amerika von A. Scobel und Dr. H. Polakowski. XII. Australien und Ozeanien von Dr. E. Jnng. XIII. Südpolarländer von A. Scobel.

C. Weltprodnktion, Weltbandel und Weltverkehr.

XIV. Die Weltprokuktion von Prof. Dr. F. von Jnrascbek. XV. Der Welthandel von Prof. Dr. F. von Jnraschek. XVI. Der Weltverkehr von Dr M. Geistbeck. A. O.

Bibliotheca Geographica. herausgegeben von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, bearbeitet von Otto Baschin. Bd. V. Jahrgang 1896. Berlin 1899.

Der fünfte Band der Bibliotheca Geographica, der bekanntlich den Teilnehmern des siebenten internationalen Geograpbenkongresses gratis dargeboten wurde, ist seinen Vorgängern würdig, ja er ist insofern noch besser als diese, denn er zeigt u. a. als neue Ergänzung ein Autorenregister mit Hinweis auf diejenige Seitenzahl, wo die betreffenden Arbeiten verzeichnet sind. Indem wir auf unsere früheren Besprechnngen dieses höchst verdienstvollen nnd gänzlich unentbehrlichen Werkes verweisen, haben wir noch unserer Freude über zwei

wichtige, die Bibliotheca betreffende Ereignisse Ausdruck zu gehen. Das eine betrifft den Umstand, dafs in Anerkennung der Gemeinnützigkeit des Unternehmens von Seiner Majestät dem Kaiser ein dauernder Zuschufs zu den Kosten des Werkes aus dem Dispositionsfonds bewilligt nnd somit der Bestand der Bibliotheca in materieller Hinsicht für die Zuknnft gesichert ist. Das zweite wichtige Ereignis hesteht darin, dafs während des Berliner Geographenkongresses auf Vorschlag des Londoner Geographen Dr. H. R. Mill der Beschlufs gefafst wurde, anzuerkennen, dafs die Bibliotheca Geographica ihren Zwecken völlig entspreche und eine internationale Bedeutung habe. Die Schöpferin der Bibliotheca, die Gesellschaft für Erdkunde, und ihr Bearbeiter, Herr Otto Baschin, dürfen mit Recht stolz auf diese Anerkennung sein; sie liefert, wie manche andere Thatsache, den Beweis, dafs die deutsche geographische Wissenschaft auf der Höhe der Zeit steht.

O. Finsch, Systematische Übersicht der Ergebnisse seiner Reisen und schriftstellerischen Thätigkeit (1859—1899). Berlin, R. Friedländer & Sohn. 1899.

In dieser seiner jüngsten Veröffentlichnng zieht O. Finsch, wie bekannt langjähriges Vorstands- und Ehrenmitglied der Geographischen Gesellschaft in Bremen, das Facit seines thaten- und arbeitsreichen Lebens. Auf 153 Seiten gieht er eine ins Einzelne gehende Übersicht über seine Reisen, Ausstellungen, Schriften, Ausze . .nungen u. s. w. Bereits im Jahre 1876 hatte er ein „Verzeichnis der litterarischen Arbeiten“ erscheinen lassen; das vorliegende Werkchen enthält ei .e zweite Zusammenstellung und umfafst zngleich seine Reisen aufserhalb Europas, über die bisher eine Übersicht fehlte. Dieses bietet die hauptsächlichsten Daten über Entstehung, Zwecke, Ziele, Verlauf nnd sonstige Verhältnisse jeder dieser Reisen, sowie deren Ergehnisse. Unter den letzteren werden u. a. die Sammlungen und der mannigfaltige Inhalt derselben angeführt mit Nachweis ihres Verbleibs und der etwaigen Bearheitung. Das Schriftenverzeichnis beschränkt sich nicht auf blofse Titel, sondern giebt erläuternde Bemerkungen über den wichtigsten Inhalt und der etwaigen Beziehungen der Publikationen zu einander. die innerhalh der Disziplin geographisch geordnet sind nnd hier wieder chronologisch aufeinander folgen.

Ed. Beiche, Erklärung geographischer Namen. Glogau, Carl Flemming. Buch- und Kunstdruckerei, A.-G Ohne Angabe des Jahres. Broch. ℳ 2.40.

Wie der Verfasser im Vorwort erklärt, soll vorliegendes Büchlein namentlich Lehrern und Lernenden eine Handreichung bieten beim Unterricht in der Geographie. Obwohl schon ähnliche Schriften vorhanden sind, so kann man die neu erschienene doch nicht als überflüssig erklären, da sie teilweise eine andere Richtung einschlägt. Sie berücksichtigt nämlich speciell die in der mathematischen nnd physischen Erdknnde vorkommenden Bezeichnnngen, ferner die alte Geographie und die deutschen Kolonien. Anch hinsichtlich der preufsischen nnd dentschen Ortsnamen ist das Werkchen reichhaltiger als seine Vorgänger. Die Erklärungen selbst sind kurz gehalten und soweit unsere Prüfung reicht, richtig. Die äufsere Ausstattung des Werkchens ist tadellos.

Volks-Karten. Karten über die Verteilung der Bevölkerung im Regierungsbezirk Oberfranken, Bezirksamt Garmisch, Herzogtum Oldenburg, in der

Lichtenfelser Gegend und im 9. Bezirk der Stadt München nach neuer Methode gezeichnet und erläutert von Chr. Sandler. Mit drei statistischen Listen und sieben Karten. Preis in Leinwand gebunden Mk. 6.—. München. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. 1899.

Das Werk zeigt an vollständig durchgeführten Beispielen aus dem Hochland, dem Mittelgebirg und dem Tiefland, aus einem Industriegebiet und einem grofsstädtischen Stadtbezirk eine neue Methode der kartographischen Darstellung der Bevölkerungsdichte. Bekanntlich haben die bisherigen Methoden entweder nur die althergebrachten schachbrettartigen Darstellungen geliefert, oder sie haben an Höhenschichtenkarten erinnernde, meist aufserordentlich bunte Blätter ergeben, oder endlich sie haben sich auf mehr siedelungskundliche Spezialarbeiten beschränkt. Der Verfasser hat von alledem abgesehen. Er teilt zunächst die Bevölkerung nach der Art und dem Grad ihrer Abhängigkeit vom Boden in Gruppen und stellt dann jede Gruppe nach einer besonderen Methode dar. Er erhält auf diese Weise Kartenbilder, die offenbare Naturtreue und gröfste Klarheit mit einer überraschenden Fülle von Thatsachen verbinden. Es liegt auf der Hand, dafs diese „Volkskarten“ dem Forscher, insbesondere dem Geographen, dem Nationalökonomen und dem Statistiker ein willkommenes Hilfsmittel zu ihren Studien sein werden; sie werden aber auch weiteren Kreisen nicht minder schätzbare Dienste leisten.

Rudolf Sonndorfer, Die Technik des Welthandels. Zweite vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Wien und Leipzig 1900. Alfred Hölder. 496 S.

Der Verfasser, Direktor der Wiener Handelsakademie, hat das vorliegende Werk zunächst für den praktischen Gebrauch aller derjenigen Personen bestimmt, die mit dem Welthandel in irgend einer unmittelbarer Beziehung stehen und wir möchten daher in erster Linie unsere Kaufleute auf diese wichtige Arbeit aufmerksam machen. Aber es leistet auch denen Nutzen, die sich indirekt mit dem Welthandel zu befassen haben, also z. B. Wirtschaftsgeographen und Nationalökonomen. Das Werk zerfällt in einen allgemeinen und in einen speziellen Teil. Der allgemeine Teil umfafst vier Hauptabschnitte: 1. die Waarenbörsen, deren Einrichtung und Bedeutung für den internationalen Handel. 2. Das Mafs- und Gewichtswesen im internationalen Handel und Verkehr. 3. Die Güterbeförderung im internationalen Verkehr. 4. Die Währungsverhältnisse und Devisen-Notirungen auf den überseeischen Plätzen und die Wertausgleichung beim Ex- und Import. Der specielle Teil behandelt in sieben Abschnitten den internationalen Handel der Hauptstapelartikel, nämlich Getreide und Mehl, Raps und Leinsaat, Rüb- und Leinöl, Spiritus, Petroleum, Zucker, Kaffee und Baumwolle. A. O.

Druck von Carl Schünemann, Bremen.



